A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

36. JAHRGANG, MÄRZ 2000, HEFT 1

PETER STEINBACH: Henryk Skrzypczak. Über „Eska", auch „Eskanowitsch" genannt

SIGRID KOCH-BAUMGARTEN: Ein Linkssozialist und „Sturmvogel" als internationaler Gewerkschaftssekretär. Edo Fimmen in der Internationalen Transportarbeiterföderation (1919–1942)

ANDREAS GRAF: Die Familie Krüschet im Widerstand

REINHARD MÜLLER: Der Fall Werner Hirsch. Vom KZ Oranienburg in die Moskauer Lubjanka

THOMAS REICHEL: „Feste Burgen der Partei"? Aufbau und Rolle der SED-Betriebsgruppen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) 1946–1949

MATTHIAS WAGNER: Aktenvernichtungen in der Wende

WOLFGANG ECKERT: Michail Aleksandrovič Bakunin (1814–1876). Eine moderne Biographie?

TAGUNGSBERICHT • NEUE LITERATUR

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 1/00

PETER STEINBACH: Henryk Skrzypczak. Über „Eska", auch „Eskanowitsch" genannt 1

SIGRID KOCH-BAUMGARTEN: Ein Linkssozialist und „Sturmvogel" als internationaler Gewerkschaftssekretär. Edo Fimmen in der Internationalen Transportarbeiterföderation (1919–1942) 12

ANDREAS GRAF: Die Familie Krüschet im Widerstand 29

REINHARD MÜLLER: Der Fall Werner Hirsch. Vom KZ Oranienburg in die Moskauer Lubjanka 34

THOMAS REICHEL: „Feste Burgen der Partei"? Aufbau und Rolle der SED-Betriebsgruppen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) 1946–1949 62

MATTHIAS WAGNER: Aktenvernichtungen in der Wende 100

WOLFGANG ECKERT: Michail Aleksandrovič Bakunin (1814–1876). Eine moderne Biographie? 117

MICHAEL F. SCHOLZ: Willy Brandt – Perspektiven aus den Exiljahren. Ein Tagungsbericht 125

NEUE LITERATUR

Fedor I. Dan und Otto Bauer. Briefwechsel (1934–1938). Hrsg. von Hartmut Rüdiger Peter, Frankfurt a. M. und New York 1999 *(Henryk Skrzypczak)* 127

Günter Reimann und Herbert Wehner, Zwischen zwei Epochen. Briefe 1946. Hrsg. von Claus Baumgart und Manfred Neuhaus. Mit einem Vorwort von Hermann Weber, Leipzig 1998 *(Jochen Černý)* 128

Ernst Wolfgang Becker, Zeit der Revolution! Revolution der Zeit? Zeiterfahrungen in Deutschland in der Ära der Revolutionen 1789–1848/49, Göttingen 1999 *(Gunther Hildebrandt)* 129

Stefan Scheil, Die Entwicklung des politischen Antisemitismus in Deutschland zwischen 1881 und 1912. Eine wahlgeschichtliche Untersuchung, Berlin 1999 *(Wolfgang Kaiser)* 130

Siegfried Weichlein, Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen, Göttingen 1996;
Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich. Hrsg. von Detlef Schmiechen-Ackermann, Berlin 1997;
Arbeiterpartei und Großstadtpolitik. Zum Wandel der SPD in Hamburg im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Uwe Lohalm, Hamburg 1996;
Walter Tormin, Die Geschichte der SPD in Hamburg 1945 bis 1950, Hamburg 1995;
Der Landkreis Harburg 1918–1949. Gesellschaft und Politik in Demokratie und nationalsozialistischer Diktatur. Hrsg. von Dirk Stegmann, Hamburg 1994 *(Karsten Rudolph)* 131

Christine Arbogast, Herrschaftsinstanzen der württembergischen NSDAP. Funktion, Sozialprofil und Lebenswege einer regionalen NS-Elite 1920–1960, München 1998 *(Albrecht Götz von Olenhusen)* 134

Gerd Krämer, „Bollwerk der Sozialisten des Nordens". Die Anfänge der Altonaer Arbeiterbewegung bis 1875, Hamburg 1997 *(Peter Kuckuk)* 135

Dirk Walter, Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik, Bonn 1999 *(Wolfgang Wippermann)* 138

Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990. Hrsg. von Arnd Bauerkämper, Martin Sabrow und Bernd Stöver. Christoph Kleßmann zum 60. Geburtstag, Bonn 1998 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 139

Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945–1950. Hrsg. von Sergej Mironenko, Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Koordination) in Verbindung mit Volkhard Knigge und Günter Morsch. Bd. 1: Studien und Berichte. Hrsg. und eingel. von Alexander von Plato, Berlin 1998;
Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945–1950. Hrsg. von Sergej Mironenko, Lutz Niethammer und Alexander von Plato (Koordination) in Verbindung mit Volkhard Knigge und Günter Morsch. Bd. 2: Sowjetische Dokumente zur Lagerpolitik. Eingel. und bearb. von Ralf Possekel, Berlin 1998 *(Annette Kaminsky)* 141

Regine Marquardt, Das JA zur Politik. Frauen im Deutschen Bundestag (1949–1961). Ausgewählte Biographien, Opladen 1999 *(Annette Kaminsky)* 143

Philipp Springer, „Da konnt' ich mich dann so' n bißchen entfalten". Die „Volkssolidarität" in der SBZ/DDR 1945–1969, Frankfurt a. M. u. a. 1999 *(Annette Kaminsky)* 145

Spurensicherung. Zeitzeugen zum 17. Juni 1953. Hrsg. von der Unabhängigen Autorengemeinschaft „So habe ich das erlebt", Schkeuditz 1999 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 147

Australian Labour History Reconsidered. Ed. by David Palmer, Ross Shanahan and Martin Shanahan, Adelaide 1999 *(Frank Paschen)* 149

Sheila Fitzpatrick, Everyday Stalinism. Ordinary life in extraordinary times: Soviet Russia in the 1930s, New York und Oxford 1999 *(Ralf Zwengel)* 150

Miklós Kun, Prague Spring – Prague Fall. Blank Spots of 1968, Budapest 1999 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 151

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE 153

PROJEKTFRAGEBOGEN 155

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Wolfgang Eckhardt, Hohenzollerndamm 194, D-10717 Berlin, E-mail: w.eckhardt@snafu.de

Andreas Graf, Dr. phil., IWK-Redaktion, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, E-mail: graf@gdw-berlin.de

Sigrid Koch-Baumgarten, Dr. phil., Privatdozentin, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, E-mail: kochbaum@zedat.fu-berlin.de

Reinhard Müller, Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, D-20148 Hamburg, E-mail: reinhard_mueller@his-online.de

Thomas Reichel, M. A., Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Am Kanal 4/4a, D-14467 Potsdam, E-mail: reichel@zzf-pdm.de

Michael F. Scholz, Dr. phil., Privatdozent, Historisches Institut, Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, Domstraße 9a, D-17489 Greifswald, E-mail: m.f.scholz@imails.de

Peter Steinbach, Dr. phil., Professor, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, E-mail: polhist1@zedat.fu-berlin.de

Matthias Wagner, Dr. phil., Mühlenstraße 19, D-14452 Saarmund

Die IWK im Internet

Die IWK ist jetzt auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Veranstaltungshinweise und Ankündigungen sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie jetzt auch per E-mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-55056 (A. Graf); 030/838-52368 (F. J. Frohn); Telefax: 030/838-55057
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE 811 304 768

Vertrieb: FSP GmbH, Müllerstraße 163, D-13353 Berlin

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft DM 20,–, Doppelheft DM 40,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,– bzw. DM 30,–, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement DM 67,–, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,–, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: DM 5,–, Ausland: DM 12,–). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/1552 0000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahrs (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt DM 5,– pro Heft bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Herstellung: Dr. Hans Theissen, Jablonskistraße 35, 10405 Berlin
Druck: MercedesDruck GmbH, Landfliegerstraße 11, D-12487 Berlin

Henryk Skrzypczak

Über „Eska", auch „Eskanowitsch" genannt

Von Peter Steinbach

Im 36. Jahrgang, der mit diesem Heft beginnt, erscheint die „Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" unter einer neuen Herausgeberschaft.

Was sie war und geworden ist, verdankt die IWK Henryk Skrzypczak als ihrem Herausgeber von Anbeginn und Gunter Krüschet[1] als dem langjährigen, seit 1972 hauptverantwortlichen Redakteur. Die Redaktion der Zeitschrift war in den siebziger Jahren fast eine Art Durchlauferhitzer für ihre Mitarbeiter, für Rezensenten und Beiträger gewesen. Dies war das Verdienst eines ehemaligen Mediävisten, der sich durch einen für ihn überraschenden Quellenfund auf ein ganz anderes Forschungsgebiet hat führen lassen.

Als Redakteur der ersten acht Hefte ist neben anderen zunächst Peter Lösche ausgewiesen. Als dieser ein Kennedy-Stipendium wahrnahm, trat 1969 Hans H. Biegert vertretungsweise an seine Stelle. Zum Redakteursteam gehörte auch Rita Klunkert. Im April 1972 tauchte erstmals der Name von Gunter Krüschet, den der Historiker Hans-Dietrich Loock empfohlen hatte, im Impressum auf – ab Heft 1 des 10. Jahrganges (1974) mit dem offiziellen Zusatz „(verantw.)". Ab Ende des Jahres 1972 gehörte auch Walter Momper für begrenzte Zeit der Redaktion an. Ende 1975 kam Dirk H. Müller dazu. Für die Projektverzeichnisse und die Abstimmung mit den Rezensenten übernahm schließlich Franz J. Frohn Anfang 1980 die Verantwortung.

Die Beiträge der zunächst nur hektographierten Zeitschrift stammten von zahlreichen Historikern aus aller Welt, die zeigten, wie rasch das neue Organ zu einem wichtigen wissenschaftlichen Vermittler wurde. Viele von ihnen wußten sich rasch einen Namen zu machen. Nach dem Fall der Mauer trat ein von Dirk H. Müller geleiteter Diskussions- und Arbeitskreis vor allem Berliner Interessenten hinzu, dessen Kern zunächst die Sektion „Geschichte der Arbeiterbewegung" innerhalb der Historischen Kommission zu Berlin war, in den aber bald jene stießen, die vorher nach Alternativen zur orthodoxen Parteigeschichtsschreibung gesucht hatten. Unter ihnen war auch Andreas Graf, der Mitte 1992 in den Beirat der IWK gewählt wurde.

So wurde aus der Zeitschrift, die zunächst nur in der Zusammenarbeit von Friedrich-Ebert-Stiftung und Historischer Kommission veröffentlicht werden konnte und zuerst am Friedrich-Meinecke-Institut erschienen war, in rund sieben Jahren eine Institution, die nicht zuletzt der Berliner Wissenschaftspolitik half, eine Brücke nach Ost- und Ostmitteleuropa zu schlagen. Dies war nur möglich mit Hilfe der regelmäßig stattfindenden „Linzer Konferenz", bei der sich – auf politisch neutralem Boden – alle diejenigen aus Ost und West trafen, die sich für die Geschichte der Arbeiterbewegung interessierten.

1 Henryk Skrzypczak, Gunter Krüschet zum Gedächtnis, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 2, S. 173–175.

Der erste Tagungsbericht stammte von Henryk Skrzypczak und wurde in der IWK publiziert, und es wurde deutlich, daß sich in Linz Historiker aller Richtungen stritten und sich miteinander zu messen suchten, dort zumindest ihre Positionen markierten.

Die IWK bewährte sich in diesem internationalen Kräftemessen, Streiten und Austauschen auch, weil ihre Mitarbeiter zwei Ziele verbanden: der Wille zur Erforschung der Arbeiterbewegung und die Absicht, sich einer gegenwartsorientierten und vor allem geschichtslegitimatorisch gerechtfertigten ideologischen Parteinahme zu enthalten. Dies schuf die Voraussetzungen für die bemerkenswerte Empfehlung des Wissenschaftsrates, auch nach der für 1995 ins Auge gefaßten Veränderung der Historischen Kommission zu Berlin diese Zeitschrift zu erhalten, der der damalige Wissenschaftssenator Erhardt Folge leistete. Die Zeitschrift sollte nun an der Freien Universität herausgegeben werden.

So kehrte ihr Herausgeber Henryk Skrzypczak fast ein Jahrzehnt nach seiner Pensionierung an die Freie Universität Berlin zurück. Alle, die diesen Übergang von seiten der Senatsverwaltung, der Historischen Kommission und aus der IWK heraus gestaltet hatten, stellten sich seit 1997 auf eine neue Phase konzentrierten Arbeitens ein. Nach zwei Jahren aber stand die IWK vor einer neuen, ganz unerwarteten und schmerzlichen Herausforderung, die in der tödlichen Erkrankung des weithin respektierten Redakteurs Gunter Krüschet ihren Ausgangspunkt hatte. Damals war es selbstverständlich, daß alle in Berlin ansässigen engeren Mitarbeiter der Redaktion und des Beirats einsprangen, um die notwendigen Arbeiten zu tun, weil es die zentrale Leitung der FU nicht einmal in die Wege zu leiten wußte, aus den beträchtlichen Senatsmitteln, die der IKW jährlich zur Verfügung standen, unverzüglich einen Vertreter des Erkrankten mit der Redaktionsarbeit zu beauftragen.

Als Gunter Krüschet im September 1999 nach schwerer Krankheit verstarb, war allen, die die IWK bis dahin als Mitglieder des Beirats oder als Redakteure begleitet hatten, bewußt: Nach dem nur wenige Jahre vorher bewältigten Übergang von der Historischen Kommission zur Freien Universität mußte eine neue und schwierige Phase auf die Zeitschrift zukommen. Niemandem war dies klarer als dem langjährigen Herausgeber Henryk Skrzypczak.

Für Außenstehende war dies nicht ohne weiteres voraussehbar und schon gar nicht einsichtig gewesen, denn sie setzten auf die Nachwirkung einer unbefristeten Finanzierungszusage, die der damalige Berliner Wissenschaftssenator Erhardt vor dem Abgeordnetenhaus gegeben und in die Form eines Vertrages zwischen Historischer Kommission und Freier Universität gebracht hatte. Zeitlich unbegrenzt wollte die Senatsverwaltung durch eine Erhöhung des FU-Plafonds die Stelle des gesamtverantwortlichen Redakteurs finanzieren und so die Anregung des Wissenschaftsrates aufnehmen, die IWK als eines der angesehenen Organe einer Geschichte der Arbeiterbewegung zu erhalten. Daß diese Arbeitsgrundlage zerstört zu werden droht, liegt nicht an der Senatsverwaltung, sondern an der Freien Universität Berlin.

Der Tod von Gunter Krüschet weckte offensichtlich auf seiten der Präsidialverwaltung der Freien Universität merkwürdige Begehrlichkeiten, denn der Leiter des Präsidialamtes stellte sich vor, die Redakteursstelle aus dem Überhangpool der Berliner Beschäftigten des öffentlichen Dienstes besetzen und die von staatlicher Seite

zugesicherten Finanzierungskosten dem Universitätshaushalt zuschlagen zu können. Auch hörte man, daß ihm die Auflage nicht hoch genug erschien. Es sei deshalb gesagt, daß fast siebenhundert Abonnements ein guter Grund für manche wissenschaftliche Zeitschriftenredaktion wäre, sich als höchst vital zu bezeichnen. Wer weiß, wohin die „Zlatkoisierung" – um an eine Person aus der Pseudodokumentation „Big Brother" von RTL 2 anzuknüpfen, also die demonstrativ zur Schau gestellte Bildungs- und Traditionslosigkeit – die Freie Universität Berlin noch treiben wird?

Hier ist nicht der Ort, um die Mischung aus Enttäuschung und Entsetzen sichtbar zu machen, die mich als den von Henryk Skrzypczak in seine Nachfolge gebetenen Kollegen seit einigen Monaten angesichts der leichtfertig produzierten Schwierigkeiten überfällt, welche die Universitätsleitung dem verantwortlichen Herausgeber der IWK zugemutet hat. Es geht bei der Zurückweisung der Einflußnahme auf die Stellenbesetzung aus der Zentralen Universitätsverwaltung der FU zunächst um die Tradition der Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung an der FU Berlin und um die Sicherung des Lebenswerks des verstorbenen Gunter Krüschet und des IWK-Herausgebers Skrzypczak, den die Redaktionsmitglieder als „Eska" titulierten. Diese Abkürzung klang liebevoll, rätselhaft, ein wenig revolutionär, denn man dachte an „Iskra", und wenn Dirk H. Müller diese Abkürzung russifizierte, dann wußte man: Hier kamen Distanz und Verehrung, Konspiration und Humor, Loyalität und Engagement zusammen.

Diese Mischung veranlaßte die Beteiligten, unbeeinflußt von Belastungen für „die IWK" einzutreten. Das war besonders wichtig, als im rüden Umgang eines Teils der politischen Universitätsleitung mit der Zeitschrift manches in den Vorstellungen der Verantwortlichen zusammenkam, das mit Sicherheit nicht nur den Willen zu Sparsamkeit und Kostenbewußtsein im öffentlichen Dienst spiegelte, sondern auch jene Willkür, die nicht selten die Folge von Veränderungen war, die man hingenommen hatte, weil man in den weit zurückliegenden Jahren die Macht der Ordinarien brechen wollte. An deren Stelle waren nicht selten neue Abhängigkeiten getreten, die an die Stelle der Ordinarienherrlichkeit die strukturelle Verantwortungslosigkeit gesetzt hatten. Die beschworene Vernunft, Leistungsbereitschaft und Innovation werden, und das wäre in der Dokumentation des innerhalb der FU-Leitung produzierten Reibungsverlustes nachweisbar, oft genug an einer politisierten Gruppenuniversität wie der FU verletzt.

Um so merkwürdiger und um so weniger nachvollziehbar war diese Haltung, als die IWK beim Übergang von der Historischen Kommission zur Freien Universität solide durch einen unbefristeten Zuschuß der Senatsverwaltung finanziert worden war und klar war, daß sie die Freie Universität auch in Zukunft nichts kosten würde. Dies ist durch ein deutliches Bekenntnis des Staatssekretärs der Wissenschaftsverwaltung Dr. Josef Lange[2] für die Bestellung eines wissenschaftlich qualifizierten Redakteurs noch einmal bestätigt worden – gegen die Universitätsverwaltung,[3] die sich die grundsätzliche

2 Schreiben des Staatssekretärs beim Senator für Wissenschaft, Forschung und Kultur II C 2 an den Präsidenten der FU vom 14. 4. 2000.

3 Schreiben der Vizepräsidentin der Freien Universität Berlin VP 3 an Peter Steinbach vom 18. 4. 2000. Zum gesamten Vorgang vgl. die Unterlagen des Akademischen Senats der FU Berlin C 3597/2000 zur Sitzung des Akademischen Senats vom 17. 5. 2000.

Entscheidung bei der Einstellung eines wissenschaftlichen Redakteurs vorbehielt, dessen Arbeit letztlich der in die Einflußlosigkeit abgedrängte Herausgeber zu verantworten haben sollte. Es war schon beeindruckend, daß auch der Institutsrat gegen diese Haltung der Universitätsleitung Protest einlegte – einstimmig übrigens.[4]

Mit Hilfe des schwer erkrankten Gunter Krüschet war Andreas Graf noch in die Aufgabe eines ihn zunächst krankheitshalber vertretenden Redakteurs eingewiesen worden. Skrzypczak verstand so wenig wie andere Beteiligte, warum dies für die Universitätsverwaltung nicht akzeptabel sein sollte, deren Bearbeitung des Antrags auf Besetzung einer Krankenvertretung und schließlich eines Nachfolgers von Krüschet das Beispiel eines willkürlichen Verwaltungshandelns bot, das nur im Wildwuchs einiger pseudodemokratischer Universitätsstrukturen möglich ist und einen vielzitierten Roman wie „Campus" aus der Feder des Hamburger Anglisten Dieter Schwanitz zu einer Art Heimatbeschreibung macht.

Im Jahr 1999 war es jedenfalls nur dem Einsatz freiwillig tätiger Redakteure wie Dirk H. Müller und Andreas Graf, der schließlich nur aus Werkvertragsmitteln honoriert werden konnte, zu danken gewesen, daß, wenngleich mit halbjähriger Verspätung, Anfang Mai 2000 das letzte Heft des Jahrgangs 1999 der IWK ausgeliefert werden konnte. In diesem Heft kündigte Henryk Skrzypczak, Motor und Seele seiner Zeitschrift, für alle überraschend an, daß er nach 35 Jahren den Rückzug als Herausgeber antreten wolle, allein aus triftigen gesundheitlichen Gründen, aber – und das war spürbar – mit schwerem Herzen. Sein Name ist längst zu einem Begriff geworden, den – obwohl zwei Vokale mit acht Konsonanten – heute jeder leicht aussprechen kann, der sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung beschäftigt. Viele Jahre hat er die IWK auf der „Linzer Konferenz" vertreten und sich dort zum scharfsinnigen und doch Brücken schlagenden Beobachter vieler Forschungsansätze in der Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung entwickelt.

Es ist ebenso selbstverständlich wie nachvollziehbar, wenn ich hier als sein Nachfolger in der Herausgeberschaft angesichts dieses Staffettenwechsels bekenne: Der Appell – „Herr Steinbach, übernehmen Sie"[5] – ist mir in die Knochen gefahren. Dies weniger wegen der nicht objektiv drückenden, sondern durch Verwaltungshandeln entstandenen fiskalischen Schwierigkeiten, mit denen ich mich seit dem Wechsel der IWK in den Geschäftsbereich des Otto-Suhr-Instituts zu befassen hatte, dies auch nicht wegen der Schwierigkeiten, die nicht zuletzt im Leitungsbereich der FU produziert wurden, aus welchen Gründen auch immer. Sondern dies vor allem, weil mir plötzlich bewußt wurde, mit welcher Umsicht, mit welchem Engagement und mit welcher Kompetenz „Sk.", wie wir ihn auch liebevoll schrieben, die IWK vom Mitteilungsblatt über Archivbestände und Forschungsvorhaben zu einem wichtigen Organ der Geschichtswissenschaft gemacht hatte. Diese Zeitschrift trug sich selbst und machte mit ihren Auflagen, die zuweilen in die zweite und dritte gingen, niemals – sieht man von den Redakteurskosten ab – rote Zahlen.

4 Sitzung des Institutsrates des Otto-Suhr-Instituts vom 10. 5. 2000.

5 Henryk Skrzypczak, Abschiedswort in eigener Sache, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 4, S. 467 f., Zitat: S. 468.

Nun ist die Situation da, um mit Adenauer zu sprechen, und eine meiner ersten Aufgaben ist es deshalb, dem Vorgänger Dank zu sagen. Dies ist keine der üblichen Formalien und auch kein Lippenbekenntnis, sondern Ausdruck meines tief empfundenen Dankes. Wie manch andere Nachwuchswissenschaftler der siebziger Jahre habe ich eine meiner ersten Miszellen in der IWK veröffentlicht, damals tief beeindruckt von der Liberalität und der Akribie, mit denen diese Zeitschrift gemacht wurde. Mit ganz anderen Erwartungen hatte ich ursprünglich die engen Redaktionsräume unter dem verwinkelten Dach des „Mittelhofes" in Nikolassee, dem Sitz der ehemaligen Forschungsstelle der Historischen Kommission zu Berlin, betreten, oberflächlich bestätigt durch ein Chaos von Büchern, Manuskripten, Karteikästen und Prospekten, die dem Besucher geradezu entgegenkamen. Merkwürdigerweise fand jeder Mitarbeiter aus der Redaktion allerdings sofort alles, was er suchte, und machte so deutlich, daß dieses Chaos Ordnung war. So recht begriff ich dies erst viel später.

Meine Vorbehalte waren zunächst allerdings ganz anderer Art, denn in der IWK sammelten sich höchst anregende, gewiß auch für einen von außen kommenden Betrachter gewöhnungsbedürftige Erforscher der Arbeiterbewegung, die vor allem hüben wie drüben parteioffiziell verschüttete Traditionen der Geschichte der Arbeiterbewegung erschließen und erforschen wollten – Rätekommunisten, innerparteiliche Oppositionelle, Renegaten, Abweichler, Brückenmenschen der Arbeiterbewegung. Krüschet verkörperte gleichsam einen programmatisch undogmatischen Zugang, und Skrzypczak ließ ihm jeden Spielraum, zum Nutzen der Zeitschrift.

Erst viel später begriff ich, was Krüschet, der mir dann zum ganz nahestehenden Kollegen wurde, beseelte: ein aus der Familiengeschichte mit Verfolgung und Unterdrückung erwachsender Anstand, der den Humus eines Willens zur Offenheit und Liberalität bildete. Dieser machte die Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung zum intellektuellen Abenteuer. Skrzypczak trug durch seine Freude an Neuentdeckungen verschütteter Quellen, aber auch durch seine Formulierungsfreude und -kraft dazu bei. Seine Aufsätze wurden zunehmend zu Miniaturen[6], vollendet durchgeformt, witzig[7] und unhaltsam[8] und gedanklich und von der Quellenverarbeitung[9] her ungemein gehaltvoll.

Henryk Skrzypczak gehört zu der kleinen Gruppe wirklich gebürtiger Berliner. Geboren am 3. Mai 1926 in Berlin-Moabit als Sohn eines Schlossers, war er nach dem Besuch der Mittelschule und mit dem Übergang zur Oberschule zunächst als Luftwaffenhelfer, dann als Arbeitsdienstler und schließlich als Soldat ein kleines Rädchen im Getriebe des Krieges geworden. Kriegsgefangenschaft in den USA und in Großbritannien schlossen sich an. Im Sommer 1947 legte Skrzypczak die Reifeprüfung ab, belegte

6 Vgl. Henryk Skrzypczak, Ein Präsident auf Reisen. Erste Annäherung an ein verdrängtes Kapitel der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 1, S. 7–65.

7 Vgl. Henryk Skrzypczak, Rudolf Bahro oder die Wiedergeburt des Marxismus aus dem Geiste der Religion. Allgemeinverständliche Einführung in Leben und Werk eines neuen Messias, in: *IWK*, Jg. 16 (1980), H. 2, S. 125–191.

8 Vgl. Henryk Skrzypczak, „Geschichte und Eigensinn". Ein unentbehrliches Gebrauchsbuch für die proletarische Weltbewegung, in: *IWK*, Jg. 18 (1982), H. 1, S. 21–57.

9 Vgl. Henryk Skrzypczak, „Vertrauliche 09 Verschlußsache". Zur angeblichen Tagung des Zentralkomitees der KPD am 7. Februar 1933. Ein quellenkritischer Exkurs, in: *IWK*, Jg. 29 (1993), H. 3, S. 294–322.

Philosophie, Geschichte, Germanistik und wandte sich rasch, seit 1949 ganz der Geschichtswissenschaft zu.

Im Wintersemester 1950/51 wechselte er, der gern an die Lehrveranstaltungen von Fritz Hartung, Fritz Rörig, auch von Ernst Kunisch und – früh schon – von Ernst Schraepler zurückdachte, an die 1948 gegründete Freie Universität. Er wurde als Doktorand von Wilhelm Berges angenommen, der damals einen Kreis von jüngeren Historikern um sich versammelte, die das Fach Geschichte an der FU ganz entscheidend prägen sollten. Mit der geplanten Dissertation wollte Skrzypczak einen Beitrag zur Erforschung der Schriftlichkeit in der Stadt leisten und knüpfte an generelle Thesen von Henri Pirenne und Fritz Rörig an, nicht um sie zu bestätigen, sondern um diese zu überprüfen.

Skrzypczak hat selten über die Zeit bis zum Abschluß seiner Dissertation[10] gesprochen. Berlin war damals nicht nur durch politische Unsicherheiten, sondern auch durch eine große Arbeitslosigkeit im Westteil der Stadt geprägt. So ist zu ahnen, was es heißt, daß er die Jahre bis 1956 durch Hilfsarbeiten finanzieren mußte. 1953 hatte er geheiratet, 1954 war die Tochter Michaela geboren worden. Skrzypczak kam 1956 an das selbst gesetzte Ziel. Nach der Promotion konnte er als Redakteur im Verlag von Otto R. Hess, einem der am 16. April 1948 relegierten Studenten der Berliner (Humboldt-)Universität, eine Anstellung finden.

1958 brachte dann einen sein weiteres Leben bestimmenden Einschnitt, denn im November dieses Jahres fand Skrzypczak einen neuen, auf Kontinuität angelegten Aufgabenbereich als Sekretär der neu gegründeten Berliner Historischen Kommission, aus der sich wenig später die Historische Kommission zu Berlin entwickelte. Von 1965 bis 1974 war er deren Generalsekretär. Zu seinem Aufgabenbereich gehörte auch die Redaktion des „Jahrbuchs für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands" (JGMOD), bald eines der wichtigen landeshistorischen Periodika in Deutschland, das Skrzypczak von 1968 bis 1981 geschäftsführend mit anderen herausgab.

Eine Zäsur seiner wissenschaftlichen Entwicklung war ein zufälliger und folgenreicher Aktenfund. In einem Keller der Ziethenstraße entdeckte er wichtige Quellen zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung und übernahm deren Sichtung, Erschließung und Zusammenführung im Archiv des August-Bebel-Instituts. Der Bestand fand dank einer wunderbaren Fügung den Weg in die Historische Kommission zu Berlin und mutierte dort zu einem Sonderbestand. Bei der Schließung ihrer Forschungsstelle wurden der Teilbestand „Crimmitschau" ins Heimatsmuseum Crimmitschau, Sachsen, und die übrigen Akten ins Archiv der sozialen Demokratie (AdsD), Bonn, abgegeben.

Die Gewerkschaftsbewegung in der Weimarer Republik[11], das Ende der Gewerkschaften[12] und der Sozialdemokratie[13] 1933, insbesondere im Spiegel der Überlieferung

10 Henryk Skrzypczak, Stadt und Schriftlichkeit im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Sozialgeschichte des Schreibens, Diss. phil. (masch.), Freie Universität Berlin 1956.

11 Henryk Skrzypczak, From Carl Legien to Theodor Leipart, from Theodor Leipart to Robert Ley. Notes on Some Strategic and Tactical Problems of the German Free Trade Union Movement during the Weimar Republic, in: *IWK*, H. 13 (1971), S. 26–45; ders., Zur Strategie der Gewerkschaften in der Weimarer Republik, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Hrsg. von Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S. 201 bis 227; ders., Fälscher machen Zeitgeschichte. Ein quellenkritischer Beitrag zur Gewerkschaftspolitik

von Friedrich Stampfer[14], bestimmten seitdem die wissenschaftlichen Aktivitäten von Skrzypczak. Diese Aufbereitung war zugleich ein symbolischer und früher geschichtspolitischer Akt, denn die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wurde seit den frühen fünfziger Jahren mit allem erdenklichen staatlichen Rückhalt vor allem in Ost-Berlin erforscht. Skrzypczak hielt dagegen, erforschte diesen Gegenstand, als das noch keineswegs Mode war.[15] Er begründete an der Historischen Kommission zu Berlin ein Referat für die Geschichte der Arbeiterbewegung, in dem sich Historiker sammelten, die der Wille verband, der SED nicht die Deutungsmacht über die Geschichte von SPD und Gewerkschaften zu überlassen. Im Jahre 1964 traten Siegfried Bahne, Georg Kotowski, Ernst Schraepler und Henryk Skrzypczak mit einer ersten fundamentalen Kritik am „Grundriß der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung" in die Öffentlichkeit[16]. Diesen Stil der Auseinandersetzung pflegte er übrigens weiter und machte so deutlich, daß er methodologische Kritik mit einer bewundernswerten Quellenkenntnis[17] verband.

Mit diesem kritischen Paukenschlag, der rückblickend nicht nur durch den Untergang einer ideologisierten Geschichtsschreibung zur Arbeiterbewegung im Zusammenhang mit dem Umbruch in Ost- und Ostmitteleuropa bestätigt wird, verschaffte sich „Eska" den Zutritt zu einem Forschungsfeld, das nun allein für ihn bestimmend blieb. Seine auf dem Höhepunkt der Studentenunruhen veröffentlichte „Standortbestimmung"[18] des

[Forts. von Anm. 11]
in der Ära Papen und Schleicher, in: *IWK*, Jg. 11 (1975), H. 4, S. 452–471; ders., „Revolutionäre" Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Der Berliner Verkehrsarbeiterstreik 1932, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 34 (1983), S. 264–277.

12 Henryk Skrzypczak, Die Ausschaltung der Freien Gewerkschaften im Jahre 1933, in: Solidarität und Menschenwürde. Etappen der deutschen Gewerkschaftsgeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hrsg. von Erich Matthias und Klaus Schönhoven, Bonn 1984, S. 255–270; ders., Das Ende der Gewerkschaften, in: Die nationalsozialistische Machtergreifung. Hrsg. von Wolfgang Michalka, Paderborn 1984, S. 97–110; ders., Die Zerschlagung und Gleichschaltung der Arbeiterorganisationen, in: Deutschland 1933. Machtzerfall der Demokratie und nationalsozialistische „Machtergreifung". Eine Vortragsreihe. Hrsg. von Wolfgang Treue und Jürgen Schmädeke, Berlin 1984, S. 45–64.

13 Henryk Skrzypczak, Kanzlerwechsel und Einheitsfront. Abwehrreaktionen der Arbeiterbewegung auf die Machtübergabe an Franz von Papen, in: *IWK*, Jg. 18 (1982), H. 4, S. 482–499.

14 Henryk Skrzypczak, „Nichtangriffspakt". Zu Friedrich Stampfers Einheitsfront-Interventionen im Spannungsfeld von Papen zu Hitler, in: Soziale Demokratie und sozialistische Theorie. Hrsg. von Inge Marßolek und Till Schelz-Brandenburg (= Festschrift für Hans-Josef Steinberg zum 60. Geburtstag), Bremen 1995, S. 226–244.

15 Henryk Skrzypczak, Die Maifeier-Diskussion auf der deutschen Vorkonferenz zum internationalen Sozialistenkongreß in Stuttgart. Protokoll und Kommentar, in: *IWK*, H. 16 (1972), S. 1–39; vgl. auch ders., Gewerkschaften im Volkstumskampf. Der Versuch einer deutsch-polnischen Flugblattaktion 1921, in: *IWK*, Jg. 15 (1979), H. 1, S. 120–129; ders., Gewerkschaften und Parteien. Das Beispiel Freie Gewerkschaften und Sozialdemokratie 1890–1933, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 33 (1982), S. 265–277.

16 Henryk Skrzypczak, Grundfragen der Geschichte der Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich, in: „Grundriß der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung". Kritik einer Legende, Sonderdruck Berlin 1964, auch in: *JGMOD*, Bd. 13/14 (1965), S. 22–47.

17 Henryk Skrzypczak, Überfällige Anmerkungen zur polnischen und deutschen Ausgabe der Luxemburg-Briefe an Jogiches, in: *IWK*, Jg. 10 (1974), H. 4, S. 448–456; ders., Menschewiki im Abseits. Ein wichtiges Buch zu einer gewichtigeren Sache, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 3, S. 388–393.

18 Henryk Skrzypczak, Marx, Engels, Revolution. Standortbestimmung des Marxismus der Gegenwart, Berlin 1968.

gegenwärtigen Marxismus knüpfte an die Kritik des von Walter Ulbricht inspirierten Grundrisses der deutschen Geschichte an und spitzte sie noch einmal auf eine für seinen Ansatz charakteristische Weise zu. Gleich weit entfernt vom Dogmatismus und einer pauschalen Ablehnung des Marxismus, witzig und geistreich näherte sich der frühere Mediävist einem höchst gegenwärtigen Thema der Geschichtswissenschaft – mit Marx-Zitaten die „Geschäfte der imperialistischen Bourgeoisie" besorgt zu haben, lautete der Vorwurf aus dem Osten, und es lag gewiß an der Abteilung zur Geschichte der Arbeiterbewegung, wenn das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) ein besonderes Augenmerk auf die Ausforschung der „Historischen Kommission" richtete. Im Hinblick auf Sk. tat man daran recht, denn ihm gelang es schließlich wie nur wenigen anderen, die Auseinandersetzung mit Marx zu popularisieren.[19]

Wenige Jahre zuvor, im Dezember 1965, war die erste Ausgabe einer hektographierten Zeitschrift mit dem bekannten komplizierten und dadurch präzisen Titel erschienen. Ein Korrespondenzblatt sollte die Doppelarbeit der Arbeiterbewegungshistoriker durch Nebenläufigkeit vieler Arbeiten im Bereich der Erforschung der Arbeiterbewegung reduzieren, über Aktenfunde informieren, Archive zu erschließen helfen und Projekte verzeichnen. Die Aufnahme dieses Hilfsmittels war überraschend, eigentlich überwältigend positiv, lange, bevor ein Aufsatz- und ein Rezensionsteil die IWK zu einer richtigen Zeitschrift machten.

„Eska" galt rasch als hervorragender Kenner der Archivlage zur Geschichte der Arbeiterbewegung. Schwerpunkte waren früh erkennbar und blieben bestimmend: die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik[20] und ihrer Führungsschichten[21]. Zunächst interessierte Skrzypczak die Friedrich-Ebert-Stiftung für die Unterstützung der IWK, dann sicherte er die Zeitschrift als eigenständiges Unternehmen und wurde zugleich einbezogen in die Konzipierung der Quellenedition „Zur Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung im 20. Jahrhundert"[22], die inzwischen abgeschlossen ist. Als besondere Ehrung empfand er die

19 Henryk Skrzypczak hatte fünf Kapitel in dem Taschenbuch: Marx zur Ansicht. Ein Bericht über Leben und Lehre von Karl Marx und über die Marx-Interpretation in der Bundesrepublik. Hrsg. von Heinz Grossmann, Reinbek 1972, S. 67–127, übernommen; meine, damals noch als Student, erste käuflich erworbene Arbeit von Henryk Skrzypczak.

20 Henryk Skrzypczak, Zur Strategie der Freien Gewerkschaften in der Weimarer Republik, in: Vom Sozialistengesetz zur Mitbestimmung. Zum 100. Geburtstag von Hans Böckler. Hrsg. von Heinz Oskar Vetter, Köln 1975, S. 201–227; ders., Krise, Taktik, Strategie. Gewerkschaftspolitische Lehre der Weimarer Endphase, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 26 (1975), S. 399–407; ders., Hätten die Gewerkschaften die Weimarer Republik retten können?, in: Aus der Geschichte lernen – die Zukunft gestalten. Dreißig Jahre Deutscher Gewerkschaftsbund. Hrsg. von Heinz Oskar Vetter (= Protokoll der wissenschaftlichen Konferenz zur Geschichte der Gewerkschaften vom 12. bis 13. Oktober 1979 in München), Köln 1980, S. 139–151; ders., „Revolutionäre" Gewerkschaftspolitik in der Weltwirtschaftskrise. Der Berliner Verkehrsarbeiterstreik 1932, in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Jg. 34 (1983), S. 264–277.

21 Henryk Skrzypczak, Führungsprobleme der sozialistischen Arbeiterbewegung in der Endphase der Weimarer Republik, in: Führende Kräfte und Gruppen in der deutschen Arbeiterbewegung. Hrsg. von Hanns Hubert Hofmann (= Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit, Bd. 9), Limburg/Lahn 1976, S. 128–147; auch in: Herkunft und Mandat. Beiträge zur Führungsproblematik in der Arbeiterbewegung (= Schriftenreihe der Otto-Brenner-Stiftung, Bd. 5), Frankfurt a. M. und Köln 1976, S. 128–147.

22 Vgl. Henryk Skrzypczak, Gewerkschaftsbewegung in Deutschland. Ein Bericht zu ihrer Historiographie, in: *IWK*, Jg. 14 (1978), H. 4, S. 455–473.

Berufung in den Hans-Böckler-Kreis, den der damalige Vorsitzende des DGB Heinz Oskar Vetter um sich gegründet hatte.

Längst war Henryk Skrzypczak zum Spezialisten für die Geschichte der Weimarer Gewerkschaftsbewegung und der Sozialdemokratie geworden, ohne deshalb aus dem Blick zu verlieren, wie stark die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung durch das Mit- und Gegeneinander ihrer verschiedenen Flügel geprägt und bestimmt blieb. So schälte sich in der Mitte der siebziger Jahre das ihn endgültig fesselnde und seine weitere Arbeit mit der IWK bestimmende Forschungsthema heraus: die Untersuchung des gewerkschaftlichen Verhaltens zur Einheitsfrontproblematik[23] in den frühen dreißiger Jahren und die Interventionen von Friedrich Stampfer[24], damals Chefredakteur des „Vorwärts", in Fragen der Einheitsfront.

Der Abschluß einer Monographie, die ihre Schatten in Vorstudien vorauswarf, wurde durch einen besonderen Umstand verzögert: den Zusammenbruch der DDR, der nicht zuletzt die Öffnung bisher verschlossener Archive bedeutete. Seit 1987 im Ruhestand, freute sich „Eska" auf das Archivstudium. Allerdings wurde er zunächst aus ganz anderen Gründen in das Zentrum der Auseinandersetzungen um die Grundlagen einer archivalisch abgestützten Erforschung der Arbeiterbewegung gerückt, eigentlich gestoßen. Die Bestände des Zentralen Parteiarchivs der SED waren eigentumsrechtlich sehr umstritten und drohten zerrissen zu werden. Skrzypczak wurde um Moderation gebeten und verweigerte sich nicht.

So geriet er, der von der Humboldt-Universität an die FU gewechselte und in der Mitte der sechziger Jahre aus politischen Gründen in den einschlägigen orthodoxen Organen kritisierte Gelehrte, in den Vorstand des „Förderkreises Archive und Bibliotheken zur Geschichte der Arbeiterbewegung". Ihn interessierte nicht der ideologisch überhöhte Besitzstand, sondern die optimale Zugangsmöglichkeit zu den reichen Beständen als Benutzerproblem. Dies überzeugte. Er wurde als Sachverständiger zu einer Anhörung des Bundestags herangezogen und auch an den Verhandlungen zwischen Vertretern des Bundesinnenministeriums und dem Vorstand der PDS beteiligt. Bis heute ist der Respekt spürbar, den er sich durch seine vielfältigen Aktivitäten bei der Sicherung von Archiv und Bibliothek in der SAPMO – der „Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR" im Bundesarchiv Berlin – erworben hat. Aus diesem Grunde war es auch selbstverständlich, daß die Unterlagen der IWK als Sammlungsbestand von dieser Einrichtung übernommen wurden.

Gekrönt werden sollte dieses Engagement durch die Wahl in den wissenschaftlichen Beirat der Stiftung. Aber der damalige Innenminister verweigerte Skrzypczak ebenso wie Jürgen Kocka und Peter Brandt die Bestätigung. Nachträglich mögen diese drei Historiker, die für die Breite, Vielfalt, auch Widersprüchlichkeit der Erforschung der Arbeiterbewegung stehen, diese in obrigkeitsstaatlicher Tradition stehende Verweigerung als Bekundung ihrer eigenen Unabhängigkeit sehen – man wird in der Verweigerung

23 Henryk Skrzypczak, Einheitsfront (vgl. oben Anm. 13 und 14).

24 Henryk Skrzypczak, Anspiel. Vorabdruck aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer, in: *IWK*, Jg. 32 (1996), H. 1, S. 47–75; ders., Umfeld eines Brückenschlags. Vorabdruck 2 aus: Mission ohne Mandat. Der Fall Friedrich Stampfer, in: *IWK*, Jg. 33 (1997), H. 1, S. 42–82.

des Selbstverständlichen irgendwann einmal ein Beispiel für die Durchpolitisierung eines wichtigen neuen Politikfeldes der achtziger und neunziger Jahre sehen, sie als Paradigma der „Geschichtspolitik" interpretieren. Henryk Skrzypczaks Reputation war durch die Verweigerung der Ernennung nicht berührt, im Gegenteil.

Mit dem Abschluß der Sicherung wertvollster Sammlungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung nahm Skrzypczak die liegengebliebenen Fäden seiner wissenschaftlichen Schreibarbeit wieder auf. Stampfers „Mission ohne Mandat" wurde in wunderbar geschriebenen Einzelstudien immer dichter, komplexer und anschaulicher erforscht, narrativ blendend dargestellt, geistesgeschichtlich höchst anregend, sozial- und parteigeschichtlich einfach hinreißend. Spürsinn, Akribie, die Freude an der gelungenen Formulierung charakterisieren seine Arbeiten und zeugen von einer im Zeitalter der leichtsinnigeren „Talkshowkultur" von der Skrupelhaftigkeit des Gelehrten, der eine Darstellungsweise bevorzugt, die im Unterschied zur üblichen „Kollegenliteratur" auch in der Verbindung von beabsichtigtem Erkenntnisgewinn und Spannung einen Reiz und eine Rechtfertigung seiner Arbeit sieht.

Einige Vorabdrucke sind in der IWK erschienen. Sie belegen, daß die Erwartungen, die mehrfach in Dezenniumartikeln[25] an „Eska" gerichtet worden sind, realistisch sind. Er gibt seine IWK in andere Hände. Aber er zieht sich nicht zurück, sondern konzentriert seine Kräfte mit dem Ziel, sein als wichtig empfundenes wissenschaftliches Arbeitsprogramm zu erfüllen. Dieser Wille hatte ihn auch in seinen glücklich überwundenen Erkrankungen beseelt.

Als junger Mensch soll er einmal gesagt haben: „Man muß alt sein, um älter zu werden, und man ist alt." Beim Abschied in den Redaktionsräumen der IWK murmelte er: „Älter ist nicht alt genug." Dies hat man sich im Beirat und in der Redaktion auch gedacht und deshalb erfolgreich versucht, Henryk Skrzypczak als Mitglied des Beirats der IWK zu gewinnen. So findet eigentlich eine Rochade statt, ein Positionswechsel, der die Sicherung der Zeitschrift ebenso im Auge hat wie die publizistische Kontinuität.

Daß wir als Redaktion diesen seinen Wechsel in den Beirat dringend wünschen, mag dem nunmehr ehemaligen Herausgeber zum einen zeigen, daß die Redaktion ihm gegenüber dankbar ist. Zum anderen signalisiert dieser Wunsch: Wir geben nicht auf und lassen nicht nach.

Vor allem aber sei ihm gesagt: Wir warten weiterhin voller Anspannung auf die Untersuchung über Stampfers Rolle und Verhalten zwischen Demokratie und Diktatur. Und natürlich auf „Eskas" Erinnerungen.

So bleibt also die Hoffnung auf gute Zusammenarbeit im Beirat der IWK.

Über allem aber: Dank! Und: alles Gute für Sie und Ihre Familie.

Eines aber sei den Verantwortlichen in der Zentralen Leitung der FU gesagt: Wenn die IWK ihr Erscheinen einstellen müßte, dann läge es nicht an der Böswilligkeit von „Bürokraten" in der Ministerialverwaltung, auch nicht am fehlenden Geld, sondern

25 Vgl. vor allem neben den knappen Artikeln von Hans-Josef Steinberg (in: *IWK*, Jg. 22 [1986], H. 2, S. 291, und *IWK*, Jg. 32 [1996], H. 2, S. 141 f.) den Beitrag von Georg Kotowski: Historiker, Archivar, Wissenschaftsorganisator. Laudatio auf Henryk Skrzypczak. Colloquium, gehalten im Hause der Historischen Kommission zu Berlin (= Informationen, Beiheft 11), Berlin 1988, S. 3–8.

allein an der Gleichgültigkeit und Überheblichkeit einiger weniger Universitätsbediensteter, die sich anmaßten, über die Existenz einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu entscheiden. Sie handelten nicht aus fehlender Einsicht, sondern zumindest manche wußten genau, was sie taten, auch wenn sie das Feld der Geschichte der Arbeiterbewegung bei weitem nicht überschauten.

Vielleicht aber überlebt die IWK auch diese Prüfung. Ich wünsche es mir, auch um des Werkes von „Eska" willen.

Ein Linkssozialist und „Sturmvogel" als internationaler Gewerkschaftssekretär

Edo Fimmen in der Internationalen Transportarbeiterföderation (1919–1942)*

Von Sigrid Koch-Baumgarten

Der Name Edo Fimmen sagt der zeitgenössischen politischen Öffentlichkeit nichts mehr. Selbst in den Gewerkschaften ist Fimmen außerhalb der ITF kaum bekannt. Gleichwohl war er eine der herausragenden Persönlichkeiten der internationalen Gewerkschaftsbewegung der Zwischenkriegsjahre, der als Generalsekretär des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB, 1919–1923) und insbesondere der Internationalen Transportarbeiterföderation (ITF, 1919–1942) bekannt wurde. Deren Zwischenkriegsentwicklung prägte er so maßgeblich, daß diese historische Phase im Selbstverständnis des Transportarbeitersekretariats bis heute als die „Ära Fimmen"[1] gilt.

Fimmen war eine kontroverse Persönlichkeit, als Repräsentant des Linkssozialismus mit Wurzeln im Anarchosyndikalismus und im Protestantismus ein eher ungewöhnlicher internationaler Gewerkschaftsfunktionär, der so gar nicht zum Klischee eines Gewerkschafters der Zwischenkriegsjahre paßt. Er selbst sah sich als „Sturmvogel"[2] in einer Zeit, als etwa deutsche Gewerkschaftseliten für sich ganz andere Stilisierungen gefunden hatten: sie charakterisierten sich als Gewerkschafts*beamte* – gleichwohl mit proletarischer Gestalt, mit schweren Händen, breiten Schultern und mit von Arbeit und Sorgen gezeichneten Gesichtern. Betont wurde ihre verantwortungsreiche Stellung als Persönlichkeiten von internationaler Autorität. Sie sahen sich als nüchterne Sachkenner, Spezialisten, als Pragmatiker. Sie verstanden sich als „versöhnende Vermittler und Unterhändler" in institutionalisierten industriellen Beziehungen, charakterisierten sich selbst als Personen mit „ruhiger Überlegenheit", mit überlegener Willens- und Entschlußkraft – als „Männer von Stahl, von unbeugsamer Energie und von jener goldenen Rücksichtslosigkeit, die für ein gigantisches Ringen der Arbeiterklasse in schweren Zeiten notwendig war".[3]

Fimmen ist zwar in Nachrufen nach seinem Tod 1942 in ähnlicher Weise zu einem Heroen, zu einem Giganten der Bewegung stilisiert worden.[4] Aber gleichzeitig scheinen

* Dieser Artikel ist die erweiterte Fassung eines Vortrags im Rahmen der Veranstaltung des Berliner Gesprächskreises Arbeiterbewegung zur Erinnerung an Gunter Krüschet (17. November 1999).

1 Die ITF in Amsterdam, in: *Internationale Transportarbeiter-Zeitung*, 1958, S. 38; vgl. auch The International Transportworkers' Federation 1914–1945. The Edo Fimmen Era. Hrsg. von Bob Reinalda, Amsterdam 1997 [künftig zitiert: ITF].

2 Bericht über den Kongreß der ITF, abgehalten in Hamburg vom 7. bis 12. August 1924, Amsterdam 1924, S. 115.

3 Carl Legien zum Gedächtnis, in: *Gewerkschaftszeitung*, Jg. 41 (1931), Nr. 49 vom 27. Dezember 1930, S. 819. Vgl. zu den Selbststilisierungen des Gewerkschaftsbeamten in Nachrufen in der Weimarer Republik: Sigrid Koch-Baumgarten, „Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem". Geschlechterbilder in gewerkschaftlichen Nachrufen, in: *Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung* [künftig zitiert: *IWK*], Jg. 34 (1998), H. 3–4, S. 316–342, Zitate S. 331, S. 333 f.

4 Vgl. dazu die beiden Gedächtnisausgaben in der ITF-Monatszeitschrift: In memoriam Edo Fimmen, in: *International Transport Workers' Journal*, Jg. 3 (1942), Nr. 11/12 und Jg. 13 (1952).

andere Bilder auf, die einen atypischen Gewerkschaftsfunktionär erkennen lassen: einen Romantiker, einen Aktivisten, einen Abenteurer, der im Gegensatz zum korrekten Gewerkschafts*beamten* auch den Tabubruch oder unkonventionelles Handeln nicht scheute. So gehörte Fimmen zu jenen Gewerkschaftern, die mit den Geheimdiensten der alliierten Nationen im Kampf gegen den Nationalsozialismus kooperierten – für viele Linke seiner Zeit eher Ausdruck von „Klassenverrat" als legitimes Mittel des Widerstands.[5] Er blieb auch als Gewerkschafter – in den Worten des langjährigen ITF-Präsidenten Charles Lindley – „a man of very radical ideas".[6] Er galt als „jolly street boy", als „typical big boy of the streets".[7] Fimmen als ITF-Generalsekretär, so erinnert sich ein ehemaliger Mitarbeiter, „sometimes go[es] for a walk in town with a flower in his buttonhole".[8] Das läßt sich zwar offiziellen Quellen nicht entnehmen, aber in ITF-Kreisen wird noch heute schmunzelnd darüber berichtet, daß Edo Fimmen im Ruf stand, ein Frauenheld zu sein.

Fimmen war also eine recht schillernde Persönlichkeit, in Habitus und politischen Einstellungen abweichend vom Stereotyp sowohl des (klassischen) proletarischen Kämpfers als auch des (modernen) Interessenrepräsentanten und gewerkschaftlichen Staatsmannes. Er selbst sah sich (auf dem ITF-Weltkongreß 1924) im Konflikt zwischen „Person" und „Amt": als Person ein „Sturmvogel", wo doch das Amt eine „Beamtenseele" erfordere.[9] Aus diesem Widerspruch zwischen der Person Fimmens, seinen politischen Ideen und den Erfordernissen des Amtes als Gewerkschaftssekretär erwuchs allerdings eine sehr produktive Spannung, die nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, aus der Internationalen Transportarbeiterföderation der Zwischenkriegsjahre eine der führenden und wichtigsten Gewerkschaftsinternationalen dieser Zeit zu machen, die verantwortlich zeichnete für einige der spektakulärsten Aktionen des Gewerkschaftsinternationalismus dieser Jahre.

Fimmens Weg zur ITF – Politische Lehrjahre in Amsterdam

Fimmen wurde 1919 zuerst provisorischer, dann gewählter Generalsekretär der Internationalen Transportarbeiterföderation, eines internationalen Berufssekretariats (IBS), das Verkehrsarbeiter aller Branchen – von Seeleuten bis Eisenbahnern – organisierte.[10] Bis 1923 übte er dieselbe Funktion beim IGB aus, der internationalen Assoziation der

5 Vgl. dazu Dieter Nelles, Ungleiche Partner. Die Zusammenarbeit der ITF mit den westlichen Geheimdiensten, in: *IWK*, Jg. 30 (1994), H. 4, S. 534–560; Sigrid Koch-Baumgarten, Spionage für Mitbestimmung. Die Kooperation der Internationalen Transportarbeiter-Föderation mit alliierten Geheimdiensten im Zweiten Weltkrieg als korporatistisches Tauscharrangement, in: *IWK*, Jg. 33 (1997), H. 3, S. 361 bis 390; Bob Reinalda, ITF-cooperation with American Intelligence 1942–1944, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 224–238.

6 Charles Lindley, Tenacious fighter and controversial figure, in: In memoriam Edo Fimmen, in: *International Transport Workers' Journal*, Jg. 13 (1952), S. 212.

7 So eine journalistische Charakteristik Fimmens in „De Courant" vom 1. August 1919, abgedruckt a. a. O., S. 211; ferner: Robert Bratschi, Edo Fimmen – the leader and the man, in: a. a. O., S. 207–210, hier S. 209.

8 Leo Magits, Working with Edo Fimmen at the ITF Secretariat, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 71.

9 Bericht über den Kongreß der ITF in Hamburg vom 7. bis 12. August 1924, a. a. O., S. 115.

gewerkschaftlichen Dachverbände. Er war zu diesem Zeitpunkt 38 Jahre alt. Vorausgegangen war eine doppelte Karriere und politische Sozialisation im politischen Protestantismus und in der antikonfessionellen sozialistischen Gewerkschaftsbewegung der Niederlande. Fimmens ungewöhnliche Biographie führte von der Heilsarmee zur ITF.[11] Aus kleinbürgerlichem Milieu stammend (er war Sohn einer Kaufmannsfamilie, geboren am 18. Juni 1881 in Amsterdam), selbst kaufmännischer Angestellter, mit „einem intuitiven Mitgefühl für die Armen und Unterdrückten",[12] fand er zuerst den Weg zur Heilsarmee. Von 1901 bis 1908 gehörte er einer anarchistisch-protestantischen Gruppierung „Reines Leben" an, die sich für ein schillerndes Repertoire linker, religiöser und lebensreformerischer Ideale einsetzte. Zu ihren Zielen gehörte etwa the „full purity of body and soul", „love for the lost soul".[13] 1904 charakterisierte Fimmen sich noch als christlichen Sozialisten, gleichermaßen Gläubiger und Revolutionär. Zeitgleich – ab 1903 – begann seine steile Karriere als Gewerkschaftsfunktionär; er bekleidete lokale, dann nationale Führungspositionen zuerst im freigewerkschaftlichen Angestelltenverband der Niederlande und schließlich 1915 bis 1919 im Dachverband NVV. Hier löste er sich sukzessive von seinen protestantischen Ursprüngen und wurde 1909 Mitglied der niederländischen Sozialdemokratie, die bis 1914 einen anarchosyndikalistischen Flügel integrierte.

Beide Strömungen blieben im späteren Denken und Handeln Fimmens präsent. Dem Protestantismus verdankte Fimmen nicht nur ein ausgeprägtes Pflichtbewußtsein, er galt später in der ITF als „slave to duty",[14] der „nur für seine Arbeit [lebte], für die Bewegung, der er angehörte, und die Organisation, der er diente".[15] Missionseifer, Uneigennützigkeit und Hilfsbereitschaft, harmonische Ideen einer friedlichen, gerechten, brüderlichen und solidarischen Welt fanden hier ihren Ursprung, die nicht frei waren von Romantizismus und Paternalismus.[16] In den Gewerkschaften und der Sozialdemokratie wurden sie verbunden mit den Ideen des Klassenkampfs, einer sozialistischen Gesellschaftstransformation und des proletarischen Internationalismus.

10 Zur Geschichte der ITF vgl. ITF (siehe Anm. 1); Sigrid Koch-Baumgarten, Gewerkschaftsinternationalismus und die Herausforderung der Globalisierung. Das Beispiel der Internationalen Transportarbeiterföderation (ITF), Frankfurt a. M. und New York 1999, S. 66–120.

11 Zur Biographie Fimmens vgl.: J. M. Welcker, Fimmen, in: Biografisch Woordenboek van het Socialisme en de Arbeidersbeweging in Nederland, Bd. 1, Amsterdam 1986, S. 37 ff.; Johannes Sassenbach, Edo Fimmen, in: Internationales Handwörterbuch des Gewerkschaftswesens. Hrsg. von Ludwig Heyde, 2 Bde., Berlin 1930/31, hier: Bd. 1 (1930), S. 473; Sigrid Koch-Baumgarten, Edo Fimmen – Iron Fist in a silken glove. A biographical sketch, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 52–67; ferner die im Auftrag der ITF 1944 erstellte, aber unveröffentlichte, sehr persönliche Lebensdarstellung von Fimmens Freundin Lilly Krier-Becker (ein Manuskript liegt im Organisationsarchiv der ITF). Vgl. Modern Records Centre der University of Warwick [künftig zitiert: MRC], 159/6/42-43. Auf dieser Literatur beruht auch, falls nicht anders ausgewiesen, die folgende Darstellung.

12 Die ITF in Amsterdam, a. a. O., S. 38.

13 Zit. nach J. M. Welcker, Fimmen, a. a. O., S. 38.

14 Jacobus H. Oldenbroek, In memoriam – Edo Fimmen, in: In memoriam Edo Fimmen (1942), a. a. O., S. 66.

15 Die ITF in Amsterdam, a. a. O., S. 38.

16 So auch sein langjähriger Mitarbeiter im ITF-Sekretariat Max Zwalf, Edo Fimmen – The Man, in: a. a. O., S. 68. Daher rührte auch eine manchmal harmonisch-verklärende Sicht auf die eigene Organisationsgeschichte. So verschwinden die politischen Differenzen zwischen den Gewerkschaften der

Fimmen als IGB- und ITF-Generalsekretär

Internationale Aktivitäten begleiteten bereits Fimmens Weg als nationaler Gewerkschaftsfunktionär. Qualifiziert dafür war der Niederländer aufgrund seiner außergewöhnlichen Sprachbegabung – er soll bereits in jungen Jahren Englisch, Deutsch und Französisch fließend gesprochen und auf internationalen Kongressen übersetzt haben. Seit 1910 war er ehrenamtlicher Sekretär des Internationalen Sekretariats der Handlungsgehilfen. Sein endgültiger Wechsel von der nationalen zur internationalen Handlungsebene bereitete sich im Ersten Weltkrieg vor, als Fimmen zusammen mit Oudegeest zum Leiter des neugegründeten IGB- und ITF-Korrespondenzbüros in Amsterdam wurde. Zwar konnte dieses Büro nicht (wie beabsichtigt) internationale Gewerkschaftskontakte auch unter den Bedingungen des Krieges aufrechterhalten. Es konnte aber zum Ausgangspunkt der Reorganisation der zerstrittenen und entlang der Kriegsparteigrenzen gespaltenen Gewerkschaftsinternationalen nach Kriegsende werden, als sich deren Organisationszentrum von Berlin nach Amsterdam auf „neutralen" Boden verschob. Auch der IGB und die ITF verlegten ihren Organisationssitz nach Amsterdam, und die beiden Leiter des Kontaktbüros wurden zu Sekretären des wiedergegründeten IGB – und Fimmen zusätzlich zum Generalsekretär der ITF.[17]

Es mag überraschen, daß Fimmen nur ungern vom NVV zur ITF und zum IGB wechselte. Die internationalen Posten mußten ihm aufgedrängt werden, glaubt man Oldenbroek, seinem langjährigen Mitarbeiter im Sekretartiat der ITF und seinem späteren Nachfolger als Generalsekretär.[18] Neben Pflichtbewußtsein[19] waren jene Leitmotive ausschlaggebend, die Fimmens politische und gewerkschaftliche Tätigkeit der Zwischenkriegsjahre begründeten: das Ziel der Friedenssicherung,[20] das Ziel einer parteiübergreifenden internationalen Kooperation der Arbeiterbewegung und das Ziel

[Forts. von Anm. 16]
Kriegsparteien in Fimmens Schilderung des zufälligen Zusammentreffens der deutschen und der britischen Delegierten der ersten ITF-Nachkriegskonferenz in Amsterdam im April 1919: "The Germans hesitated. They wondered what the meeting would be like; what would be said; what reproaches would be cast at them. But their hesitation was short. The British delegates saw them coming and crossed the road to meet them. Robert Williams was in front, his two great hands stretched out to greet the members of the German delegation, and he was immediately followed by Ernest Bevin and Harry Gosling. And then a simple 'How do you do?' broke from the lips of the Englishmen, just as though they had met their German comrades only yesterday, instead of having been for over four years in opposing camps." Edo Fimmen, Pages from the History of the ITF, in: *International Transport Workers' Journal*, Jg. 1 (1940), S. 2 [das Original in: MRC, 159/6/9]. Auch den jungen Bevin soll diese Begebenheit nachhaltig beeindruckt haben: Alan Bullock, The Life and Times of Ernest Bevin, Bd. 1, London 1969, S. 113.

17 Zur Kriegs- und Nachkriegsgeschichte von ITF und IGB vgl.: Siebzig Jahre ITF. 1896–1966, in: Sonderausgabe der *Internationalen Transportarbeiter-Zeitung*, 1966, S. 7 f.; Hartmut Simon, Die Internationale Transportarbeiterföderation. Möglichkeiten und Grenzen internationaler Gewerkschaftsarbeit vor dem 1. Weltkrieg, Essen 1993; Ken Golding, 75 Jahre ITF. Sonderausgabe der *Internationalen Transportarbeiter-Zeitung*, Sommer 1971, S. 7 f.; Bob Reinalda, Interruption of internationalism. The ITF during World war one and its new start in 1919, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 47–51; Sabine H. Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus und nationale Interessenvertretung. Zur Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung, Köln 1991, S. 54–64.

18 Jacobus H. Oldenbroek, In memoriam, a. a. O., S. 66.

19 Ebda.

20 Robert Bratschi, Edo Fimmen, a. a. O.

einer internationalen sozialistischen Gesellschaftstransformation. Fimmen wollte in den Nachkriegsjahren an einer Neuorientierung der Gewerkschaftsinternationalen mitwirken, die er, wie er später betonte, „mehr nach links marschieren" lassen wollte.[21]

Hintergrund war die revolutionäre Dynamik der Nachkriegsjahre, die Fimmen als einen Repräsentanten des erstarkten Linkssozialismus an die Spitze zweier wichtiger Internationalen brachte. Fimmen begann seine internationale Karriere zu einem Zeitpunkt gravierender gesellschaftlicher und politischer Umwälzungen und großen Gestaltungsbedarfs. Die transnationalen organisatorischen und kommunikativen Strukturen waren zerstört. Es galt eine nachhaltige Friedenssicherung nach der Katastrophe von 1914 durchzusetzen. Die Gewerkschaftsbewegung war aufgrund des Weltkriegs entlang der nationalen Grenzen der kriegführenden Parteien gespalten und tief zerstritten. Hinzu kam die Segmentierung entlang parteipolitischer Grenzen, nachdem sich infolge unterschiedlicher politischer Optionen im Krieg, in den revolutionären Umwälzungen in Mitteleuropa und infolge der bolschewistischen Revolution in Rußland neben sozialdemokratischen auch linkssozialistische und kommunistische Arbeiterparteien und später Gewerkschaften gebildet hatten. Die Ziele einer international gedachten sozialistischen Gesellschaftstransformation, eines internationalistischen sozialistisch-revolutionären politischen Kurswechsels und eines organisatorischen Umbaus der Vorkriegsorganisationen der Arbeiterbewegung waren weit verbreitet. Zudem fiel den Gewerkschaftsinternationalen auch die Aufgabe der politischen Interessenartikulation der Arbeiterbewegung zu, da sich die Wiedergründung der Sozialistischen Internationale als politisches Sprachrohr auf internationaler Ebene verzögerte.

Für diese Aufgaben allerdings waren die internationalen Gewerkschaftsorganisationen, wie sie aus der Vorkriegszeit bekannt waren, denkbar ungeeignet – hier lag sicherlich ein gewichtiger Grund für Fimmens Zögern, sein Tätigkeitsfeld zu wechseln. Es gab zwar eine Vielzahl internationaler Branchenorganisationen, die internationalen Berufssekretariate (insgesamt 32), und daneben die Dachverbandsorganisation IGB. Diese Internationalen hatten in den Vorkriegsjahren eine Existenz als machtlose Organisationen mit einer unspektakulären und weitgehend unpolitischen Praxis gefristet. Ihre Tätigkeit erschöpfte sich meist im Sammeln von statistischen Daten, im Informations- und Erfahrungsaustausch und bestenfalls in der Vermittlung von Streikhilfen. Mit häufig nur rudimentären Organisationsstrukturen, ohne Kompetenzen gegenüber den dominanten nationalen Mitgliedsbünden, zersplittert in nationale Partikularinteressen, waren sie auch strukturell kaum handlungsfähig gewesen.[22]

Es gehört zu Fimmens Leistungen, gestützt von einer starken linkssozialistischen Strömung in den Gewerkschaften und von den revolutionären Ereignissen der Nachkriegsjahre eine aktivistische und politische Periode des Gewerkschaftsinternationalismus in Europa mitgestaltet zu haben. Fimmen setzte sich bewußt von der Tradition

21 Bericht über den Kongreß der ITF, abgehalten in Hamburg vom 7. bis 12. August 1924, a. a. O., S. 115.

22 Zu den internationalen Gewerkschaftsstrukturen der Zwischenkriegszeit vgl. insbes. Lewis L. Lorwin, Labor and Internationalism, New York 1929; ders., The International Labor Movement. History, Politics, Outlook, New York 1953; Hans Gottfurcht, Die internationale Gewerkschaftsbewegung im Weltgeschehen, Köln 1962; John Price, The International Labour Movement, London 1945; John P. Windmuller, International Trade Union Movement, Deventer 1982.

der unpolitischen Vorkriegsära unter der Vorherrschaft der deutschen Verbände ab, die nach deutschem Muster eine strikte Arbeitsteilung zwischen dem partei-politischen und dem gewerkschaftlich-sozialen Zweig der Arbeiterbewegung durchgesetzt hatten. Fimmen wollte die gewerkschaftliche Tagesarbeit mit der gesellschaftspolitischen sozialistischen Utopie verbinden. Er teilte die Prämissen einer marxistischen Linken, daß nur ein sozialistischer Strukturwandel eine wirkliche Verbesserung der proletarischen Arbeits- und Lebensbedingungen möglich mache. Deshalb sollte Politik auch in der gewerkschaftlichen Praxis Priorität erhalten: „Eine der wichtigsten Aufgaben ist, die Arbeiter aller Länder mit der Wahrheit zu durchdringen, daß sie ihre Kraft, ihre finanziellen Mittel, ihre Organisation, ihre wirtschaftliche Macht, national und international anzuwenden haben zur Bekämpfung des Militarismus, Kapitalismus und Imperialismus."[23]

Zu den „allerersten Aufgaben" der Gewerkschaften zählte Fimmen als engagierter Kriegsgegner die Erhaltung des Friedens. Er machte die Selbstbeschränkung der Vorkriegsgewerkschaften auf sozialpolitische Aktivitäten für ihren Attentismus angesichts der Kriegsgefahr und die Passivität beim Kriegsausbruch 1914 verantwortlich. Fimmen wollte gegen den Krieg alle verfügbaren Mittel einschließlich des internationalen Boykotts und Generalstreiks angewandt wissen.[24] Eine entsprechende Selbstverpflichtung ging beispielsweise die ITF 1920 ein.[25]

Für diese politische Aufgabenstellung war Fimmen die Wiederherstellung der organisatorischen Einheit der Arbeiterbewegung unerläßlich – und zwar unter Einschluß der Kommunisten. Er begrüßte die Oktoberrevolution in Rußland als „erste Etappe zur internationalen Revolution" und verteidigte das soziale Experiment der Sowjetunion.[26] In ITF und IGB setzte er sich für die Integration der sowjetrussischen Gewerkschaften ein und befürwortete nach der Gründung der Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI) 1921 eine Einheitsfrontpolitik in Fragen gemeinsamen Interesses. Er beteiligte sich sogar an Aktivitäten kommunistischer Vorfeldorganisationen, etwa der Internationalen Arbeiterhilfe oder der Liga gegen Imperialismus und Kolonialismus. Erst nach den Erfahrungen der stalinistischen Säuberungen in Moskau und im Spanischen Bürgerkrieg brach er Ende der dreißiger Jahre endgültig mit der kommunistischen Bewegung.[27]

Und schließlich gehörte zu Fimmens Primärzielen als ITF- und IGB-Generalsekretär, den Vorkriegskonsens – wie er es selbst ausdrückte – „ausschließlich moralischer

23 Edo Fimmen, Vereinigte Staaten Europas oder Europa-AG, Jena [1925], S. 108 f.; ferner: ders., Der IGB. Ein Überblick seiner Entwicklung und seiner Ziele, Amsterdam 1922.

24 Edo Fimmen, Weltfriede und Arbeiterbewegung, Berlin [1930]; ders., Krieg dem Kriege. Die Aufgabe der organisierten Arbeiter in der Bewegung für den Weltfrieden, Amsterdam 1923.

25 Bericht über den am 15. bis 19. März 1920 in Kristiania abgehaltenen Transportarbeiterkongreß, Amsterdam 1920; Sabine H. Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus, a. a. O., S. 65.

26 Edo Fimmen, Die Festung der Weltrevolution, Mscr. 1925, in: MRC, 159/3/C/270; Edo Fimmen an Jawaharlal Nehru vom 24. April 1929, in: MRC, 159/1/3/C/318.

27 Es sei ihm egal, schrieb er am 4. Januar 1939 an H. Müller, in welcher Partei man heute organisiert sei, wenn es nur nicht die kommunistische sei, in: MRC, 159/6/16; vgl. auch Edo Fimmen an Willi Eichler vom 15. April 1939, in: ebda. Zu Fimmens Einheitsfrontpolitik vgl. auch: Reiner Tosstorff, Unity between "Amsterdam" and "Moscow"? Edo Fimmen's relationship to the communist trade union movement, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 94–105.

Proteste"[28], d. h. unverbindlicher und folgenloser aber radikaler Forderungen, der Internationalen zu überwinden. Fimmen ließ sich von der Vision eines zentralistischen bzw. hierarchischen Internationalismus[29] leiten. Er rechnete damit, daß längerfristig nationale Gewerkschaftsinteressen übergreifenden internationalen untergeordnet, nationale Konflikte in ein internationales Aktionsprogramm eingebunden sowie Kompetenzen und Macht von den Nationalverbänden an die Internationalen abgetreten würden. So sollten sich in den Nachkriegsjahren auf internationaler Ebene die historischen Zentralisierungsprozesse der Gewerkschaften auf nationaler Ebene – also die sukzessive Durchsetzung der National- gegenüber Lokal- und Regionalorganisationen – wiederholen. Auseinandersetzungen „für die größeren und ferner liegenden Ziele der Arbeiterbewegung" sollten daher „gemeinsam und auf einem einheitlichen Programm gleichzeitig in den verschiedenen Ländern Schulter an Schulter ausgefochten werden".[30]

Für diese Positionen fand Fimmen mehr Gestaltungsraum in der ITF als im IGB. Der proklamierte Primat der Politik und das Ziel einer sozialistischen Umwälzung konfligierten mit dem unpolitischen Pragmatismus, reformerischen Ansätzen und der sozialpolitischen Alltagspraxis einer mehrheitlich gemäßigten, rechtssozialdemokratischen Gewerkschaftsströmung im IGB, die zudem jede Kooperation mit Kommunisten ausschloß. Der Primat des Internationalen unterschätzte die primär nationale Orientierung und nationale Einbindung der Gewerkschaften, die durch die staatliche Anerkennung und Erweiterung innenpolitischer Einflußchancen der Gewerkschaften wichtiger mitteleuropäischer Länder in den Kriegs- und Nachkriegsjahren eher noch verstärkt worden war. Seine Forderung nach einer internationalen Praxis unterschätzte die Wirksamkeit der Tradition eines aktionsarmen Internationalismusverständnisses, das von den Internationalen in erster Linie einen grenzüberschreitenden Erfahrungs- und Informationsaustausch erwartete. Deshalb war Fimmen im IGB ein Außenseiter, Vertretern des rechtssozialdemokratischen Gewerkschaftsflügels galt er als unverbesserlicher Idealist, Utopist, als „a man of very radical ideas", seinen antikommunistischen Hardlinern sogar als heimliche innerorganisatorische Stütze wenn nicht Bastion der Kommunisten.[31]

In der ITF hingegen konnte sich Fimmen auf einen starken linken Flügel aus konfliktorischen und bisweilen syndikalistischen Transportgewerkschaften stützen (etwa aus Großbritannien und Frankreich). Hier fand sich eine breite Unterstützung nicht nur für eine aktive internationale Gewerkschafts- und Friedenspolitik, sondern auch für eine Zusammenarbeit mit sowjetrussischen und kommunistischen Verbänden (Briten, Österreicher, Skandinavier). Zweitens stattete die ITF ihren Generalsekretär mit außergewöhnlichen Ressourcen aus: das ITF-Sekretariat beschäftigte später drei Sekretäre mit speziellen Aufgabengebieten und siebzehn Angestellte. Dazu kamen außerordentliche

28 Edo Fimmen, zit. in: Sabine H. Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus, a. a. O., S. 69.

29 Vgl. die Typologisierung gewerkschaftlichen Internationalismus bei Jelle Visser und Bernhard Ebbinghaus, Barrieren und Wege „grenzenloser Solidarität". Gewerkschaften und Europäische Integration, in: Staat und Verbände. Hrsg. von Wolfgang Streek (= *Politische Vierteljahresschrift*, Sonderheft 25), Opladen 1994, S. 223–255.

30 Edo Fimmen, Vereinigte Staaten Europas, a. a. O., S. 108 f. und S. 115.

31 Charles Lindley, Fighter, a. a. O., S. 214, Zitat S. 212.

satzungsmäßige Kompetenzen, z. B. das Recht, einen internationalen Boykott in Abstimmung mit den betroffenen Mitgliedsbünden zu verhängen.[32] Institutionell hatte Fimmen einen relativ großen Handlungsspielraum, der sich aus diesen statuarischen Kompetenzen, noch nicht eingespielten Verhaltensregeln für das neugeschaffene unabhängige Sekretariat sowie innerorganisatorischen Kräfteverhältnissen ohne einseitige nationale Hegemonien ergab. Drittens bestand ein hoher transnationaler Kooperationsbedarf in den maritimen Industrien, der bereits, im Unterschied zu anderen IBS, eine aktive Vorkriegstradition der ITF begründet hatte: internationaler Konfliktbeistand in Arbeitskämpfen spielte in der Hafenindustrie und der Handelsschiffahrt immer schon eine bedeutende Rolle. Und viertens kam dem Verkehrssektor eine Schlüsselfunktion für die Organisierung internationaler Aktionen zu.[33]

Es war denn auch hauptsächlich die ITF, auf die sich Fimmen stützte, als 1920 zwei international koordinierte gewerkschaftliche Boykottaktionen durchgeführt wurden. Erstmals folgten damit radikalen Kongreßproklamationen zur Friedenssicherung, zum Kampf gegen die „Reaktion" oder zur Sozialisierung auch Taten. Von Juni bis August 1920 führten Verkehrsverbände der ungarischen Anrainerstaaten – vor allem tschechische und österreichische Verbände[34] – einen von ITF und IGB ausgerufenen siebenwöchigen Transportboykott gegen Ungarn aus Protest gegen die Verletzung von Menschen- und Gewerkschaftsrechten durch das autoritäre Regime des Generals Horthy durch.

Kurz darauf koordinierte Fimmen in der ITF im Juli und August 1920 ein gewerkschaftliches Embargo alliierter Waffenlieferungen an Polen im polnisch-russischen Krieg. Vor allem Transportgewerkschaften in Belgien, in Großbritannien – wo in Opposition zur antirussischen Regierungspolitik sogar ein Generalstreik angedroht wurde –,[35] den Niederlanden und auch Deutschland stoppten Munitions- und Waffenlieferungen an Polen, auch schon vor dem Boykottaufruf von IGB und ITF.[36]

Beide Boykotte werden häufig als internationale Aktionen überbewertet. Es handelte sich nicht um eine von IGB und ITF initiierte Aktion, sondern um den Versuch der Koordinierung und Internationalisierung nationaler gewerkschaftlicher Aktivitäten, ohne daß jedoch eine größere Mobilisierung nicht bereits auf der nationalstaatlichen Ebene engagierter Mitgliedsbünde gelang.[37] Beide internationalen Boykottmaßnahmen

32 Regulativ der ITF. Anhang zum Bericht über den vom 15. bis 19. März 1920 abgehaltenen ITF-Kongreß in Kristiania, Amsterdam 1920, S. 43 ff.

33 Vgl. ausführlich Sigrid Koch-Baumgarten, Gewerkschaftsinternationalismus, a. a. O., S. 66–83.

34 Sabine H. Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus, a. a. O., S. 67 ff.; Bericht über den Internationalen Transportarbeiterkongreß in Wien vom 2. bis 6. Oktober 1922, Amsterdam 1923; Bericht über den am 18. bis 22. April 1921 in Genf abgehaltenen Transportarbeiterkongreß, Amsterdam 1921, S. 74; Máté Molár, The international trade union's boykott against the "white terror" of the Horthy regime in Hungary, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 159 f.

35 Morton H. Cowden, Russian Bolshevism and British Labor 1917–1921, New York 1984, S. 103.

36 Sabine H. Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus, a. a. O., S. 71.

37 Vom ITF- und IGB-Generalsekretär wurde sie daher als Teilerfolg gewertet; Edo Fimmen, IGB, a. a. O., S. 15; ders., Weltfriede, a. a. O., S. 15; Bericht über den Internationalen Transportarbeiterkongreß in Wien vom 2. bis 6. Oktober 1922, a. a. O., S. 44; vgl. insgesamt auch: Bob Reinalda, The boycott of munitions Transports to Poland, July–August 1920, and its aftermath, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 164–167.

waren nur in der Verbindung des persönlichen Engagements und der organisatorischen Leistungen Fimmens mit gleichgerichteten nationalen Interessen wichtiger Gewerkschaftsbünde möglich. Gleichwohl blieben beide Boykottaktionen singulär in der Vor- und Zwischenkriegsgeschichte der Gewerkschaftsinternationalen und stießen in der zeitgenössischen Öffentlichkeit auf großes Aufsehen.

Als gewerkschaftliche nationale Handlungsinteressen fehlten, waren Fimmen Bemühungen, anläßlich der französisch-belgischen Besetzung des Ruhrgebiets 1923 einen vorab vom IGB mehrfach angedrohten internationalen Proteststreik durchzuführen, zum Scheitern verurteilt. Fimmen, der bereits den Ungarn- und Polenboykott nur als Teilerfolg und einen ersten Schritt auf dem Weg zu einem handlungsfähigen Gewerkschaftsinternationalismus angesehen hatte, attackierte daraufhin in einem aufsehenerregenden Artikel „Black January" die europäischen Gewerkschaftseliten wegen ihrer Untätigkeit und überwiegend nationalen Orientierung.[38] Kurz darauf kam es zum endgültigen Bruch Fimmens mit dem IGB. Er erfolgte anläßlich einer nicht mit den Gremien des IGB abgestimmten Einheitsfrontinitiative Fimmens und der ITF im Mai 1923. Nachdem sich die kommunistischen Gewerkschaften 1920 im Provisorischen Internationalen Rat der Fachverbände, ab 1921 in der Roten Gewerkschaftsinternationale – mit Sitz in Moskau und dominiert von den Bolschewiki – organisatorisch verselbständigt hatten, gab es keine offiziellen Kontakte zwischen „Amsterdam" und „Moskau" mehr, sondern nur einen polemischen Richtungsstreit. Es war daher eine Sensation, als Fimmen in seiner Doppelfunktion als IGB- und ITF-Generalsekretär und Mitglieder des ITF-Vorstands in Berlin mit den Vorsitzenden der RGI, Losowski, und des kommunistischen Aktionskomitees der Transportarbeiter, Atschkanow, zusammentrafen, um Möglichkeiten einer Zusammenarbeit zu sondieren. Ins Auge gefaßt wurde die Bildung eines gemeinsamen Aktionskomitees von ITF und RGI als erster Schritt zur Bildung einer Einheitsfront. Außerdem wurde eine Resolution formuliert, die sich für die Verteidigung der Sowjetunion und den Kampf gegen den Faschismus aussprach.[39]

Diese „Berliner Konferenz" führte zu einem Proteststurm in den mitteleuropäischen sozialdemokratischen Gewerkschaftskreisen und im IGB. Letzterer verurteilte Fimmens Alleingang und erzwang seinen Rücktritt vom Posten des Generalsekretärs.

Fast hätte diese Affäre 1923 die internationale Karriere Fimmens auch in der ITF vorzeitig beendet. Auch im Transportarbeiterverband kritisierten deutsche und französische Gewerkschaften die Einheitsfrontinitiative heftig, und der ITF-Vorstand lehnte eine Ratifizierung der Berliner Beschlüsse ab. Daraufhin wollte der Niederländer auch in der ITF „den ganzen Krempel hinschmeißen".[40] Allerdings entlastete der ITF-Vorstand seinen Generalsekretär durch die Anerkennung seiner Mitverantwortung für die Berliner Konferenz, der er zugestimmt hatte, und überredete Fimmen, im Amt zu

38 Der Artikel wurde im „ITF-Newsletter" vom 1. Februar 1923 veröffentlicht und auszugsweise abgedruckt in: In memoriam Edo Fimmen (1942), a. a. O., S. 71; zu den Auseinandersetzungen im IGB um einen Proteststreik vgl. Sabine Leich und Wolfgang Kruse, Internationalismus, a. a. O., S. 75–79; zu Fimmens Fazit aus beiden Boykottaktionen 1920/21 vgl. Edo Fimmen, IGB, a. a. O., S. 15; Bericht über den Internationalen Transportarbeiterkongreß in Wien vom 2. bis 6. Oktober 1922, a. a. O., S. 44.

39 Vgl. ausführlich: Reiner Tosstorff, Unity, a. a. O., S. 98 f.

40 Edo Fimmen an Johann Döring vom 10. März 1924, in: MRC, 159/6/2.

verbleiben. Außerdem gab es in der ITF mit den Briten und Österreichern einflußreiche Mitgliedsbünde, die eine Zusammenarbeit mit den russischen Verbänden[41] und deren Aufnahme in die Internationalen (auch in den IGB) befürworteten.[42] Noch zweimal stand Fimmen in den zwanziger Jahren kurz vor einem Ende seiner Karriere in der ITF – und zwar aufgrund seines politischen Engagements: 1926 stürzte er fast anläßlich seiner Beteiligung an einem linkssozialistischen Verlagsprojekt und seiner Mitarbeit bei einheitsorientierten Zeitschriften in Großbritannien, Belgien und den Niederlanden. Als er deshalb im Zentrum schwerer Angriffe der Deutschen, Belgier, Niederländer und Franzosen stand, die ihm u. a. Janusköpfigkeit vorwarfen, verließ Fimmen kurzerhand den ITF-Weltkongreß, ließ sich schließlich aber doch von den Briten, Skandinaviern und Österreichern zur Einstellung seiner Mitarbeit bei den Einheitsfrontprojekten und zur Weiterführung seines Amtes überreden. Nachdem er in den Niederlanden den Vorsitz der linkssozialistischen Onafhankelijke Socialistische Partij (OSP), die sich von der Sozialdemokratie abgespalten hatte, übernommen hatte, überlebte er einen deutsch-holländischen Mißtrauensantrag 1932 nur über seine Selbstverpflichtung, sich zukünftig nicht mehr parteipolitisch zu engagieren.[43]

Fimmen in der ITF

Diese Konflikte verweisen auf eine zweite Periode in Fimmens ITF-Tätigkeit. Nach dem Ende der unruhigen und politischen Nachkriegsjahre konzentrierte sich seine Arbeit in der ITF auf wenig spektakuläre internationale Routineaufgaben:[44] auf den Organisationsausbau der ITF, die unter Fimmens Leitung zum zweitgrößten IBS mit 1932 2,4 Millionen Mitgliedern in 99 Gewerkschaften aus 37 Staaten wurde und die sich als eine der ersten Brancheninternationalen um den Aufbau von Regionalorganisationen auf den außereuropäischen Kontinenten und in den Kolonien bemühte. Fimmen selbst begab sich Anfang der dreißiger Jahre auf ausgedehnte Reisen nach Nordafrika und Asien – China und Japan, seine Einreise nach Indien wurde von der britischen Kolonialmacht nicht genehmigt –, um Mitgliedsorganisationen zu werben und die Gründung eines fernöstlichen Zweigsekretariats vorzubereiten.[45] Ein Großteil der unspektakulären Alltagsarbeit bestand zudem darin, Serviceleistungen der Internationale für die Mitgliedsbünde für nationale Kollektivverhandlungen bereitzustellen, etwa durch die Erstellung international vergleichender Studien zu Löhnen, Arbeitsbedingungen und

41 Geschäfts- und Kassenbericht der ITF über die Jahre 1922/23, Amsterdam 1924, S. 34 f. und S. 51 ff.; Geschäfts- und Kassenbericht der ITF über die Jahre 1930/31 nebst Berichten über den internationalen Transportarbeiter-Kongreß und die während des Kongresses stattgefundene Sonderkonferenz in Prag vom 7. bis 13. August 1932, Amsterdam 1932 (MRC, 159/1/1/51), S. 240 ff.

42 John Price, The International Labour Movement, a. a. O., S. 157.

43 Vgl. Charles Lindley, Fighter, a. a. O., S. 214 f.; Bericht über den Internationalen Transportarbeiter-Kongreß in Paris vom 15. bis 21. September 1926, Amsterdam 1927, S. 86–98; Reiner Tosstorff, Unity, a. a. O. Ferner Anm. 72.

44 Ausführlich: Sigrid Koch-Baumgarten, Internationalismus, a. a. O., S. 70–77.

45 Vgl. Tätigkeitsberichte des ITF-Sekretariats an den Generalrat, in: MRC, 159/1/2/24, S. 25 und S. 27, und ITF-Geschäfts- und Kassenbericht 1930/31, a. a. O., S. 45 ff.

technologischen Innovationen sowie durch die Vermittlung internationalen Konfliktbeistands – an herausragender Stelle wäre hier der Versuch zu nennen, Kohlelieferungen nach Großbritannien im britischen Miners' bzw. Generalstreik von 1926 zu blokkieren. Schließlich wäre noch die Mitarbeit in der Internationalen Arbeitsorganisation (IAO) zu nennen, die Beteiligung an der Ausarbeitung internationaler Konventionen und Empfehlungen etwa zum Mindestalter für Seeleute (Konvention Nr. 7 von 1920), zur Ersetzung privater durch staatliche Arbeitsvermittlung (Nr. 9 von 1920), zur Gestaltung maritimer Arbeitsverträge (Nr. 22 von 1926), zur Repatriierung von Seeleuten (Nr. 23 von 1926) und zur Beschränkung von Traglasten für Hafenarbeiter 1929/32. Sie zielten auf den Aufbau einer nationalen Arbeitsgesetzgebung in den vor dem Ersten Weltkrieg weitgehend unreglementierten martitimen Verkehrssektoren und auf ihre Harmonisierung.[46]

Innerhalb der internationalen Gewerkschaftsorganisationen bemühte sich Fimmen um eine Strukturreform. Sein Zwischenspiel beim IGB 1919 bis 1923 hatte deutliche Vorbehalte gegen die Internationale der Landeszentralen zurückgelassen, deren primär nationale Orientierung Fimmen als prinzipielle Bremse eines handlungsfähigen gewerkschaftlichen Internationalismus ansah. Deshalb wollte er eine übergreifende Gewerkschaftsinternationale nicht mehr aus den nationalen Dachverbänden, sondern aus den internationalen Berufssekretariaten bilden. „Damit erlangen die Träger dieses internationalen Kampfes, die internationalen Berufssekretariate, eine immer größer werdende Bedeutung gegenüber den Landeszentralen, denn wie in der Periode der Ausbreitung des Kapitalismus in nationaler Richtung die Leitung des wirtschaftlichen Kampfes von den örtlichen Gewerkschaften in die Hände der Landesorganisationen überging, so wird [...] in der Kampfesperiode, die mit dem Weltkrieg und seiner Beendigung begonnen hat, die Leitung aus den Händen der Landesorganisationen in die Hände der internationalen Berufssekretariate übergehen müssen. Und wie in der erstgenannten Periode die Bedeutung der Zusammenfassung örtlicher Organisationen, der lokale Gewerkschaftsbund, gegenüber den Landeszentralen in den Hintergrund trat, so wird auch der Einfluß der Landeszentralen als Zusammenfassung der Gewerkschaften eines bestimmten Landes hinter den Einfluß der internationalen Berufssekretariate rücken, und das Aufgabengebiet der Landeszentralen wird sich mehr und mehr national auf dieselben Verwaltungsdienste beschränken, die heute lokal die Ortskartelle verrichten. [...] Das bedeutet zugleich, daß in dieser neuen Periode die internationalen Berufssekretariate international dasselbe tun müssen, was die Landesgewerkschaften national durch den Zusammenschluß in eine Landeszentrale verwirklicht haben, nämlich: sich international zusammenzuschließen zu einer internationalen Gewerkschaftszentrale, mit anderen Worten: die heutige Gewerkschaftszentrale, die aus einer Zusammenfassung der gewerkschaftlichen Landeszentralen besteht, durch eine Internationale der internationalen Berufssekretariate zu ersetzen."[47]

46 Vgl. auch: Bob Reinalda, Sucess and failure. ITF's sectional activities in the context of the International Labour Organisation, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 130–151.

47 Edo Fimmen, Vereinigte Staaten Europas, a. a. O., S. 115 f.

Verschiedentlichen Anläufen Fimmens und der ITF, eine solche Organisationsreform in den Zwischenkriegsjahren anzuregen, war allerdings – nicht zuletzt wegen der geringen Bedeutung der anderen IBS – kein Erfolg beschieden. Durchgesetzt werden konnten Partizipations- und Repräsentationsrechte der IBS im IGB.[48]

Neben dieser gewerkschaftlichen Tagesarbeit rückte zunehmend die Gegenwehr gegen den italienischen Faschismus und den deutschen Nationalsozialismus ins Zentrum der politischen Tätigkeit Fimmens. Er organisierte Ressourcen der ITF für die Unterstützung der italienischen Gewerkschaften: 1926 richtete die ITF in Rom ein Verbindungsbüro ein, das eine Gewerkschaftszeitung herausgeben sollte, aber durch einen Anschlag der italienischen Faschisten zerstört wurde.[49] Er unterstützte symbolische Widerstandsaktionen wie den Abwurf von antifaschistischen Flugblättern aus einem Flugzeug über Rom 1922. In Deutschland suchte Fimmen die Gewerkschaften zu einer konsequenten Gegenwehr gegen den Nationalsozialismus zu drängen und die ITF-Mitgliedsbünde auf internationale Beistandsaktionen zu verpflichten. Gedacht war an einen Verkehrsboykott Deutschlands nach dem Vorbild der Ungarninitiative von 1921. Tatsächlich bekundete der Prager ITF Kongreß 1932 seine Bereitschaft, bedrohten Gewerkschaften im antifaschistischen Kampf „mit allen Mitteln" zu Hilfe zu kommen.[50] Es ist hinlänglich bekannt, daß die deutschen Gewerkschaften 1932/33 einen anderen, streng legalistischen und attentistischen Weg einschlugen. Weniger bekannt ist, wie sehr sich Fimmen und die ITF bis buchstäblich zur letzten Minute erfolglos bemühten, die deutschen Verbände zum Widerstand und den IGB zu internationalen Beistandsaktionen zu mobilisieren. Fimmen drängte seit dem Sommer 1932 auf eine Vorstandssitzung des IGB, um dort den ITF-Vorschlag einer internationalen Boykottaktion zu diskutieren. Gehört wurde die ITF überhaupt erst nach halbjähriger Wartefrist im Februar 1933, also bereits nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler. Ihr Anliegen stieß im Vorstand des IGB auf wenig Resonanz; der ADGB-Vorsitzende Theodor Leipart lehnte jede IGB-Intervention in Deutschland ab: „Schließlich wurden Leipart im Namen der Sitzung drei konkrete Fragen gestellt. Zunächst eine von Jouhaux: ob die deutsche Arbeiterklasse damit einverstanden sein könne, daß an den Völkerbund ein Appell gerichtet werde, gegen die Bewaffnung der Hitler-Banden einzuschreiten, da dies eine Verletzung der Bestimmungen des Versailler Vertrags bedeute. Er wies dabei auf die äußersten Konsequenzen einer solchen Bitte, nämlich die Neubesetzung des Rheinlandes. Die zweite von Citrine gestellte Frage lautete: ob es möglich wäre, daß Vertreter des deutschen Gewerkschaftsbundes nach England und eventuell auch anderen Ländern kommen, um die Vorstandssitzungen der Gewerkschaftsbewegungen dieser Länder über die Lage in Deutschland aufzuklären. Die ITF richtete die folgende, dritte Frage an Leipart: ob der deutsche Gewerkschaftsbund bereit sei, zu erwägen, sich mit der Mitteilung an den IGB zu wenden, daß sich in absehbarer Zeit die Hilfe und Mitwirkung der Arbeiterbewegung im Auslande als erwünscht und notwendig erweisen könnte, um diese

48 John Price, The International Labour Movement, a. a. O., S. 161 ff., und Lewis L. Lorwin, Internationale der Arbeit, a. a. O., S. 187 f.

49 Geschäfts- und Kassenbericht der ITF über die Jahre 1926/27, Amsterdam o. J., S. 55 f.

50 Bericht ITF-Kongreß Prag 1932, a. a. O. (siehe Anm. 41), S. 295 f.

zu veranlassen, die notwendigen vorbereitenden Maßnahmen zu treffen. Die in der ersten Frage angedeutete Maßnahme hat Leipart von der Hand gewiesen, da dadurch der Nationalismus in Deutschland nur noch mehr erstarken könne. Die zweite Anregung wollte Leipart in seinem Vorstand zur Sprache bringen. Auf die dritte, unsere Anregung, hatte Leipart keine Antwort gegeben."[51]

Auch die deutschen Transportgewerkschaften wollten sich auf einem anschließenden Sondertreffen mit den ITF-Repräsentanten nicht auf einen politischen Kurs in Deutschland festlegen. Tatsächlich wählten sie den Weg der Anpassung und des Versuchs, sich mit dem nationalsozialistischen Regime zu arrangieren. Sie lösten alle offiziellen Verbindungen zur ITF, um sich in der „nationalen Revolution" nicht durch internationale Mitgliedschaften zu diskreditieren.[52] Die gewerkschaftliche Kapitulation vor dem Nationalsozialismus – „daß man sich vor Scham verkriechen möchte",[53] wie es Fimmen selbst ausdrückte – dürfte zu seinen größten politischen Enttäuschungen überhaupt gehört haben.

Dennoch engagierte sich Fimmen in außergewöhnlichem Maße für den gewerkschaftlichen Widerstand in Deutschland. Er grenzte sich allerdings konsequent von den für die Kapitulationsstrategie verantwortlichen Gewerkschaftseliten wie vom sozialdemokratischen Exil ab. Hingegen kooperierte er mit linkssozialistischen Exilgruppen wie SAP, ISK und Neu Beginnen und auch mit kommunistischen (später autonomen) Seeleutegruppen.[54] In engem Kontakt mit Fimmen – und z. T. auf dessen Initiative – gelang es Verkehrsgewerkschaftern (darunter Wilhelm Voss und Adolf Kummernuss vom Gesamtverband der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe und Hans Jahn vom Einheitsverband der Eisenbahner Deutschlands), ein umfangreiches illegales Organisationsnetz in Deutschland aufzubauen, das bis zu 1350 Aktivisten in fast 150 Orten umfaßte. Fimmen muß – darauf hat Dieter Nelles hingewiesen[55] – als der Mittelpunkt und Spiritus rector dieser Widerstandsgruppen angesehen werden. Es war seine Leistung, organisatorische und finanzielle Ressourcen der ITF für den Transportarbeiterwiderstand zu mobilisieren: allein bis 1935 wurden mehr als 100000 Gulden über Sonderbeiträge der ITF-Mitgliedsbünde aufgebracht, illegale Materialien nach Deutschland geschmuggelt, Tarnbeschäftigungen für Aktivisten, eine internationale Konferenz in Roskilde organisiert oder eine eigene Zeitschrift „Faschismus" herausgegeben. Diese Unterstützung der ITF – singulär innerhalb der anderen IBS – trug wesentlich dazu bei, daß den ITF-Gruppen eine Ausnahmerolle im gewerkschaftlichen Widerstand zukam.

51 Undatiertes und unbetiteltes Ms. mit dem Bericht der ITF-Repräsentanten über ihre politischen Bemühungen für eine international unterstützte deutsche antinationalsozialistische Widerstandsaktion (für das ITF-Archiv), in: MRC, 159/3/D/45.

52 Vgl. ausführlich Helmut Esters und Hans Pelger, Gewerkschafter im Widerstand, Hannover 1967; Dieter Nelles, ITF resistance against nazism and fascism in Germany and Spain, in: ITF (siehe Anm. 1), S. 174–199.

53 Schreiben Edo Fimmens vom 19. Mai 1933, in: MRC, 159/3/C/351; zur gewerkschaftlichen Anpassungsstrategie in Deutschland vgl. u. a. Gerhard Beier, Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933, Frankfurt a. M. und Köln 1975.

54 Dieter Nelles, The ITF anti-Nazi seafarers, in: *Seafarers' Bulletin*, H. 9 (1994), S. 27–29.

55 Dieter Nelles, ITF resistance, a. a. O.

In mehreren Entdeckungs- und Repressionswellen 1935, 1937 und 1940 wurde das ITF-Widerstandsnetz in Deutschland schließlich erheblich dezimiert.[56]

Gleichermaßen unterstützte Fimmen die republikanischen Kräfte im Spanischen Bürgerkrieg – nicht nur finanziell, sondern auch durch die Verhinderung von Waffenlieferungen an die Truppen Francos. Allerdings war den Bemühungen Fimmens wiederum kein Erfolg beschieden, ein internationales Waffenembargo gegen die Franquisten in der ITF durchzusetzen, das zwar von den Skandinaviern befürwortet wurde, gegen das die Briten jedoch – in Anlehnung an die Regierungspolitik der *non-intervention* – ihr Veto einlegten und sogar mit dem Austritt aus der ITF drohten. In diesem Konflikt zeigte Fimmen übrigens erneut (wie bereits 1923) seine Bereitschaft zu unkonstitutionellem Handeln. Er suchte die direkte Kooperation mit britischen Einzelgewerkschaftern und Basisgruppen, um die Boykottmaßnahmen skandinavischer Gewerkschaften gegen Waffentransporte für Franco doch auch auf Großbritannien auszudehnen.[57] Außerdem zeigte Fimmen in den dreißiger Jahren seine Fähigkeit zu unkonventionellem Handeln, als er als Linkssozialist bereit war, gegen Nationalsozialismus und Franquismus auch mit den Geheimdiensten der demokratischen Staaten zu kooperieren.[58]

In den politischen Katastrophen der dreißiger Jahre zeigte sich auch ein solidarischer, humanitärer – und paternalistischer Zug Fimmens. Er engagierte sich mit praktischem, finanziellem und moralischem Beistand in der Flüchtlingshilfe, selbst noch 1942 in Mexiko, als er selbst schon vom Tod gezeichnet und kaum noch handlungsfähig war.[59] Außerdem schrieb er „Sendebriefe" nach dem Vorbild des Apostels Paulus in alle Welt, um seinen „Getreuen" Trost und Mut zu spenden,[60] obwohl er selbst von Resignation und Depression gezeichnet und seine optimistische Haltung längst zur „Maskerade"[61] erstarrt war. Fimmen nämlich sah sich mitverantwortlich für die politischen Katastrophen der dreißiger Jahre: „Wenn ich [...] zurückblicke, so muß ich feststellen, daß ich viele und schwere Irrtümer begangen habe. Diese Irrtümer, derentwegen ich einen großen Teil der Verantwortung für die Niederlage der europäischen Gewerkschaften übernehmen muß, bestehen jedoch nicht darin, daß ich den falschen Weg eingeschlagen hatte. Sie bestehen vielmehr darin, daß ich den richtigen Weg nicht energisch genug beschritt. Die Tatsache, daß ich sehr oft mit meiner Ansicht allein blieb, veranlaßte mich zu zögern. Gewiß habe ich das Kind beim Namen genannt und den Arbeitern die Mängel ihrer Organisationen nicht verschwiegen, aber wo ich Kritik übte, hätte ich zuschlagen sollen, und wo ich sprach, hätte ich schreien sollen."[62]

Im November 1938 brach Fimmen nach dem ITF-Weltkongreß in Luxemburg mit einem Schlaganfall zusammen, der ihn für mehrere Monate ans Krankenbett fesselte und von dem er sich nicht mehr erholte. Am Ende seines Lebens zwangen Krieg und Krankheit Fimmen ein doppeltes Exil auf. Kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs

56 Ebda.; Helmut Esters und Hans Pelger, Gewerkschafter, a. a. O.
57 Tom Buchanan, The Spanish Civil War and the British Labour Movement, Cambridge 1991, S. 82 f.
58 Wie Anm. 5.
59 Jacobus H. Oldenbroek, In memoriam – Edo Fimmen, a. a. O., S. 67.
60 Edo Fimmen an Lilly Krier-Becker vom 24. November 1939, in: MRC, 159/6/24.
61 Edo Fimmen an Weigl vom 21. Dezember 1939, in: MRC, 159/6/24.
62 Edo Fimmen im Rückblick, zit. nach: Die ITF in Amsterdam, a. a. O., S. 39.

wurde der Sitz der ITF von Amsterdam nach Großbritannien in die Nähe von London verlegt. In einer kurzen Phase der Rekonvaleszenz 1939 hatte Fimmen diese Übersiedlung in ein kriegführendes Land vorbereiten können, die er als politisches Symbol befürwortete: „Die ITF nimmt am Kriege teil, nicht hinter England und Frankreich, aber gegen Hitler und seine offenen und geheimen Verbündeten."[63] Zum politischen Exil in Großbritannien kam das persönliche Exil, die „Schutzhaft"[64] des Krankenzimmers, in die Fimmen seine fortschreitende Krankheit immer häufiger zwang, so daß die Geschäftsführung der ITF sukzessive Jacobus H. Oldenbroek zuwuchs. Erst Ende 1941 fand sich der Schwerkranke widerwillig bereit, zur Genesung nach Mexiko umzusiedeln. Hier verstarb Fimmen in Cuernavaca am 14. Dezember 1942. Unter Beteiligung des politischen Exils und des mexikanischen Gewerkschaftsbundes wurde er am 19. Dezember 1942 in Mexiko beigesetzt, in einer ITF-Gedenkveranstaltung in der Dutch Church in London am 6. Januar 1943 verabschiedet. Am 17. Juni 1950 wurde seine Urne endgültig in den Niederlanden beigesetzt.

Konflikt um die Nachfolge

Fimmen hatte als Generalsekretär das ITF-Sekretariat als unbestrittene Autorität, als Patriarch geleitet; seinen Mitarbeitern galt er als „patron" (Tofahrn). Noch zu seinen Lebzeiten brach im ITF-Sekretariat der Konflikt um seine Nachfolge und um die zukünftige Orientierung der ITF aus. Dem stellvertretenden Generalsekretär Jacobus H. Oldenbroek[65] fehlte Fimmens Charisma, sein politisch-sozialistischer Impetus – er war ein Pragmatiker, dem in der Sicht der anderen linkssozialistischen Mitarbeiter im ITF-Sekretariat Paul Tofahrn und Max Zwalf die Visionen und die übergeordneten politischen Ziele fehlten. Beide warfen Oldenbroek, der aus der internationalen Politik ein „business" und eine „procedure leading into the unknown" mache, außerdem Führungsschwäche vor.[66] Ihnen widerstrebte der pragmatische Kurswechsel, den der gemäßigte Sozialdemokrat Oldenbroek unter den Bedingungen des Krieges und unter dem Druck der britischen Transportverbände National Union of Seamen (NUS) und Transport and General Workers' Union (TGWU) einleitete. Sie suchten daher als Interimslösung bis zur Neuwahl eines Generalsekretärs auf einem Nachkriegsweltkongreß die Bildung eines Führungstriumvirats Oldenbroek-Tofahrn-Zwalf und eine „klassenkämpferische" Neuorientierung des Berufssekretariats durchzusetzen, die sich auf eine weltrevolutionäre Nachkriegskrise einstellte.[67]

63 Edo Fimmen an Lilly Krier-Becker vom 3. November 1939, in: MRC, 159/6/24.

64 So charakterisierte Fimmen bereits 1939 seinen Krankenhaus- und anschließenden Kuraufenthalt, Brief vom 13. Januar 1939, in: MRC, 159/6/15.

65 Kurzbiographie in ITF (siehe Anm. 1), S. 239.

66 Gedächtnisprotokolle und Aufzeichnungen Tofahrns über seine Gespräche mit Oldenbroek 1941/42, in: MRC, 238/IT/2/2-11, IT/3/3-10, S. 172 und S. 198; ferner: The Problem of Leadership in the ITF, P. Tofahrn, 26. April 1942, in: MRC, 238/IT/7/1.

67 Der Krieg, die ITF und die Zukunft, Denkschrift M. Zwalf, 1942, in: MRC, 159/3/D/21; zum Konflikt um die Nachfolge vgl. die Tagebuchaufzeichnungen Paul Tofahrns, in: MRC, 238/P/4/1-50.

Auch Fimmen in Mexiko wurde in diesen „Familienzwist" involviert; er erwog deshalb sogar, nach Großbritannien zurückzukehren, um den Streit zu schlichten. Eine einseitige Parteinahme aus Mexiko lehnte er ab.[68] Ihm schwebte ein paternalistisches Krisenlösungsmodell nach dem Vorbild seiner eigenen autoritativen Leitung vor, den konkurrierenden Sekretären sollte erneut eine übergeordnete Autorität in der Person des Vorsitzenden der National Union of Railwaymen (NUR) J. Marchbank vorgesetzt werden. Mit dessen langjährigen Erfahrungen sollte einerseits die Unerfahrenheit und politische Ungeduld, die er Zwalf und Tofahrn vorwarf, ausgeglichen, aber auch ein politischer Rechtsschwenk der ITF verhindert werden.[69] Fimmen erhielt jedoch vor seinem Tod keine Möglichkeit mehr, sein politisches Testament mit führenden ITF-Vertretern, etwa dem Leiter des ITF-Büros in Washington, Omer Becu, zu beraten oder Einfluß auf die Entscheidungsprozesse zu nehmen. Marchbank verwarf die Führungskonstruktion Fimmens als zu unkonstitutionell;[70] die beiden anderen britischen Vorstandsmitglieder Arthur Deakin und Charles Jarman unterstützten den Führungsanspruch Oldenbroeks. Die programmatische radikale linke Denkschrift seiner Konkurrenten wurde abgelehnt und schließlich Oldenbroek in einem den Kriegsbedingungen geschuldeten außerkonstitutionellen Verfahren zum Amtierenden Generalsekretär ernannt, dessen satzungsgemäße Wahl auf dem ersten Weltkongreß der ITF nach Beendigung des Krieges erfolgte.[71]

Fazit

Ich möchte zum Schluß zu meiner Ausgangsthese der produktiven Spannung zwischen der Person Fimmens und den Anforderungen seines Amtes zurückkommen. Sicherlich agierte Fimmen als Linkssozialist und Internationalist gegen die großen Entwicklungslinien der Zwischenkriegszeit: der Auf- oder Ausbau moderner parlamentarischer Demokratien und Sozialstaaten integrierte die Arbeiterbewegung politisch, wirtschaftlich – und innerhalb der Grenzen des Nationalstaats. Unter der gleichzeitigen Herausforderung von Faschismus und Stalinismus blieb für einen „dritten Weg" zwischen Sozialreform und Kommunismus und jenseits des Nationalstaats kein Raum. Fimmen verlor häufig den Bezug zur Realität, er – wie es ein ITF-Rückblick ausdrückte – „overshot the mark", so daß „there was at times a considerable disproportion between the solutions and actions advocated by the ITF and the preparedness for action of its

68 Edo Fimmen an Paul Tofahrn vom 16. Juli 1942, in: MRC, 238/IT/9.

69 Die NUR und J. Marchbank gehörten zum linken, antikapitalistischen Flügel der britischen Gewerkschaften; vgl. Philip S. Bagwell, The Railwaymen, 2 Bde., London 1963 und 1982, hier Bd. 1: The History of the National Union of Railwaymen, London 1963; zu Fimmens politischem Testament vgl. Edo Fimmen an Charles Lindley vom 11. September 1942, in: MRC, 159/3/36; Darstellung Paul Tofahrns, in: MRC, 238/IT/3/172 und IT/4/1/1-14.

70 So Paul Tofahrn in der Darstellung eines Gesprächs mit J. Marchbank vom 23. Dezember 1942 in seinen Tagebuchaufzeichnungen (siehe Anm. 67).

71 Report on Activities and Financial Report for the Years 1938–1946 and Proceedings of the International Transportworkers' Congress held in Zurich from 6 to 12 May 1946, London 1946.

component national unions".[72] Aber gerade weil Fimmen „overshot the mark", konnte er die Handlungsmöglichkeiten der ITF bzw. eines gewerkschaftlichen Internationalismus bis an die Grenzen nationalgewerkschaftlicher internationaler Handlungsbereitschaft ausreizen. Hier liegt *ein* Grund dafür, daß die ITF im Kreis der Gewerkschaftsinternationalen eine außerordentliche Rolle spielen konnte.[73] So produktiv die Spannung einer Position gewesen sein mag, die letztlich politisch und organisatorisch eine Außenseiterposition war – für Fimmen als Person war sie tragisch und trug sicherlich zu seinem frühen Tod bei.

72 Short History of the ITF, ungez. Ms. (1951), in: MRC, 159/3/D/120. Daß Fimmen an der Grenze der Akzeptanz insbesondere der sozialdemokratisch-reformerischen Gewerkschaftsströmung operierte, zeigen auch die an den Rand seines Sturzes als ITF-Generalsekretär führenden Konflikte in der ITF um sein politisches Engagement 1923, 1926 und 1932: Meeting General Council ITF Paris, 8 to 10 August 1927. Report on Charges made against Edo Fimmen on policy matters and "indicipline", in: MRC, 159/1/2/12; Proceedings General Council Meeting Amsterdam July 1932, incl. material on policy dispute between E. Fimmen and Johan Brautigam, in: MRC, 159/1/2/18.

73 Vgl. dazu ausführlich: Sigrid Koch-Baumgarten, Gewerkschaftsinternationalismus, a. a. O., S. 83–85.

Die Familie Krüschet im Widerstand*

Von Andreas Graf

Anders als die von der KPD bzw. der SPD abgespaltenen Kleinorganisationen verkörperte die 1919 gegründete Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) einen autonomen Strang der Arbeiterbewegung, dessen Anfänge in das 19. Jahrhundert zurückreichen. Ihr Selbstverständnis war das einer wirtschaftlichen Kampforganisation und kulturradikalen Bewegung zugleich, gleichermaßen abgegrenzt gegen die KPD wie gegen die SPD. Am Ende der Weimarer Republik zählte dieser organisierte Anarchismus der großbetrieblichen Arbeiterschaft in Industrie und Bergbau, der einstmals, vor allem im Ruhrgebiet, eine regionale Massenbewegung gewesen war, nur noch 4307 eingeschriebene Mitglieder, die sich auf 157 Ortsgruppen verteilten.[1] Neben den älteren Mitgliedern, die schon vor 1914 anarchistisch oder syndikalistisch organisiert waren und durch ihre ganze Persönlichkeit die nicht eingelösten Ziele der Bewegung verkörperten, handelte es sich dabei meist um Menschen, die Anfang der zwanziger Jahre zur FAUD gestoßen waren, ihre politische Sozialisation in der Syndikalistisch-Anarchistischen Jugend Deutschlands (SAJD) erhalten hatten und aus ideellen Gründen bei der Organisation verblieben. Die quasi familial orientierte Gruppenformation der Anarchosyndikalisten verfügte mithin über eine hohe Integrationskraft: zwischengenerationell und familial abgesicherte Milieukerne stellten das personelle Gerüst, garantierten Kontinuität, waren Rekrutierungsfeld. Dieser Befund trifft auch auf die Wuppertaler FAUD- und SAJD-Gruppe zu, die zum Ende der zwanziger Jahre noch ca. 50 Mitglieder umfaßte.[2]

Gustav (Jahrgang 1912) und Fritz (Jahrgang 1910) Krüschet wuchsen zusammen mit ihrer Schwester in einer Obdachlosensiedlung in Elberfeld auf. Ihr Vater war schon früh verstorben, und die Mutter, eine resolute Frau, mußte allein für den Lebensunterhalt der Familie sorgen. Sie entstammte einem katholischen Milieu, war aber dennoch Mitglied der Gewerkschaft, schickte ihre Kinder in die freie weltliche Schule und förderte deren Bildungsbedürfnisse, soweit dies finanziell möglich war. Über Bekannte

* Bei dem folgenden Text handelt es sich um den Vortrag, den der Verfasser auf der Veranstaltung des Berliner Gesprächskreises Arbeiterbewegung zur Erinnerung an Gunter Krüschet am 17. November 1999 gehalten hat.

1 Bundesarchiv Berlin (BArch Berlin), R 1501/St 10/246, Bl. 81 f.

2 Ich danke Dieter Nelles für seine Hinweise. Vgl. auch Ulrich Klan und Dieter Nelles, „Es lebt noch eine Flamme". Rheinische Anarcho-Syndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus, 2., überarb. Aufl., Grafenau-Döffingen 1990 [künftig zitiert: Klan und Nelles 1990]; Dieter Nelles, Die anarchistische Jugend in Wuppertal 1929–1945, in: Jugend zwischen Selbst- und Fremdbestimmung. Historische Jugendforschung zum rechtsrheinischen Industriegebiet im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Burghard Dietz, Ute Lange und Manfred Wahle, Bochum 1996, S. 233–254 [künftig zitiert: Nelles 1996]; Dieter Nelles und Ulrich Klan, [Nachruf auf] Gustav Krüschedt [!], in: Schwarzer Faden, Nr. 39 (1991), S. 51 f. [künftig zitiert: Nelles und Klan 1991]; Hans Schmitz, Widerstand. Ein persönlicher Bericht, in: „... Se krieje us nit kaputt". Gesichter des Wuppertaler Widerstands, Essen 1994, S. 71–96. Auf dieser Literatur basiert auch, sofern nicht anders ausgewiesen, die folgende Darstellung.

der Mutter fanden die Brüder Zugang zur anarchosyndikalistisch dominierten Gemeinschaft proletarischer Freidenker. Dort lernten sie dann Mitglieder der SAJD kennen, deren Gruppe in den Jahren 1929 bis 1933 zum Mittelpunkt ihres Lebens wurde.

Die SAJD des Wupptertals umfaßte 1930 etwa zehn Jungarbeiter und fünf Lehrlinge im Alter von 16 bis 22 Jahren. Es gab nur drei Mädchen in der Gruppe, von denen eines nach kurzer Zeit wieder austrat. Die Mädchen waren auszubildende Näherinnen bzw. Schneiderinnen. Darunter war auch Gustavs spätere Ehefrau Hedwig („Dat Brett"), eine geborene Felsch, die über ihren älteren Bruder Willi, ein Mitglied der Vorläuferorganisation Freie Jugend Morgenröte, zur Gruppe kam. Die Jungen waren ein Dreher- und ein Anstreicherlehrling, außerdem ungelernte und Gelegenheitsarbeiter, Tapetendrucker, Anstreicher, Bauarbeiter und Werkzeugmacher. Die meisten wurden im Verlauf der Krise ab 1930 arbeitslos. Es gelang der Gruppe nie, in größerem Maße fernstehende Arbeiterjugendliche anzuziehen und zu organisieren. Sie blieb ein verschworener Haufen mit starkem Zusammenhalt nach innen und klarer Abgrenzung nach außen. Außer den Brüdern Helmut und Hans Kirschey sowie Hans Saure, die sich 1931 vom Kommunistischen Jugendverband Deutschlands (KJVD) getrennt hatten, gewann die SAJD keine festen Neumitglieder. Besonders die Mädchen hatten einen schweren Stand in der Gruppe. „Den meisten Mädchen war das ein zu trockener Diskutier- und Aktionsklub – und auch das Tanzengehen usw. war ja verpönt; außerdem hätten unsere Jungs da auch kein Geld für gehabt", berichtete Hedwig Krüschet. Ein veritables Unterscheidungsmerkmal von den übrigen Jugendorganisationen war, daß man keinen „Poussierklub wie die Sozialistische Arbeiterjugend oder die Bürgerlichen" haben wollte. Die Mädchen waren also wegen der Sache dabei und hatten ihrerseits manchmal ihre liebe Mühe, sich die Jungen „vom Leibe" zu halten.[3]

Die Mitglieder der SAJD waren fast täglich zusammen. In Unterbarmen an der Oberbergischen Straße bauten sie in Selbsthilfe ein „Jugendheim", eine Hütte im Garten eines Genossen. Hier wurde nächtelang diskutiert und gesellig zusammengesessen. In der Gruppe herrschte ein vitales Bildungsbedürfnis: „Wir lasen, was uns in die Finger kam, Bakunin, Kropotkin, Rocker, Mühsam, Sinclair, Jack London, Dostojewski, auch das ‚Kapital' und auch ‚Brehms Tierleben'. Wir wollten doch wissen, wie alles zusammenhängt."[4] Gustav Krüschets „normaler" Tagesablauf im Jahre 1930 verlief so: „Morgens mußte ich um sechs raus [...]. Nach der Arbeit haben wir uns meistens gleich irgendwo getroffen – damals war ja immer was los: Schlägereien mit den Nazis, Diskussionen am Rathaus mit den Kakaophilosophen, Flugblätter machen oder verteilen, am Gewerkschaftshaus oder auf der Straße. Abends gingen wir immer zu den anderen Organisationen, in ihre Versammlungen, um uns da einzumischen. Oder wir waren unter uns zusammen. Ich bin damals, glaub' ich, selten vor zwölf ins Bett gekommen – und dann hab' ich oft noch bis drei gelesen."[5]

Mit einfachen Mitteln entfalteten die Jugendlichen eine rege Öffentlichkeitsarbeit: Flugblätter, Plakate, der Versuch einer Betriebszeitung. Ein Höhepunkt war die zwei-

3 Zitiert nach: Klan und Nelles 1990, S. 247.
4 A. a. O., S. 249.
5 Ebda.

malige Aufführung des Theaterstückes „Staatsräson" von Erich Mühsam über die beiden ermordeten Anarchisten Sacco und Vanzetti vor mehr als 100 Zuschauern.

Den größten Raum in den Gruppenaktivitäten nahm aber der Kampf gegen die anschwellende nationalsozialistische Bewegung ein. Der zunehmende Straßenterror der Rollkommandos der Nationalsozialisten führte ab 1929 in einer Reihe von Städten zur Gründung bewaffneter anarchosyndikalistischer Selbstschutzgruppen, der sogenannten Schwarzen Scharen. Auch die Wuppertaler Anarchosyndikalisten bildeten eine Schwarze Schar. Sie verfügte über mehrere Revolver und auch einen Karabiner. Die Brüder Krüschet waren Mitglieder dieser Formation. Gustav berichtete: „Wir trugen schwarze Hemden, schwarze Hosen und Stiefel und einen Gürtel. Mancher hat mit Schuhwichse etwas nachgeholfen, wir hatten ja kein Geld. [...] Mit Sprechchören und Liedern gingen wir vor unseren Demonstrationen her oder bei den anderen Demonstrationen mit. Die hatten einen Heidenrespekt vor uns – sie wußten ja nicht, wie wenige wir waren."[6] Hans Schmitz brachte ihre Militanz auf den Begriff: „Wenn dich ein Nazi angegriffen hat, mußte man zurückschlagen. Man konnte doch nicht bis zum anderen Tag warten und dann in der Fabrik den Generalstreik fordern, so wie es die alten Genossen sagten."[7]

Die Schwarzen Scharen verkörperten einen neuen, aktivistischen Geist der Militanz der jungen Anarchosyndikalisten. In Wuppertal war die Schwarze Schar ein kleiner, aber wichtiger Teil des proletarischen Selbstschutzes, durch den über organisatorische und ideologische Grenzen hinweg Übergriffe der SA in Versammlungen und auf den Straßen der Arbeiterviertel verhindert wurden.

Anfang März 1933 konnten sich die Brüder Krüschet der Verhaftung durch die SA nur durch den raschen Umzug in den Stadtteil Barmen entziehen. In der Marienstraße in Elberfeld waren sie bei der SA als entschiedene Antifaschisten bekannt; aus ihrer Wohnung hing oft eine schwarze Fahne. Fritz hatte zudem einen SA-Mann angezeigt, der auf Passanten geschossen hatte. In der Nacht nach ihrer Flucht verwüstete die SA ihre Wohnung und entwendete die schwarze Fahne sowie 500 Mark. Nichtsdestoweniger blieben Gustav und Hedwig, die in „freier Liebe" zusammenlebten, sowie Fritz im Kontakt zur Gruppe. Die Jugendlichen trugen mit wenigen älteren Genossen die Hauptlast des anarchosyndikalistischen Widerstandes. Dezentrale, basisverbundene Arbeit, Selbsttätigkeit und Selbständigkeit waren eingeübte Praxis. Ihr Lebenselement bildete die proletarische Solidarität, die besonders in der materiellen und ideellen Unterstützung der Familien von Verfolgten und Inhaftierten ihren Ausdruck fand; hinzu kamen lokale, regionale und überregionale Treffen, Kurierdienste, Fluchthilfe, Sammlungen für Spanien, die Verteilung der aus dem Ausland eingeschmuggelten Literatur, die Herausgabe eigener Flugblätter, das Anbringen von Losungen usw. Das Prinzip der gegenseitigen Hilfe und proletarischen Solidarität war so selbstverständlich, daß Fritz Krüschet in seinem Prozeß 1938 arglos davon erzählte. Hedwig und Gustav versteckten auch für einige Tage Alfred Kirschey, den Leiter des KJVD in Wuppertal, bevor er durch die anarchosyndikalistische Fluchthilfe nach Holland gebracht werden

6 Zitiert nach: Nelles 1996, S. 240.

7 Zitiert nach: Nelles und Klan 1991, S. 52.

konnte. Hedwig kümmerte sich darüber hinaus um die in Deutschland zurückbleibende hochschwangere Verlobte Willy Kirscheys, der ebenfalls fliehen mußte, und verschaffte ihr Arbeit, während später jüngere männliche Genossen die Betreuung des Kindes übernahmen.

Hedwig Krüschet arbeitete im Jahre 1937 als Näherin in einem Elberfelder Betrieb, der HJ-Uniformen produzierte. Ihr Mann war damals schon in Haft. Der Firmenleiter hatte die Absicht, den ca. 25 Arbeiterinnen das zugesagte Weihnachtsgeld zu streichen. „Für solche Fälle hatte ich doch genug über Anarchismus und Syndikalismus gelernt", erzählte sie, „und dann sind wir in den Bummelstreik getreten. Ich hab' allen gesagt: ‚Jetzt tut mal nicht mehr schwätzen oder lange Klopausen machen; wir arbeiten jetzt mal ganz besonders korrekt – aber dreimal so langsam.'"[8] Die Rädelsführerin wurde zum Chef zitiert, und dieser drohte ihr, sie ebenfalls, wie ihren Mann, ins Gefängnis zu schicken. Eine fristlose Kündigung scheiterte an der Solidarität der Näherinnen. Sie wurde zurückgenommen. Der Streik war im übrigen erfolgreich: das Weihnachtsgeld wurde gezahlt.

Im Dezember 1936 kam die Gestapo den Widerstandsaktivitäten auf die Spur. Innerhalb von drei Monaten wurden im Rheinland über 100 Anarchosyndikalisten verhaftet – Gustav am 6. März 1937, Fritz am 7. April 1937. Die Ermittlungen zogen sich über ein Jahr hin und wurden von der Gestapo Düsseldorf geführt, fast alle Inhaftierten wurden schwer mißhandelt. In zwei großen Prozessen im Januar und Februar 1938 verurteilte das Oberlandesgericht in Hamm insgesamt 88 Anarchosyndikalisten „wegen Vorbereitung zum Hochverrat". Von den elf verurteilten Wuppertalern waren allein neun ehemalige SAJD-Mitglieder. Gustav und Fritz Krüschet erhielten „trotz hartnäckigen Leugnens"[9] zwei Jahre und drei Monate Zuchthaus als Strafmaß auferlegt.[10]

Der Rest ist schnell erzählt. Gustav Krüschet stand nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus zunächst unter Gestapoaufsicht und wurde Ende 1942 in das Strafbataillon 999 eingezogen. Er war zunächst in Südfrankreich stationiert und kam von dort aus nach Albanien, wo er 1944 in Gefangenschaft geriet. Ihm war es gelungen, sein Gerichtsurteil heimlich mitzuführen. Damit konnte er sich bei der albanischen Widerstandsbewegung ausweisen. Fritz Krüschet kam nach Ablauf seiner Zuchthausstrafe in das Konzentrationslager Sachsenhausen. Im Herbst 1944 gehörte er zu den rund 770 Häftlingen, die in die SS-Sonderformation Dirlewanger gepreßt wurden. Schon beim ersten Fronteinsatz konnten etwa 500 Mann, unter ihnen Fritz, zu den sowjetischen Truppen überlaufen. Von den sowjetischen Stellen wurden sie aber – eine schmerzhafte Erfahrung für Fritz – nicht als Widerstandskämpfer, sondern als Kriegsgefangene behandelt.[11] Bis Mitte 1947 wurden nur die ehemaligen KZ-Häftlinge entlassen, die wegen

8 Zitiert nach: Klan und Nelles 1990, S. 309 f.

9 August Benner an Fritz Benner, Wuppertal vom 31. Juli 1946, in: Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis Amsterdam (IISG), Archief Rudolf Rocker, Nr. 234.

10 BArch Berlin, NJ 5683, Bl. 9–56. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurden insgesamt fünfzehn Wuppertaler Anarchosyndikalisten inhaftiert, zumeist langjährig bis zu zwölf Jahren. Zwei wurden ermordet. Vgl. August Benner an Rudolf Rocker, Wuppertal vom 30. Dezember 1946, in: IISG, Archief Rudolf Rocker, Nr. 55.

11 Siehe Anm. 9.

Krankheit oder Invalidität als arbeitsunfähig galten. Dazu gehörte Fritz Krüschet. Er kam schon im September 1945 nach Deutschland zurück.

Fritz wurde nun wie andere Wuppertaler Anarchosyndikalisten auch kurzfristig Mitglied der KPD. „Die besten gingen zur K[ommunistischen] P[artei] [...] trotz Zweifel u[nd] Bedenken", stellte August Benner 1946 fest.[12] Das war freilich für alle nur eine vorübergehende Episode. Der Rahmen, der durch die Prinzipien „Freiheit und demokratischer Sozialismus" und „Niemals wieder Faschismus oder Parteidiktatur" gesteckt war, ließ keinen Raum für ein dauerndes Engagement dieser Art. „[...] wir haben gelernt, relativ freie demokratische Systeme zu schätzen und Diktaturen jeder Art auf das leidenschaftlichste zu hassen."[13] Von jeher literarisch-kulturell interessiert, arbeiteten die Krüschet-Brüder mit Freunden in Arbeitsgemeinschaften der Volkshochschule über Probleme des Sozialismus, außerdem interessierten sie sich für Genossenschaftswesen und kommunale Belange. Sie vertraten die Ansicht, daß ein einfaches Wiederanknüpfen an die Vorkriegstraditionen des Anarchosyndikalismus nicht möglich sei. Damit war einer Wiederbelebung der alten FAUD eine Absage erteilt.[14] Realismus und Pragmatik, nicht Dogmatik, weder ideologische noch organisatorische, seien am Platze; gefordert wurde vielmehr praktische Mitarbeit am vorrangig materiellen Wiederaufbau, freilich begleitet durch eine grundlegende Erneuerung der sozialen und geistigen gesellschaftlichen Grundlagen. Ein Einstiegstor und eine Heimstatt bildeten sie mit der organisatorischen und kommunikativen Plattform einer Föderation Freiheitlicher Sozialisten. Auf die politische Entwicklung in Nachkriegsdeutschland konnte diese kleine Gruppe dadurch aber keinen wirklichen Einfluß nehmen. Für die jenseits von sozialdemokratischem Reformismus und stalinistischem Kommunismus bestehende sozialrevolutionäre Strömung der Arbeiterbewegung, die sie repräsentierte, fand sich in Deutschland keine Basis mehr.

Das in der Jugendgruppe internalisierte Gefühl der Verpflichtung zur aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben und zur Mitgestaltung des Politischen als eines vom Persönlichen untrennbaren Lebens- und Erfahrungsbereichs charakterisierte die erwachsenen Krüschets ebenso wie eine im Grunde ungeachtet aller Resignation schließlich doch noch verbleibende optimistische Grundhaltung. Das Frohe und Kindliche, das immer in ihnen war, das Grundgute und unbegrenzt Optimistische ihres Wesens waren durch Haft, Verfolgung und Tortur nicht gebrochen. Gustav und Fritz Krüschet bewahrten in ihrem Alltagsleben die Haltung eines entschiedenen Freidenkertums, einer dezidierten Ablehnung jeglichen Dogmatismus, einen freiheitlichen Erziehungsstil und eine ausgeprägte persönliche Bescheidenheit. Sie kannten keine Rollen, keine Berechnung, keine Verstellung. Ihr Idealismus war nicht Pflicht, sondern Natur.

12 August Benner an Fritz Benner, Wuppertal vom 21. Juli 1946, in: IISG, Archief Rudolf Rocker, Nr. 234.

13 August Benner an Rudolf Rocker, Wuppertal vom 30. Dezember 1946, in: a. a. O., Nr. 55.

14 Dazu auch: Rudolf Rocker, Zur Betrachtung der Lage in Deutschland. Die Möglichkeiten einer freiheitlichen Bewegung. Vorwort von Helmut Rüdiger, New York, London und Stockholm 1947.

Der Fall Werner Hirsch

Vom KZ Oranienburg in die Moskauer Lubjanka*

Von Reinhard Müller

In mehreren NKWD-Anklageschriften wie in erfolterten und vorgefertigten „Verhörprotokollen" (z. B. Karl Radek, Elsa und Hermann Taubenberger) wurden 1936/37 sowohl der frühere Chefredakteur der Berliner „Roten Fahne" Werner Hirsch wie auch der ehemalige KPD-Reichstagsabgeordnete Willi Budich[1] beschuldigt, Teilnehmer einer angeblich 1933 von Erich Wollenberg und Max Hoelz geschaffenen „konterrevolutionären, trotzkistischen Terrororganisation" gewesen zu sein. Die Biographien von Werner Hirsch und Willi Budich besaßen Gemeinsamkeiten, die beide KPD-Funktionäre in den Moskauer Inquisitionsverfahren für die Kominterninstanzen und das NKWD verdächtig machten: ihre Verhaftung 1933 in Berlin, Folter und Entlassung aus Konzentrationslagern in Deutschland, Flucht und Emigration nach Moskau über Prag, ihre „Verbindungen" zu Zenzl Mühsam und zu Erich Wollenberg. Ihr Aufstieg in der Parteihierarchie und ihr Fall im Moskauer Exil illustrieren exemplarisch jenen permanenten Verdacht, mit dem aus dem KZ entlassene KPD-Funktionäre als potentielle „Spione", „Terroristen", „Diversanten" und „trotzkistische Gestapoagenten" nach ihrer Ankunft im scheinbar rettenden Vaterland aller Werktätigen überzogen worden.

Auch Werner Hirsch gehörte zu den Moskauer Politemigranten, über die bereits vor ihrer späteren Verhaftung sowohl in der Kaderabteilung der Komintern[2] wie im NKWD[3] „ernsthafte Materialien", d. h. belastende Dossiers, angelegt worden waren. Erst mit der Synopse von „Kaderakten" der Komintern, von Protokollen der Internationalen Kontrollkommission der Kommunistischen Internationale (IKK) und von NKWD-Untersuchungsakten läßt sich diese bürokratisch organisierte Verfolgungslogik des stalinistischen Terrors, die politische „Amtshilfe" von KPD-Funktionären[4] und Kominterninstanzen für die NKWD-Organe dechiffrieren. Dies gilt zumindest für jene „Politemigranten", die von der Kaderabteilung als „schlechte Elemente" in Listen erfaßt, als „Trotzkisten" oder/und „Rechte" durch „Auskunftsberichte" oder durch Meldungen von parteiamtlichen und individuellen Zuträgern an die 3. Abteilung des

* Vorabdruck aus: Menschenfalle. Moskauer Exil und stalinistische Inquisition.

1 Vgl. zur Biographie Willi Budichs seinen „Lebenslauf" und verschiedene Fragebögen in der Moskauer Kaderakte, Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte [künftig zitiert: RGA], F. 495, op. 205, d. 6234, Bl. 1–2, 7, 8–9, 16–17. Zur Biographie Budichs vgl. auch Werner Pastor, Der Besten einer, treu, aufrecht, fest! Willy Budich, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Jg. 32 (1990), S. 260–267.

2 Hirschs „Kaderakte" umfaßt zwei Teile und 538 Blatt. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I u. II.

3 Vgl. unten das NKWD-Dossier zu Werner Hirsch.

4 Auf der unzureichenden Quellenbasis der nachträglichen „Ausschlußlisten" der „Kleinen Kommission" der KPD-Führung argumentieren Hartmut Soell, Der junge Wehner. Zwischen revolutionärem Mythos und praktischer Vernunft. Stuttgart 1991; Carola Tischler, Die Rolle der KPD-Führung bei der Verhaftung ihrer Mitglieder, in: Moskau 1938. Szenarien des Großen Terrors. Hrsg. von Klaus Kinner, Leipzig 1999, S. 99–108.

NKWD in der Lubjanka vermeldet wurden. Erst mit dem NKWD-Befehl Nr. 00439, der sich im Rahmen der „nationalen Operationen" auch gegen deutsche Staatsbürger und deutsche Politemigranten mit russischer Staatsbürgerschaft[5] richtete, wurden in vielen Fällen die Verhaftungen von „Politemigranten" nicht mehr durch die Vor- und Zuarbeit von Komintern- und KPD-Instanzen präformiert.

Werner Hirsch[6] wurde am 7. Dezember 1899 in Berlin-Wilmersdorf in einer bürgerlichen Familie[7] geboren. Sein jüdischer Vater war Landgerichtsrat und starb, als Werner Hirsch fünf Jahre alt war. Seine Mutter stammte aus der „adelsstolzen"[8] Familie von Alt-Stutterheim, die wiederum mit dem Generalfeldmarschall von Hindenburg verwandt war. Werner Hirsch trennte sich mit sechzehn Jahren von seiner Familie, bezog eine eigene Wohnung und verließ das Gymnasium in der Prima. Während des Ersten Weltkrieges lernte er die im „Bund Neues Vaterland" agierenden Pazifisten (Hauptmann Hans Georg von Beerfelde, Emil Julius Gumbel, Hans Paasche) und den USPD-Vorsitzenden Hugo Haase kennen, der ihn auch mit sozialistischer Literatur vertraut machte. Mit siebzehn Jahren schloß sich Werner Hirsch der USPD an und traf im Herbst 1917 auch den Organisator des Spartakusbundes Leo Jogiches, der „starken Einfluß" auf den jugendlichen Werner Hirsch gewann. Er beteiligte sich an der illegalen Antikriegsarbeit und nahm die „luxemburgistische Ideologie" völlig in sich auf, wie er 1934 in seinem Lebenslauf[9] vermerkte, den er nach den ritualisierten Regeln der „Selbstkritik"[10] und nach

5 Nikita Ochotin und Arseni Roginskij, Iz istorii „nemeckoj operacii" NKVD 1937–1938, in: Nakazannyi narod. Repressii protiv Rossijskich nemcev. Hrsg. von Arseni Roginskij u. a., Moskau 1999, S. 35–75. Der Befehl Nr. 00439 ist abgedruckt bei Reinhard Müller, „Wir kommen alle dran". Säuberungen unter den deutschen Politemigranten in der Sowjetunion (1934–1938), in: Terror. Stalinistische Parteisäuberungen 1936–1953. Hrsg. von Hermann Weber und Ulrich Mählert, Paderborn 1998, S. 121–166.

6 Die Kurzbiographie folgt einem 21 Typoskriptseiten umfassenden Lebenslauf (RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 145–166), den Werner Hirsch – wie alle Politemigranten – nach seiner Ankunft in Moskau für die Kaderabteilung des Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale (EKKI) zu verfassen hatte. Abweichende Angaben in früheren Kurzbiographien bedürfen der Korrektur und Ergänzung. Vgl. z. B. Hermann Weber, Die Wandlung des deutschen Kommunismus, Frankfurt a. M. 1969, Bd. 2, S. 164 f.

7 Diese bürgerlich-adelige, d. h. nichtproletarische, „klassenfremde" Herkunft wurde in den Dossiers der Kaderabteilung zur „Angelegenheit Werner Hirsch" wie auch in den NKWD-Untersuchungsakten immer wieder vermerkt.

8 So Werner Hirsch in seinem Lebenslauf, aus dem im folgenden weiter zitiert wird.

9 Zur Funktion der „Lebensläufe" während der stalinistischen „Parteisäuberungen" vgl. Reinhard Müller, Flucht ohne Ausweg. Lebensläufe aus den geheimen Kaderakten der Kommunistischen Internationale, in: *Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse,* 1990, Nr. 2, S. 76–95; ders., Linie und Häresie. Lebensläufe aus den Kaderakten der Komintern, in: *Exil. Forschung, Erkenntnisse, Ergebnisse,* 1991, Nr. 1, S. 46–69; Claude Pennetier und Bernard Pudal, Écrire son autobiographie (les autobiographies communistes d'institution, 1931–1939, in: *Genèses,* Jg. 23 (1996), S. 53–75; dies., La «verification» (l'encadrement biographique communiste dans l'entre-deux-guerres), in: *Genèses,* Jg. 23 (1996), S. 145–163; Igal Halfin, From Darkness To Light. Student Communist Autobiography During NEP, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas,* Bd. 45 (1997), S. 210–236. Ein früher Verweis auf die Kontrollfunktion der „curricula vitae" für Kominternfunktionäre findet sich auch bei Ypsilon [d. i. Karl Volk], Pattern of Worldrevolution, New York und Chicago 1947, S. 247 f.

10 Vgl. Brigitte Studer und Berthold Unfried, „Das Private ist öffentlich". Mittel und Formen stalinistischer Identitätsbildung, in: *Historische Anthropologie,* Jg. 7 (1999), H. 1, S. 83–108; Berthold Unfried, Rituale von Konfession und Selbstkritik. Bilder vom stalinistischen Kader, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung,* 1994, S. 148–164; ders., Die Konstituierung des stalinistischen Kaders in „Kritik und Selbstkritik", in: *Traverses,* 1995, Nr. 3, S. 71–88; J. Arch Getty, Samokritika Rituals in the

Stalins Vorgabe[11] schrieb. Während der Novemberrevolution gehörte Werner Hirsch in Hamburg dem Arbeiter- und Soldatenrat an, begründete in Cuxhaven die Volksmarinedivision und „bearbeitete" für die Zentrale des Spartakusbundes, von der er auch sein erstes „Parteigehalt" (50 Mark monatlich) bezog, das Gebiet „Wasserkante".

Am Gründungsparteitag der KPD[12] nahm er als Delegierter und Schriftführer teil. Während der Januarkämpfe wurde Hirsch in Berlin zeitweilig verhaftet, und im März 1919 organisierte er Streiks der Bergarbeiter in Oberschlesien. 1920 agierte Werner Hirsch als KPD-Funktionär anfangs in Schleswig-Holstein, dann gehörte er während des Kapp-Putsches zusammen mit Willi Budich zur fünfköpfigen Berliner Bezirksleitung der KPD. Als Mitglied des Zentralausschusses der KPD solidarisierte er sich – inzwischen einundzwanzig Jahre alt – nach der Märzaktion mit Paul Levi und schied – immer noch „waschechter Luxemburgist" – aus der KPD aus. Bis 1924 schlug sich Hirsch als Seifenstanzer und freier Schriftsteller mit Rezensionen und Theaterkritiken durch. 1924 wurde er wieder in die KPD aufgenommen, übernahm in Wien die Chefredaktion der „Roten Fahne" und war an der „Bolschewisierung" der KP Österreichs führend und „gruppenmäßig" beteiligt, wie er in seinem „Lebenslauf" hervorhebt. Nach seiner Ausweisung aus Österreich arbeitete er in Berlin als Redakteur der „Roten Fahne" und Instrukteur der KPD und agierte „linientreu" in den Auseinandersetzungen mit der „ultralinken" Opposition. 1926 bis 1928 leitete Hirsch als Chefredakteur die KPD-Zeitung „Kämpfer" in Chemnitz, von 1928 bis 1930 war er neben Heinz Neumann zweiter Chefredakteur der Berliner „Roten Fahne".

1930 wurde er vom Politbüro der KPD zum „politischen Mitarbeiter des Sekretariats des ZK" ernannt, galt als Redenschreiber und persönlicher Adlatus des Parteivorsitzenden Thälmann. Hirsch schrieb in seinem „Lebenslauf", daß er in den Jahren 1930 bis 1933 „den größten Teil aller Dokumente des Zentralkomitees, Resolutionen, offizielle Artikel, Rundschreiben"[13] geschrieben habe, und fügte handschriftlich hinzu „im Auftrag und nach den Direktiven Thälmanns und der übrigen Mitglieder der Parteiführung". Bei allen Auseinandersetzungen in der KPD-Führung mit „Rechten", „Versöhnlern" wie auch mit Heinz Neumann vertrat er „ohne jede Schwankung" als „Vertrauensmann" Thälmanns „stets die Linie der Komintern". Wie Hirsch in seinem Lebenslauf

[Forts. von Anm. 10]
Stalinist Central Comitee, 1933–1938, in: *Russian Review*, Bd. 58 (1999), H. 1, S. 49–70. Zur russisch-orthodoxen Tradition der Parteirituale und der öffentlicher Selbstkritik vgl. Oleg Kharkhordin, The Collective and the Individual in Russia. A Study of Practices, Berkely 1999.

11 Vgl. Stalins Verdammungsurteil des „Luxemburgismus" in seiner Polemik (1931) gegen die Zeitschrift „Proletarskaja Revoljucija". J. W. Stalin, Über einige Fragen des Bolschewismus (1931), in: ders., Werke, Berlin 1955, Bd. 13, S. 76–91.

12 Vgl. Die Gründung der KPD. Protokoll und Materialien des Gründungsparteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands 1918/1919. Mit einer Einführung zur angeblichen Erstveröffentlichung durch die SED. Hrsg und eingel. von Hermann Weber, Berlin 1993.

13 Als Beispiele führte Hirsch in seinem „Lebenslauf" an: „Vorschlag und Gesamtplan für die Antifaschistische Aktion", den „Einheitsfrontvorschlag" vom 20. Juli 1932, die Resolution der 3. Parteikonferenz, das „Einheitsfrontangebot" vom 30. Januar 1933, Vorbereitung und Auswertung des Funktionärstreffens am 20. Februar 1933 in Ziegenhals, das letzte „Rundschreiben" des ZK, einen Entwurf politischer Thesen und eines „Aktionsprogramms", das in Moskau der Komintern für etwaige Änderungen vorgelegt werden sollte.

demonstrativ hervorhob, deckte sich das von ihm im Februar 1933 verfaßte „Aktionsprogramm"[14] im „wesentlichen restlos" mit der „politischen Linie", die Thälmann auf der Funktionärskonferenz in Ziegenhals[15] am 20. Februar 1933 vertrat. Auch in einem Brief an die Mitglieder des Politbüros und an die Politkommission des EKKI stellte Hirsch 1935 erneut fest: „Es kann bewiesen werden, daß es sich bei den Dokumenten nicht, wie einzelne Genossen fälschlich behaupten, um etwaige Privatarbeiten von mir, sondern um offizielle Parteiaufträge handelte und daß die darin enthaltene politische Linie voll und ganz der von der Komintern gebilligten Linie der Partei, bezw. des Gen. Thälmann entsprach."[16]

Zusammen mit dem KPD-Vorsitzenden Thälmann,[17] der in einem wenig geeigneten „illegalen" Quartier wie „ein Fuchs im Loch" saß, wurde Hirsch am 3. März 1933 verhaftet. Das Polizeigefängnis am Alexanderplatz, SA-Kaserne, Gefängnisse Lehrter Straße und Plötzensee, KZ Brandenburg, Columbia-Haus, Konzentrationslager Oranienburg und Lichtenburg waren die Stationen seiner Haftzeit, in der er zahlreichen Folterqualen und Torturen[18] ausgesetzt war. Über seine Haft im KZ Brandenburg berichtete Hirsch: „Hier brachte ich acht Tage in einer Arrestzelle im Keller des von den Gefangenen als ‚Totenhaus' bezeichneten Zellenflügels zu, wurde täglich zwei- bis dreimal bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen und mußte obendrein fast andauernd, mit ganz kleinen Pausen, das Geschrei anderer Opfer hören, die entweder in den Nachbarzellen oder auf dem Kellergang, dicht neben meiner Zelle, mißhandelt wurden. Da es obendrein nichts zu essen gab, brachten mich diese acht Tage ziemlich rasch in einen außerordentlichen körperlichen Schwächezustand, so daß ich am Schluß nur noch 121 Pfund wog, gegenüber den 165, die ich einen Monat vorher im Gefängnis Plötzensee gewogen hatte." Werner Hirsch, der später in NKWD-Gefängnissen gefoltert werden sollte, schrieb 1934 noch emphatisch: „Der Gedanke an die Sowjetunion, das riesige Land der proletarischen Diktatur und des Sozialismus gegenüber dessen gigantischen Erfolgen der ganze Hitler mit seinem faschistischen Terrorbanden zu einem kläffenden Köter zusammenschrumpft – das ist eine solche Kraftquelle für den gefangenen Revolutionär."[19]

14 Werner Hirsch verweist auf diese Übereinstimmung nicht zuletzt deswegen, da dieses 1933 von der SA beschlagnahmte „Aktionsprogramm" während der Vorbereitung des Prozesses gegen Thälmann als Beweis für die „Vorbereitung zum Hochverrat" diente. In seiner Verteidigungsstrategie distanzierte sich Thälmann von den von Hirsch verfaßten Thesen „Unser Kampf für den revolutionären Sturz der faschistischen Diktatur und für ein freies sozialistisches Rätedeutschland". In den Moskauer „Untersuchungen" gegen Werner Hirsch wurde dann 1935 diesen Thesen und dem „Hochgehen" als „Hauptbelastungsmaterial gegen Thälmann" großer Platz eingeräumt. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 124–130.

15 Vgl. Henryk Skrzypczak, „Vertrauliche 09 Verschlußsache". Zur angeblichen Tagung des Zentralkomitees der KPD am 7. Februar 1933. Ein quellenkritischer Exkurs, in: *Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung*, Jg. 29 (1993), H. 3, S. 294–322.

16 Brief vom 18. Juli 1935, RGA, F. 495, op. 19, d. 532, Bl. 110.

17 Vgl. Ronald Sassning, Die Verhaftung Ernst Thälmanns und der „Fall Kattner". Hintergründe, Verlauf, Folgen, 2 Tle., Berlin 1999.

18 Vgl. Werner Hirsch, Hinter Stacheldraht und Gitter. Erlebnisse und Erfahrungen in den Konzentrationslagern und Gefängnissen Hitlerdeutschlands, Zürich und Paris 1934; ders., Sozialdemokratische und kommunistische Arbeiter im Konzentrationslager, [Straßburg] 1934. Vgl. auch Konzentrationslager Oranienburg. Hrsg. von Günter Morsch, Berlin 1994.

19 Werner Hirsch, Hinter Stacheldraht und Gitter, a. a. O., S. 21.

Die auch in NKWD-Gefängnissen praktizierten Foltermethoden zur Erzwingung von „Geständnissen" lernte Hirsch bereits im KZ in Deutschland kennen: „Man brüllt ihm die Beschuldigungen, die er ‚gestehen' soll, in die Ohren und schlägt unmittelbar darauf auf ihn ein."[20]

Im KZ Oranienburg gelang es Werner Hirsch, Materialien und Informationen über die Ermordung Erich Mühsams,[21] die dann an dessen Frau Zenzl Mühsam gelangten, herauszuschmuggeln. Nach eineinhalbjähriger KZ-Haft wurde Werner Hirsch durch die Intervention seiner Mutter, die auch die Frau Hermann Görings persönlich kannte, aus dem KZ entlassen und konnte nach Prag fliehen. Hier traf er erneut auf Zenzl Mühsam, half ihr bei der Zusammenstellung einer Broschüre,[22] die Folter und Ermordung Erich Mühsams[23] im KZ-Oranienburg[24] dokumentierte. Für diese unter Zenzl Mühsams Namen erschienene Broschüre verfaßte der KPD-Journalist Werner Hirsch ein Vorwort, in dem Erich Mühsam für die „Internationale Rote Hilfe" vereinnahmt wurde. Von der engen Zusammenarbeit mit Werner Hirsch zeugen nicht nur das von ihm verfaßte Vorwort, sondern auch Briefe Zenzl Mühsams, die der „KPD-Apparat" in Prag abgefangen hatte. In einem Brief schrieb Zenzl Mühsam am 26. November 1934 an Werner Hirsch: „Aus Versehen ist der Aufsatz von Werner Hirsch unkorrigiert an Euch geschickt. Wie du weißt, hat Werner Hirsch den Aufsatz verfaßt und meinen Namen darunter gesetzt. Ich schicke Euch anbei das korrigierte Exemplar dieses Artikels von Werner Hirsch. Ich bitte Euch darum, unter allen Umständen diesen Aufsatz *nicht unter meinem Namen* zu veröffentlichen." Zenzl Mühsam richtete aus Prag mehrere Briefe an Werner Hirsch, um seine Integrität während der KZ-Haft zu bestätigen: „Ich bestätige Dir hiermit, daß Du von Brandenburg sowie Oranienburg alles Material, das wir in die Hände bekamen, herausgeschmuggelt hast" (5. April 1935).[25]

Noch vor der Ankunft von Werner Hirsch[26] in Moskau nahm am 14. Oktober 1934 der stellvertretende Leiter der Kaderabteilung Mojsej Černomordik[27] auf eine

20 A. a. O., S. 9.

21 Erich Mühsam wurde in den Gefängnissen Sonnenburg und Plötzensee, dann im KZ Brandenburg und im KZ Oranienburg gequält und gefoltert. Vgl. dazu die Beiträge in: Erich Mühsam. Zum 40. Todestag, in: *europäische ideen*, H. 5/6 (1974); Kurt Kreiler, Vom zufälligen Tod eines deutschen Anarchisten. Leben und Tod des Schriftstellers Erich Mühsam, in: Konzentrationslager Oranienburg, a. a. O., S. 95 bis 107; Henry Marx, Erich Mühsams letzte Tage und sein Tod. Zum zehnten Geburtstag der Ermordung des Dichters im Konzentrationslager Oranienburg, in: *Mühsam-Magazin*, H. 5 (1997), S. 40–45.

22 Kreszentia Mühsam, Der Leidensweg Erich Mühsams. Mit einem Vorwort von Werner Hirsch, Zürich und Paris 1935. Vgl. zur Entstehungsgeschichte das umfangreiche Konvolut in Nachlaß und Sammlung Erich Mühsam, Akademie der Künste Berlin, III 3958–3977, 219/1 bis 224/8. Auch Meta Kraus-Fessel trug zum Entstehen dieser Broschüre bei. In einem in der DDR 1955 verfaßten Lebenslauf schreibt Zenzl Mühsam, daß diese Broschüre auf Anregung von Ada Lessing entstand. Neben den bisher bekannten Übersetzungen (französisch, holländisch, italienisch) erschien auch eine schwedische Ausgabe: Kreszentia Mühsam, Min man mördades. Erich Mühsam lidandes historia, Stockholm 1935.

23 Vgl. jetzt auch die kurze Beschreibung bei Günter Grass, Mein Jahrhundert, Göttingen 1999, S. 137–139.

24 Vgl. den Bericht von Roman Praschker, in: Konzentrationslager. Ein Appell an das Gewissen der Welt. Ein Buch der Greuel. Die Opfer klagen an. Dachau – Brandenburg – Papenburg – Königstein etc., Prag 1934.

25 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 1, Bl. 30.

26 Werner Hirschs Frau Emmy Luttermann arbeitete als TASS-Korrespondentin in Paris und emigrierte mit ihrer Tochter Manuela in die USA. Mdl. Mitteilung von Manuela Edwards (Chicago).

schriftliche Anfrage des NKWD Bezug. Černomordik teilte unter „Streng Geheim" einem nur als „Genossen C." firmierenden NKWD-Mitarbeiter mit, daß Werner Hirsch, Sekretär Thälmanns, in den nächsten Tagen aus Prag nach Moskau komme, und bat das NKWD um weitere Informationen: „Am 25. 2. dieses Jahres fragten Sie uns, was wir von H. wissen und wo er sich befindet. Angesichts dessen, daß diese Person für uns von außerordentlichem Interesse ist, bitten wir Sie dringend um die Mitteilung, worauf dieses Interesse zurückzuführen ist, sowie um die Informationen, die Sie von ihm besitzen. Sie schrieben seinen Namen Chirsch."[28]

Am 23. Oktober 1934 lieferte Hans Kippenberger[29], Leiter des „Militärpolitischen Apparates des ZK der KPD", unter seinem Decknamen „Adam" ein sechsseitiges „Memorandum" zur „Angelegenheit W. H.". Kippenberger, dessen konspirative Apparatstrukturen[30] 1933/34 zahlreiche Verhaftungen und Beschlagnahmungen (u. a. fiel der Gestapo das „Abwehr-Archiv" mit Angaben zu über 5000 KPD-Mitgliedern in die Hände) hinnehmen mußten, suchte auch im Fall der Verhaftung Thälmanns nach undichten Stellen, Reichswehrspitzeln, Gestapoagenten und auch nach „Sündenböcken", denen die Verhaftung des KPD-Vorsitzenden zugeschrieben werden konnte. In seinem „Memorandum" verwies Kippenberger darauf, daß Werner Hirsch bereits 1932 als Reichswehrspitzel verdächtigt wurde und daß Kippenbergers „Apparat" im Februar 1933 zu der Auffassung gelangt war, daß „W. H., wenn vielleicht auch nicht als bezahlter Agent, so doch als eine Art Vertrauensmann und Informationsquelle für den Gegner figuriere".[31] Die innerparteilichen Cliquenkämpfe[32] im Politbüro und Apparat der KPD und die Beschaffung von Alibis bei der Verhaftung Thälmanns werden sowohl in NKWD-Dossiers referiert wie auch bei Herbert Wehner[33] als treibendes Motiv für die Stigmatisierung von Hirsch als „Spitzel" vermutet.

Nach seiner Ankunft in Moskau wurde Werner Hirsch einerseits zum „Objekt einer Untersuchung" durch die Kaderabteilung, den NKWD und die KPD, andererseits wurde Hirsch wieder als Ghostwriter eingesetzt, um nun wie auch Ilja Krugljanskij

27 Mojsej Borissovič Černomordik, stellvertretender Leiter der Kaderabteilung wurde als Mitglied der fiktiven „trotzkistischen Antikominternorganistion" am 14. Juni 1937 verhaftet und am 14. September 1937 durch das Militärkollegium des Obersten Gerichts zum Tode verurteilt.

28 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 2, Bl. 81. Die übliche Schreibweise wäre „Girsch", nicht „Chirsch" gewesen.

29 Gegen Hans Kippenberger, seit 1928 auch KPD-Reichstagsabgeordneter, wurde 1935 in Moskau von der KPD eine „Untersuchung" eingeleitet, die zu seiner Funktionsenthebung führte. Am 5. November 1936 wurde er verhaftet. In den NKWD-Untersuchungsmaterialien findet sich eine durch den NKWD-Informanten „Verräter" übermitteltes „Dossier", in dem die Untersuchungen der KPD-Kommission ausführlich referiert werden. Am 3. Oktober 1937 wurde Hans Kippenberger zum Tode verurteilt und erschossen. Vgl. NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10960.

30 Bernd Kaufmann, Eckhard Reisener, Dieter Schwips und Henri Walther, Der Nachrichtendienst der KPD 1919–1937, Berlin 1993.

31 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 131.

32 In einem Brief an das Politbüro setzte sich Hirsch 1929 gegen in der KPD kolportierte Vorwürfe Paul Frölichs zu seiner Parteibiographie zur Wehr. 1932 protestierte Hirsch bei Thälmann gegen „frechste Schwindeleien" Kurt Müllers und gegen seine geplante Degradierung zum Redakteur: „Ich bin kein Skribifax, sondern Parteimensch und Politiker." RGA, F. 526, op. 1, d. 89, Bl. 23–30 und Bl. 81–84.

33 Herbert Wehner, Zeugnis, Köln 1982, S. 130. Der Spitzelvorwurf wurde dann in der NKWD-Anklageschrift gegen Hirsch ausdrücklich dementiert.

[Fritz David] den neuen KPD-Vorsitzenden Wilhelm Pieck mit Redetexten und Manuskripten zu bedienen. Dies wertete Herbert Wehner als „ein charakteristisches Zeichen für die Verkommenheit dieser Führergarnitur".[34] Werner Hirsch, der während der jahrelangen Moskauer „Untersuchungen" mit „Schreibverbot" belegt wurde, d. h. unter seinem eigenen Namen nichts publizieren durfte, listete 1936 als Beweis für seine politische Zuverlässigkeit seine „Arbeiten" selbst auf: den Entwurf der Januarresolution der KPD, Entwürfe zu Volksfrontplattformen, einen unter Wilhelm Piecks Namen erschienenen programmatischen Artikel und vier Broschüren[35] „für den Genossen Pieck", die im MOPR-Verlag erschienen. Die unter Hirschs eigenem Namen 1934 gedruckte Broschüre „Kommunistische und sozialdemokratische Arbeiter im Konzentrationslager" wurde jedoch aus dem Buchvertrieb der Komintern und der KPD[36] zurückgezogen. Nach einer weiteren Anfrage der Internationalen Kontrollkommission an das NKWD, in der die Vermutung ausgesprochen wurde, daß Hirsch im Reichstagsbrandprozeß[37] als „Agent des Hitlergeheimdienstes" aufgetreten sei, fand am 10. Februar 1935 eine Sitzung der Internationalen Kontrollkommission der Komintern statt. Hier wurde beschlossen, daß der Fall Hirsch zur weiteren Untersuchung an das ZK der KPD übergeben werden sollte. Bis zum Abschluß der Untersuchung wurde Hirsch von jeder „Parteiarbeit" ausgeschlossen. Am 15. April 1935 erhielt Werner Hirsch vom Politbüro der KPD dann eine „scharfe Rüge". Durch den Beschluß wurden außerdem festgelegt: „2) Du wirst aus der deutschen Parteiarbeit entfernt. 3) Du wirst nicht zur Überführung in die KPdSU empfohlen. 4) Das PB [Politbüro] wird dafür Sorge tragen, daß Du in der unteren Massenarbeit der SU [Sowjetunion] verwendet wirst."

Der so stigmatisierte und zur Bußarbeit verurteilte Hirsch legte nun seinerseits „Materialien" gegen Kippenberger vor, in denen er Heinz Neumann und Kippenberger wegen der Polizistenmorde am Bülowplatz bezichtigte, daß sie ein solches „Abenteuer", das der „Parteilinie" widersprochen habe, initiiert hätten. Während der „Untersuchungen" gegen Hans Kippenberger lieferte am 17. März 1935 Werner Hirsch folgende „Meldung": „Bülowplatz: K[ippenberger] führte H[einz] N[eumann]s ans Provokatorische grenzende Linie ohne Rückfrage bei Th[älmann] oder auch nur bei Leo Flieg, der nach meiner festen Überzeugung dieses verantwortungslose Abenteuer nie mitgemacht hätte, durch. K[ippenberger] mußte dabei wissen, daß ein solches Abenteuer, das fast zum Parteiverbot führte, der Parteilinie widersprach. (Ein Schütze, Paul Miehlke,[38] hier glaube ich, Willi, ist auf der Leninschule.)"[39]

34 Herbert Wehner, Zeugnis, a. a. O., S. 134.

35 Als „Verfasser" zeichnete Wilhelm Pieck für die 1935/36 im MOPR-Verlag erschienenen Broschüren: „Weltkrieg droht!", „Clara Zetkin", „Helden der proletarischen Revolution", „Vom Nosketerror zum Hitlerfaschismus".

36 Brief von Werner Hirsch an Ossip Pjatnickij, 26. Juli 1935, RGA, F. 495, op. 19, d. 532, Bl. 113.

37 Vgl. Der Reichstagsbrandprozeß und Georgi Dimitroff. Dokumente, Bd. 2, Berlin 1989, S. 588–592.

38 Gemeint ist hier Erich Mielke, Deckname Paul Bach. Gegen Mielke, den Hirsch hier als einen Schützen des Überfalls vom Bülowplatz identifiziert, wurde in Moskau keineswegs ein Parteiverfahren durchgeführt. Vgl. zum Bülowplatz-Überfall und dem Justizverfahren jetzt Wilfriede Otto, Erich Mielke. Biographie, Berlin 2000, S. 20–28 und S. 37–52.

39 RGA, F. 495, op. 175, d. 8, Bl. 95. Eine entgegengesetzte und redigierte „Eidesstaatliche Versicherung" hatte Werner Hirsch am 11. Januar 1935 im Rahmen der Befreiungskampagne für den in der Schweiz inhaftierten Heinz Neumann abgegeben. Hirsch bestritt hier – wie auch Wilhelm Pieck u. a. in ihren

Immer wieder versicherte Hirsch seine „bedingungslose und vorbehaltlose Ergebenheit und Verläßlichkeit gegenüber der Partei“[40] und führte mit umfangreichen Briefen „einen zähen und zielbewußten Kampf um die Entlarvung Kippenbergers“, der als Vertreter der „Sektierer“ und als „Schädling“ eine „Dreckkampagne“[41] gegen ihn begonnen habe.

Auch nachdem Hirsch inzwischen mehrere Aussagen von früheren Mithäftlingen[42] über sein Verhalten im KZ beigebrachte hatte, verhandelte die Internationale Kontrollkommission am 10. Juli 1935 erneut die „Angelegenheit Hirsch“. Durch Heinz Altmann,[43] inzwischen Lehrer an der Moskauer „Kommunistischen Universität für die Nationalen Minderheiten des Westens“,[44] wurde über das Konzentrationslager Brandenburg berichtet: „Der Genosse Werner Hirsch kam einige Tage nach mir, Anfang September ins Lager. In diesen Tagen begann dort ein sehr starker Terror. Ein Reihe von Gefangenen wurde in halbdunkle Einzelzellen gesperrt und dort mehrere Tage schwer mißhandelt, so daß sie nicht mehr laufen konnten und auch andere schwere gesundheitliche Schäden hatten. In diesem Keller wurde ich eines Tages dem Genossen Werner und neun anderen Gefangenen gegenübergestellt. Diese sollten mich zum Vergnügen der SS auf deren Befehl verprügeln.“ Obwohl er mit den anderen Häftlingen befreundet war und Hirsch ihn vorher nicht kannte, habe sich nur Werner Hirsch so standhaft gezeigt und sich dem Befehl der SS widersetzt: „Wenn die Genossen sich weigerten, mich mit der Peitsche, die man ihnen gab, zu schlagen, so wurden sie dafür geschlagen und außerdem ich von der SS. Mit diesen Methoden wurde allmählich der Widerstand aller Genossen gebrochen. Der Genosse Werner weigerte sich, die Peitsche auch nur in die Hand zu nehmen, wobei ich in seiner Gegenwart statt von ihm von der SS geschlagen wurde und er außerdem. Er weigerte sich, die Prügelei fing von neuem an. Das wurde so lange

[Forts. von Anm. 39]
Erklärungen – jegliche Beteiligung Neumanns an der Ermordung der Polizisten. Neumann sei wie die übrigen Anwesenden von dem „plötzlichen [bürgerkriegsmäßigen, im Text gestrichen] Feuerkampf auf dem Bülowplatz völlig überrascht“ gewesen. Die Schlußbehauptung, daß Neumann wie die übrigen Anwesenden „die ganze plötzliche Straßenschlacht“ als ein „Provokationsstück“ eingeschätzt hätten, „das sich gegen die KPD richtete“, wurde von Hirsch in dieser Erklärung gestrichen. Eidesstattliche Versicherung, 11. Januar 1935, RGA, F. 495, op. 205, d. 6185, Bl. 128 und 128a.

40 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 28.

41 So in einem Brief an Wilhelm Pieck, 26. Januar 1937, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 27–34.

42 Neben Heinz Altmann lieferten Bruno Mahlow und Paul Nowak ausführliche Berichte für die IKK, in denen Hirsch bestätigt wurde, daß er ein „guter Genosse“ und ein „gutes Beispiel“ für die Mitgefangenen im KZ war. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 26–29.

43 Heinz Altmann wurde nach seiner Verhaftung am 18. Juli 1937 vom NKWD-Folterexperten Treibmann zu der „Aussage“ im „Verhörprotokoll“ (31. August 1938) gezwungen, daß er im KZ Brandenburg als „Gestapo-Agent“ angeworben worden sei. Treibmann „protokollierte“ dann auch die „Antwort“ Heinz Altmanns, daß sowohl seine Mutter in Deutschland als auch sein Bruder in England als „Gestapo-Agenten“ arbeiten würden. Als weiterer „Gestapo-Agent“ wurde in Moskau sein Bruder Hans Altmann verhaftet und zum Tode verurteilt. Nach dem Prinzip der Sippenhaftung entstand in den erfolterten „Protokollen“ eine Familie von „Gestapo-Agenten“. Denkbar ist auch, daß Heinz Altmann diese „Angaben“ machte, um die Absurdität der NKWD-Verfolgungslogik zu dokumentieren. Vgl. Verhör Altmanns, in: NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 4767.

44 Vgl. Julia Köstenberger, Der deutsche Sektor an der „Kommunistischen Universität der nationalen Minderheiten des Westens“ in Moskau (1921–1936). ÖsterreicherInnen an einer sowjetischen Kaderschule, Diplomarbeit, Wien 1999.

fortgesetzt, bis er bewußtlos am Boden lag. Die SS hatte eine grenzenlose Wut auf ihn, weil er unter den Anwesenden der einzige war, der in den Augen der SS als Jude galt, und gerade er sich besonders mutig und standhaft zeigte."[45] Auch die von Hirsch beigebrachten Zeugen wurden nun wiederum von der Kaderabteilung „untersucht"[46] und ihre Dossiers der Kaderakte von Hirsch beigefügt, in der sich bürokratischer Verfolgungseifer, penetrante Wachsamkeitsparanoia, Kooperation von KPD- und Kominternfunktionären und die inquisitorische Amtshilfe für das NKWD bereits *vor* der Verhaftung durch das NKWD exemplarisch niederschlägt. Obwohl Herbert Wehner nicht nur als Zuschauer involviert war, werden in seinem Rückblick die „Untersuchungen" nur als entpersonalisierte Tätigkeit von „Organen" und von nicht genannten Funktionären dargestellt: „Unter dem Eindruck der Moskauer Prozesse haben leitende Funktionäre der KPD in Artikeln und durch mündliche Anweisungen Treibjagden gegen Personen veranstaltet, die sie wegen deren andersgerichteter politischer Auffassung ungestraft und billig als Agenten der Gestapo und Provokation abstempeln zu können glaubten. Niemand hat in dieser Hinsicht mehr ungerechtfertigte und leichtfertige Beschuldigungen auf seinem Konto, als die Organe der Komintern und der KPD."[47]

Das Politbüro der KPD, an das die „Angelegenheit Werner Hirsch" von der Internationalen Kontrollkommission überwiesen wurde, beschloß am 11. Juli 1935, daß alle Parteifunktionen von Hirsch ruhen sollten und daß eine „Untersuchungskommission" noch weitere gegen Hirsch erhobene Beschuldigungen prüfen müsse. Als Mitglieder dieser Kommission[48] wurden Heinrich Meyer,[49] Herbert Wehner, Sepp Schwab und von der Kaderabteilung Grete Wilde[50] bestimmt. Herbert Wehner hatte bereits am 9. April 1935 eine dreiseitige Auskunft für die Kaderabteilung verfaßt: „1) Sicherung des schriftlichen Materials. 2) Zur Angelegenheit des Genossen Hirsch."[51] In einem weiteren

45 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 23.

46 Die „Untersuchung" gegen Bruno Mahlow konnte 1937 wegen Krankheit nicht weitergeführt werden.

47 Herbert Wehner, Zeugnis, a. a. O., S. 150.

48 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 94.

49 Heinrich Meyer, geb. 1904, KPD-Mitglied seit 1922, seit 1932 Leiter der Agitations- und Propagandaabteilung des ZK der KPD, Mitarbeiter des KPD-Vorsitzenden Thälmann, in Untersuchungshaft vom 10. November 1932 bis 8. Mai 1933, danach in KZ-Haft, am 19. August 1934 entlassen, Emigration: Saarbrücken, Paris, Moskau, Februar bis Oktober 1935 Sekretär des Politbüros der KPD, ab 15. Oktober Gehilfe des EKKI-Sekretärs Wilhelm Florin, im August 1937 verhaftet, als Mitglied einer fiktiven „Antikomintern-Organisation" vom Militärkollegium des Obersten Gerichts am 3. September 1938 zum Tode verurteilt und erschossen. Zur Biographie vgl. RGA, F. 495, op. 205, d. 6179 und d. 539; NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 11622.

50 Grete Wilde, geb 1904, KPD-Mitglied seit 1921, nach Studium an der Moskauer Leninschule Instrukteurin der Komintern in Österreich und der Türkei, dort verhaftet und seit 1935 Referentin in der Kaderabteilung der Komintern in Moskau, an zahlreichen „Überprüfungen" von Kadern in der UdSSR und des Münzenberg-Apparats in Paris beteiligt. Nach einem denunziatorischen Brief des KPÖ-Funktionärs Fürnberg hielt Dimitroff am 22. Juli 1937 schriftlich fest: „Die weitere Arbeit von Grete Wilde in der Kaderabteilung ist nicht zweckmäßig. Die Angelegenheit ist weiter zu untersuchen." Nach ihrem Ausschluß aus der Parteiorganisation des EKKI am 4. August 1937 wurde Grete Wilde am 5. Oktober 1937 vom NKWD verhaftet und als Mitglied der „rechtstrotzkistischen Antikominternorganisation im EKKI-Apparat" angeklagt und nach einer „Sonderberatung" des NKWD zu acht Jahren Lagerhaft verurteilt. Wahrscheinlich kam sie im Gulag ums Leben. RGA, F. 495, op. 205, d. 6205.

51 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 114–116.

Memorandum[52] referierte Wehner am 21. Oktober 1935 erneut die Fehlschläge Kippenbergers und berichtet weiter, daß dieser zweimal versucht habe, ihn von seinem Spitzelverdacht gegen Hirsch zu überzeugen. Kippenberger habe ihn auch darum gebeten, daß er Thälmann davon unterrichten solle. Thälmann habe aber auf solche Hinweise sehr zurückweisend reagiert und – wie Wehner berichtet – von „einer falschen Spitzelpsychose"[53] gesprochen. Die Resultate der vom KPD-Politbüro eingesetzten Untersuchungskommision (Meyer, Schwab, Wehner, Wilde) und all die bisherigen Materialien in der „Angelegenheit Werner Hirsch", die „seitens der deutschen Partei und der Kaderabteilung" vorgelegt wurden, faßte Grete Wilde in einem zwanzigseitigen Bericht zusammen. Hauptpunkte der „Untersuchung" waren: „a) seine Herkunft, b) die Beziehungen zur Reichswehr, c) seine politische Stellungnahme im Januar/Februar 1933, d) das Archiv, das Hauptbelastungsmaterial gegen Thälmann, e) Verhalten beim Reichstagsbrandprozeß und bei den Voruntersuchungen im Thälmann-Prozeß, f) seine Entlassung [aus dem KZ – R. M.]"[54]. In diesem „streng vertraulichen" Bericht vom 16. November 1935 hielt Grete Wilde als besonders verdächtig fest, daß bei Hirsch „der Drang nach Entlastung besonders auffallend" sei: „Genosse Werner Hirsch sucht Entlastungszeugen für sich und verbündet sich dabei mit schlechten Elementen, denen gegenüber er sich verantwortungslos über führende Genossen ausspricht, bezw. Verdächtigungen gegen sie erhebt." Dann wird der bereits mehrfach stigmatisierte Werner Hirsch mit Zenzl Mühsam und Erich Wollenberg in „Verbindung" gebracht und in der monströsen Verfolgungslogik der Komintern die Kontaktschuld zu „Parteifeinden" hergestellt. Dafür nutzte man die offensichtlich durch den „Apparat" der KPD[55] beschafften Briefe, die zwischen Zenzl Mühsam und Werner Hirsch gewechselt worden waren:

„Der Prager Parteiapparat teilt mit, daß Zensl Mühsam Briefe von Werner Hirsch erhält. Zensl Mühsam ist ein wirres anarchistisches Element und ein Parteifeind. In Prag organisiert sie mit Wollenberg die Hetze gegen die SU [Sowjetunion] und mobilisierte gemeinsam für Hirsch ihre ausländischen Freunde und Bekannte mit dem Hinweis, daß Wollenberg aus der Sowjetunion geflohen sei. Bei Gelegenheit zeigte sie auch einen Brief vom 22. Mai mit Werner Hirsch handschriftlich unterschrieben, in dem es heißt: ‚Liebe Zenzl, Du zweifelst an den Menschen, die mich verdächtigen. Ich verstehe das. Ich befürchte nur, daß diese Leute bewußt oder unbewußt Werkzeuge der Gestapo sind, und Zersetzung in unsere Organisation tragen. Auf jeden Fall sind es Dreckseelen.' "

Die Moskauer Kaderabteilung kommentierte dann diesen abgefangenen Brief von Werner Hirsch: „Er meint damit sicher Kippenberger, den früheren Apparatleiter der Partei. Unabhängig davon, ob Kippenberger Fehler hat oder nicht, verdächtig ist oder nicht, was eine ganz andere Frage ist, ist dieser Brief ein direkt parteifeindliches

52 Herbert Wehner schrieb 1935 in Moskau seine „Angaben" über Kippenberger, Hirsch, Fritz Schulte und Otto Wahls nieder und übergab sie Krajewski, dem Leiter der Kaderabteilung. Vgl. Reinhard Müller, Die Akte Wehner, Moskau 1937–1941, Berlin 1993, S. 255.

53 RGA, F. 495, op. 175, d. 89, Bl. 71.

54 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 148

55 Der „Apparat" der KPD „beschlagnahmte" in Paris auch die Handtasche von Werner Hirschs Frau, um an Briefe zu gelangen. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 2, Bl. 6.

Dokument und kann zu parteifeindlichen Angriffen seitens der Wollenberg-Clique ausgenutzt werden."[56]

Der inzwischen als Leiter des „M-Apparates" der KPD abgelöste Hans Kippenberger verfaßte am 15. Dezember 1935 einen weiteren „streng vertraulichen" Bericht, in dem er erneut Werner Hirsch mit dem „regelrechten Verdacht" eines „Reichswehrspitzels" belegte und dies noch durch weitere „Gründe" untermauerte: „Die soziale Herkunft von W. H., seine ziemlich unklare und abenteuerliche politische Vergangenheit, seine Lebensweise, Weibergeschichten und ständigen Umgang mit bürgerlichen Elementen." Besonders verdächtig erschienen Kippenberger „das auffällige und aufdringliche Interesse von W. H. an der N[achrichten]-Arbeit und speziell den Informationen aus der R.W. [Reichswehr]. W. H. suchte offenkundig meine Freundschaft und brachte mich oft durch Fragen nach diesen Dingen in Verlegenheit."[57]

Nicht nur in der wechselseitigen Beobachtung, sondern auch in der jeweiligen Phantasmagorie war jeder „gleichsam zum Polizeiagenten des Nächsten" geworden und noch vor den Schauprozessen entstand eine „Atmosphäre, in der wissentlich oder unwissentlich jeder jeden bespitzelt, jeder sich als Agent herausstellen kann, jeder sich ständig bedroht fühlen muß".[58]

Nachdem Werner Hirsch als Ghostwriter für Wilhelm Pieck mehrere Artikel und Broschüren verfaßt hatte und ihn auch schon seit 1918 von „zahllosen Gelegenheiten" her kannte, wandte er sich auch in einem persönlichen Brief (21. Januar 1936) an den KPD-Vorsitzenden,[59] den er daran erinnerte, daß die „Entscheidung über die ganze Angelegenheit und damit über meine Zukunft in weitgehendem Maße" von ihm abhinge. Am 13. März 1936 wandte sich Hirsch mit einem zweiseitigen Brief[60] an Georgi Dimitroff, der den Brief wiederum an Wilhelm Pieck weiterleitete. Pieck teilte Dimitroff am 22. März 1936 mit, daß „eine Verwendung auf verantwortlichem Posten" nach Meinung des Politbüros nicht in Frage komme, da die Kaderabteilung die „Angelegenheit Hirsch" noch weiter untersuche. Offensichtlich am Ende seiner verzweifelten Bemühungen angelangt, stellte Werner Hirsch am 31. Juli 1936 in einem Schreiben an das Sekretariat des Exekutivkomitees der Komintern den Antrag, „aus dem Parteidienst" beurlaubt zu werden und nach Paris als „freier Schriftsteller" ausreisen zu dürfen. In einer Notiz[61] an Dimitroff faßte am 2. Juli 1936 der stellvertretende Leiter der Kaderabteilung Černomordik alle bisherigen Beschuldigungen in sechs Punkten zusammen und ergänzte, daß sich „einige offizielle Organe" (d. h. das NKWD) für Hirsch interessieren würden. Deshalb müsse etwas getan werden, um die „Untersuchung seines Falles" zu forcieren.

Einen Tag nach Beendigung des Schauprozesses gegen das „trotzkistisch-sinowjewistische Zentrum" (19. bis 24. August 1936), in dem auch drei ehemalige Mitarbeiter des ZK der KPD zum Tode verurteilt worden waren, hoffte Werner Hirsch, mit einem

56 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 2, Bl. 135 f.
57 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, Bl. 109.
58 Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft, a. a. O., S. 665.
59 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 2, Bl. 27–34.
60 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 2, Bl. 17 f.
61 RGA, F. 495, op. 205, d. 2400, II, Bl. 13 f.

sechzehnseitigen Memorandum „Über die Kader- und Personalpolitik der KPD“[62] seinerseits in die Offensive gegen die amtierende KPD-Führung zu gelangen. Da die „bolschewistische Klassenwachsamkeit“ und der „revolutionäre Haß gegen den Opportunismus“ gefehlt hätten, seien nach Thälmanns Verhaftung „prinzipienlose Parteischädlinge“ und „doppelzünglerische Schmuggler klassenfremder Ideologie“ in leitende Funktionen geraten. Aber auch die ausführliche und namentliche Aufzählung der Sündenregister von „demoralisierten Spießern“, „parteifeindlichen Schwätzern“, „niederträchtigen Fraktionsschiebern“, „prinzipienlosen Abenteurern“, zu denen Hirsch neben den drei bereits verurteilten ZK-Mitarbeitern Ilja Krugljanskij, Mojsej und Natan Lur'e, auch Hans Kippenberger, Leo Flieg, Heinz Neumann, Heinrich Süßkind, Hermann Remmele u. a. rechnete, erbrachte nicht den erhofften Erfolg, nämlich die eigene Rehabilitierung und die erneute „Heranziehung zu verantwortlicher Parteiarbeit“. Wilhelm Pieck, der sich nach der Verhaftung seines Redenschreibers Ilja Krugljanskij [Fritz David] in einer „sehr peinlichen Lage“[63] befand, hatte an die Pariser Auslandsleitung bereits am 20. August 1936 geschrieben: „Es wäre ein Wunder, wenn nicht die von uns im Anschluß an die Brüsseler Parteikonferenz kaltgestellten Genossen die gegenwärtige Situation gegen die Parteiführung und zu ihren Gunsten auszunutzen versuchen würden. Natürlich haben sie alle gegen David Verdacht gehabt, das schon immer, und nur ich und die Parteiführung hätten diese Verbrecher begünstigt. Man sagt das nicht so offen, aber wir kennen ja unsere Pappenheimer, die jetzt Morgenluft wittern.“[64] Hirsch, der wie das kaltgestellte frühere Mitglied des Politbüros Hermann Remmele ein Memorandum[65] gegen die KPD-Führung verfaßt hatte, war der Kaderabteilung nicht zuletzt auch wegen seines Ausreiseantrags „verdächtig“ geworden. Noch dazu hatte gleichzeitig der bereits mit einer Parteirüge gemaßregelte Alfred Kurella einen Antrag zur Ausreise nach Paris gestellt. Dies war für Grete Wilde, Mitarbeiterin in der Kaderabteilung Anlaß genug, „zu überprüfen, ob diese Anträge zufällig zur gleichen Zeit gestellt worden sind“.[66] Für die weitere Untersuchung wurde nun von Kurellas Arbeitsstelle, der „Staatlichen Zentralbibliothek für ausländische Literatur“ eine „Charakteristik“ abgefordert und auch der Kaderakte von Hirsch eine „Auskunft“[67] über Alfred Kurella beigefügt.

Das Politbüro der KPD beschäftigte sich erneut am 1. Oktober 1936 mit der von Hirsch verfaßten Philippika „Über die Kader- und Personalpolitik der KPD“ und beschloß, „aus taktischen Gründen ihm mitzuteilen, daß man diese Erklärung ablehnt,

62 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, T. I, 2, Bl. 54–69.

63 Pieck wurde zwar während einer Sekretariatssitzung des EKKI die „Hauptveranwortung für das Verbleiben Davids im Komintern-Apparat“ zugesprochen, aber die „Untersuchungen“ der eingesetzten Kommission zur Säuberung des Kominternapparats (Moskvin-Kommission) überstand Pieck 1936 ebenso problem- und folgenlos wie Walter Ulbricht und Herbert Wehner, gegen die ebenfalls 1936 und 1937 „Untersuchungen“ durchgeführt wurden.

64 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin (SAPMO-Barch), RY 1/I 2/3/286, Bl. 164.

65 Die Briefe von Remmele und Hirsch wurden am 3. September 1936 auf der Sitzung des Politbüros, zu der auch die Mitarbeiter der Kaderabteilung Wilde und Brückmann zugezogen wurden, erstmals erörtert. SAPMO-Barch, NL 4036/787, Bl. 128–132.

66 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 98.

67 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 100.

weil sie der deutschen Partei nicht hilft".[68] Das nach dieser Sitzung am 4. Oktober 1936 zusammengestellte Dossier[69] der Kaderabteilung listet alle dunklen Punkte und Parteisünden des Delinquenten auf: die Abstammung aus einer „Adelsfamilie", seine „Verbindungen" zu General Schleicher, seine Verhaftung zusammen mit Thälmann, die Beschlagnahme der Thälmann belastenden Dokumente, seine Freilassung aus dem KZ. In Prag habe Hirsch „enge Verbindung" zu Zenzl Mühsam aufgenommen, die wiederum in Prag „in enger Verbindung" mit dem „führenden Trotzkisten" Erich Wollenberg stand. Seine „enge Verbindung" zu Fritz David[70] und sein Ausreiseantrag machten Hirsch zudem verdächtig. Besondere Aufmerksamkeit legten die Kaderabteilung und auch das NKWD auf das Ausfindigmachen von Briefwechseln mit dem Ausland. Hirsch habe von Moskau aus Briefe mit chemischer Tinte versandt und einer Verwandten Erich Wollenbergs, nämlich Ilse Wollenberg, eine Mitteilung nach Prag mitgegeben.

Sowohl unter den emigrierten Schriftstellern[71] als auch unter KPD-Funktionären und Politemigranten begann nach dem Schauprozeß (19. bis 24. August 1936) in der Kaderabteilung,[72] in Parteiversammlungen und mit wechselseitigen Denunziationen die manische Suche nach früheren Häretikern, „schlechten Elementen" und „trotzkistischen Gestapo-Agenten".[73]

In seinen autobiographischen „Notizen" beschreibt Herbert Wehner, allerdings ohne seine Mitarbeit in der KPD-Untersuchungskommission zu erwähnen, die Intentionen der parteiamtlichen Untersuchung gegen Werner Hirsch. Nachträglich erkennt und benennt Herbert Wehner hier auch die innerparteilichen Fehden als auslösende Faktoren wie die tödliche Konsequenz einer solchen „Untersuchung": „Hirsch wurde sehr rasch nach seiner Ankunft in Moskau von der Internationalen Hilfe in Anspruch genommen. Er wurde allerdings beim folgenden Streit der Mitarbeiter um ihre Alibis mit Hilfe Kippenbergers ausgeschaltet und zum Objekt einer Untersuchung, die im Gefängnis der GPU geendet hat. Wohlgemerkt, war dieses Vorgehen gegen Hirsch, das nur in sehr engen Grenzen die Formen einer wirklichen Untersuchung angenommen hatte, diktiert von alten politischen Gegensätzen zwischen den Mitarbeitern und Politbüromitgliedern, und ausschlaggebend dabei waren sowohl der Wunsch Birkenhauers und Meyers, sich durch Hirschs Erledigung selbst sicherer fühlen zu können, als auch Kippenbergers fixe Idee in bezug auf Hirsch, die ihn schon vor dem 30. Januar 1933 dazu geführt hatte,

68 Zitiert in dem „streng vertraulichen" Dossier der Kaderabteilung vom 4. Oktober 1936. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 36.

69 Ebda.

70 Fritz David, d. i. Ilja Krugljanskij, geb. 1897 bei Wilna, seit 1926 in Deutschland, KPD-Mitglied und Mitarbeiter des ZK, 1933 Emigration in die UdSSR, enger Mitarbeiter Wilhelm Piecks, für den er die Referate zum VII. Weltkongreß der Komintern und der Brüsseler Konferenz der KPD verfaßte. Nach dem Todesurteil gegen David am 24. August 1936 war Wilhelm Pieck im Herbst 1936 allenfalls vorübergehend „belastet".

71 Vgl. Die Säuberung. Moskau 1936. Stenogramm einer geschlossenen Parteiversammmlung. Hrsg. von Reinhard Müller, Reinbek 1991.

72 Von der Kaderabteilung wurde am 2. September 1936 eine 44 Personen umfassende „Information über die Trotzkisten und die anderen feindliche Elemente in der Emigration der KP Deutschlands" erstellt. RGA, F. 495, op. 74, d. 124, Bl. 12–31.

73 Vgl. Reinhard Müller, „Wir kommen alle dran", a. a. O. (siehe Anm. 5).

Hirsch als den Mann in Betracht zu ziehen, der bei der vorhitlerischen Polizei als X figurierte."[74]

Nach der Vorverurteilung durch die Funktionäre der KPD-Führung und der Kominternkaderabteilung, die als „geistliche" Obrigkeit fungierten, nach deren inquisitorischer „Amtshilfe" wurde Werner Hirsch zur Exekution an die „weltliche" Obrigkeit des NKWD als parteiamtlich präpariertes Opfer zur nachfolgenden Exekution übergeben. Am 4. November 1936 verhaftete ein NKWD-Kommando Werner Hirsch im Moskauer Hotel „Novaja Moskovskaja" – im Vergleich zum „Hotel Lux" eher eine nachrangige Absteige –, in dem auch Zenzl Mühsam untergebracht wurde.

Intrige, Aktentransfer und Urteil

Im „Fall" von Werner Hirsch, den das NKWD 1936 der „Wollenberg-Hoelz-Organisation" zurechnete, ist eine *spravka* (Dossier) des NKWD überliefert, in der zahlreiche, durch die Kaderabteilung und die KPD-Untersuchungskommissionen gesammelte Informationen für die Verhaftung und die folgenden Verhöre aufbereitet wurden. Dieses NKWD-Dossier über Werner Hirsch stützte sich auf die ausführlichen Berichte einer „Quelle" in der Komintern, die durch das NKWD als „Agentur" unter dem Namen „Doppelgänger" geführt wurde. In der nicht datierten „Auskunft", die vor der Verhaftung Werner Hirschs zusammengestellt worden war, verarbeitete ein NKWD-Mitarbeiter den detaillierten Bericht der KPD-Kommission[75] vom 16. November 1935, den Bericht Herbert Wehners vom 9. April 1935 zur „Angelegenheit Werner Hirsch"[76] und eine Ergänzung der Kadereferentin Grete Wilde vom 21. Dezember 1935[77]. Für den Generalsekretär Dimitroff verfaßte der stellvertretende Leiter der Kaderabteilung Černomordik am 2. Juli 1936 eine weitere kurze Zusammenfassung des „Falles" von Werner Hirsch, der inzwischen „langwierigen Charakter"[78] annehme. Grete Wilde, Referentin in der Kaderabteilung, die die „Untersuchungen"[79] sowohl zu Kippenberger wie auch zu Hirsch durchführte, erstellte am 20. Juni 1936 für den Generalsekretär Dimitroff bereits eine „Kurze Darstellung der Angelegenheit Werner Hirsch".[80] Am 26. September

74 Herbert Wehner, Zeugnis, a. a. O., S. 130.

75 Obwohl die KPD-Kommision 1935 zu der Feststellung gelangte, daß „der Beweis der bewußten Spitzelei für die Reichswehr innerhalb der Parteiführung" nicht erbracht werden könne, wurde dieser Vorwurf weiter kolportiert und die „Angelegenheit Hirsch" in der Kaderabteilung weiter verfolgt. Bericht der Kommission, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 118–137.

76 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 115–116.

77 Grete Wilde erwähnte dabei: „Nach weiteren Aussagen von Ottwalt, der engeren persönlichen Kontakt zu ihm hat, erhält er sehr viele Auslandsbriefe mit tschechischen, schweizerischen oder französischen Briefmarken, die ihm ein Genosse, ein Jude mit rötlichem, dünnen Haar bringt." RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 111.

78 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 13 f.

79 Sowohl den „Tätern" als auch den Opfern solcher „Untersuchungen" war das pseudokriminalistische und parteiamtliche Inquisitionsverfahren mit Vernehmungen, Zeugenaussagen, Anklagen und Urteilen präsent.

80 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 283 f.

1936 verfaßte Grete Wilde einen weiteren Kurzbericht zu Werner Hirsch, in dem am Schluß mehrere Details und „Verbindungen" vermerkt sind, die in der NKWD-Information über Werner Hirsch erneut auftauchen: „Werner Hirsch nahm enge Verbindung zu Zensl Mühsam auf, die in Prag weilte und die in enger Verbindung mit Erich Wollenberg stand. Auch nach seiner Ankunft in der SU [Sowjetunion] hielt er die Verbindung zu ihr aufrecht und führte einen parteifeindlichen Briefwechsel mit ihr. Während der Anwesenheit Zensl Mühsams in Moskau hatte er enge Verbindung zu ihr. Ins Ausland schickte er von Moskau Briefe mit chemischer Tinte, Inhalt nicht bekannt. Einer mit Intourist angekommenen Ilse Wollenberg, die von der Komintern abgelehnt wurde, gab er zwecks Legitimierung sein Bild mit Unterschrift mit. Für wen die Legitimierung bestimmt war, ist bisher unbekannt. Ilse Wollenberg soll eine Verwandte von Erich Wollenberg sein. In Moskau hatte er enge Verbindung zu David.[81] Im September 1936 stellte er an das Politbüro den Antrag auf Ausreise nach Paris als freier Schriftsteller, der abgelehnt wurde."[82]

Über Werner Hirsch[83] kursierten bereits vor 1933 in der KPD-Führung zahlreiche Gerüchte und Dossiers, in denen Hirsch verdächtigt wurde, daß er als „Spitzel" für die Reichswehr tätig sei, ein Vorwurf, der durch mehrere „Berichte" Hans Kippenbergers[84] seit 1934 in Moskau immer wieder kolportiert wurde und den das NKWD aufgriff. Auch im Falle von Werner Hirsch weitete sich zusehends der „immer unerträglicher werdende Klatsch"[85] zur „Angelegenheit Werner Hirsch" aus. Herbert Wehner beschrieb aus eigener Erfahrung diese von Intrige, Gerücht und Denunziation geprägte Moskauer Atmosphäre, die von früheren Fraktionskämpfen und von der drohenden Verhaftung überlagert wurde: „Angeberei, Provokation, feiges Abschieben eigener Versehen auf andere wucherten in dieser krankhaften Atmosphäre."[86] Bereits nach Hirschs Entlassung aus dem KZ lieferte vor allem der „M-Apparat" Hans Kippenbergers weitere „Meldungen" an die Moskauer Kaderabteilung,[87] und Hirsch wußte selbst, daß über ihn „in allen Zentren unserer Emigration eine Unmenge von diskreditierenden Gerüchten kolportiert"[88] wurde. Durch Kippenberger wurde 1935 vor der „Brüsseler Konferenz" der KPD das „fraktionelle Ammenmärchen" verbreitet, daß Werner Hirsch der „Sammelpunkt der Unzufriedenen"[89] in der KPD[90] sei.

81 Fritz David, d. i. Ilja Krugljanskij, im Schauprozeß gegen Zinov'ev u. a. am 24. August 1936 zum Tode verurteilt und erschossen.

82 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 117.

83 Herbert Wehner bekam bereits im Januar 1933 Einblick in das von Kippenbergers Apparat angelegte Dossier über Werner Hirsch. Vgl. Herbert Wehner, Zeugnis, a. a. O., S. 81.

84 Angelegenheit W. H., 21. Oktober 1934, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 129–134; Betr. Werner Hirsch, 15. Dezember 1935, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 108–114.

85 Herbert Wehner, Zeugnis, a. a. O., S. 222.

86 Ebda.

87 Auch Kippenbergers Berichte wurden von der Kaderabteilung an das NKWD weitergegeben. Im Verhör vom 11. Januar 1937 verweist der NKWD-Untersuchungsführer Volynskij auf zwei vor der Verhaftung eingereichte Berichte Kippenbergers, in denen er Hirsch beschuldigte, „Agent der deutschen Spionage" zu sein. NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10950.

88 Werner Hirsch, An die internationale Kontrollkommission, Juni 1935. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 268.

89 Werner Hirsch an Wilhelm Pieck, 27. Januar 1936, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 28.

Nach der Verhaftung von Werner Hirsch[91] am 4. November 1936 lieferte die Kaderabteilung mehrere ergänzende Meldungen an die NKWD-Offziere Poljaček[92] und Kornilev[93], die auch selbst Anfragen an die Kaderabteilung zu Werner Hirsch richteten. So wurde z. B. eine Meldung von Willi Koska[94] am 26. November 1936 an den „Gen. Kornilev" weitergegeben, in der dreizehn deutsche Politemigranten genannt wurden, die „Verbindung" zu Werner Hirsch unterhalten hätten. Bei diesem Informationstransfer[95] wurde stets der Instanzenweg zwischen Komintern und NKWD eingehalten. Die bei der Kaderabteilung schriftlich eingegangenen Informationen, Berichte, abgefangenen Briefe, Denunziationen und Distanzierungen von KPD-Mitgliedern faßten die Referenten der Kaderabteilung Grete Wilde oder Georg Brückmann zusammen und richteten sie mit dem Verweis „Es ist notwendig, folgende Mitteilung weiterzuleiten. Betrifft Angelegenheit Werner Hirsch"[96] an den Leiter der Kaderabteilung Alichanov. Der ins Russische übersetzte Text wurde dann – ohne Nennung des Adressaten NKWD – an „Gen. Poljaček" oder „Gen. Kornilev" in der 3. Abteilung des NKWD weitergereicht. Bei dieser auf dem Kurierwege ausgetauschten „Korrespondenz", die jeweils als „streng geheim"[97] eingestuft wurde, verwandte man neben dem Namen[98] auch häufig auch das Aktenzeichen der Anfrage. Nach der Verhaftung von Hirsch gab die wachsame Kaderabteilung die Briefe seiner Frau Emmy Luttermann, die aus Paris an eine Moskauer Bekannte adressiert waren, ebenso weiter wie die Meldung, daß Erwin Piscator[99] „bezüglich Werner Hirsch" an Lore und Arthur Pieck aus Paris geschrieben habe. Mehrere Details in der im folgenden abgedruckten „Information über Werner Hirsch" verdeutlichen, daß diese „Auskunft" durch einen NKWD-Mitarbeiter kompiliert wurde, der kaum mit den Namen der KPD-Funktionäre vertraut war und die Berichte aus der Kaderabteilung des EKKI mechanisch zuxammenstellte:

90 Herbert Wehner erwähnt in seinen Erinnerungen ebenso eine „Gruppe der Unzufriedenen", zu der angeblich neben ihm selbst Paul Merker, Paul Bertz und Walter Ulbricht gezählt wurden. Herbert Wehner, Zeugnis, a. a. O., S. 137.

91 Werner Hirsch wohnte – wie Zenzl Mühsam – im Hotel „Novaja Moskovskaja".

92 5. April 1937, an Gen. Poljaček, 4. Mai 1937, an Gen. Poljaček, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 140 und 142.

93 27. Dezember 1937 an Gen. Kornilev; 21. Februar 1937 an Gen. Kornilev, RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 9 und 10.

94 Willi Koska, 1921 KPD, seit 1931 Generalsekretär der „Roten Hilfe Deutschlands", 1932 Mitglied des Reichstags, 1933 in Berlin verhaftet, konnte aus dem Gefängnis fliehen, 1935 UdSSR, Dreher in einem Moskauer Betrieb, wurde am 5. Juli 1941 verhaftet.

95 Über diese Kooperation hält Meinhard Stark nach der Durchsicht der Kaderakte und der NKWD-Untersuchungsakte von Erna Kolbe fest: „Der Duktus beider Verhöre entsprach in vollem Umfang der Verfolgungslogik der vorgeschalteten Parteiuntersuchung gegen Erna Kolbe." Meinhard Stark, „Ich muß sagen, wie es war". Deutsche Frauen des GULag, Berlin 1999, S. 134.

96 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 12.

97 Mit dem Verweis auf das „Staatsgeheimnis" wurden Moskauer Aktenbestände im Kominternarchiv wie z. B. Briefwechsel zwischen Komintern und NKWD nicht freigegeben oder erneut gesperrt.

98 Vgl. z. B: „Gen. Poljaček", 20. Juli 1937, Unser Schreiben, Nr. 9232 vom 5. April, Nr. 2596, vom 4. Mai.

99 RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, II, Bl. 96. Nach seiner Ausreise nach Paris galt Erwin Piscator sowohl für die KPD als auch für das NKWD als „Trotzkist".

Information über WERNER HIRSCH[100]

/Entnommen aus der Agenturakte „Doppelgänger"/

1. Nach der Freilassung aus dem KZ 1933 reiste HIRSCH nach Prag aus, wo er enge Verbindung mit dem aktiven Trotzkisten-Terroristen WOLLENBERG, Erich, hielt, der die von uns jetzt liquidierte k[onter]r[evolutionäre] trotzkistische Organisation in Moskau leitete und 1934 aus der UdSSR flüchtete, sowie mit Zenzl MÜHSAM, der von uns verhafteten Vertrauensperson Erich WOLLENBERGS.

2. 1936 verband sich W. HIRSCH mit einer als Touristin in die UdSSR eingereisten Verwandten Erich WOLLENBERGS, WOLLENBERG, Ilse, und gab ihr für unbekannte Personen in Prag ohne Wissen der Komintern eine Parole zur Herstellung einer Verbindung. Im Zusammenhang mit der Verhaftung der Mitglieder der von WOLLENBERG geschaffenen k[onter]r[evolutionären] trotzkistischen Organisation, darunter wegen der Verhaftung von Z. MÜHSAM, zeigte HIRSCH äußerste Unruhe und suchte Wege, um ins Ausland auszureisen.

3) Trotz des Verbots für alle Parteifunktionäre, die die vorläufige Wohnung des Gen. THÄLMANN kannten, sie nach dem faschistischen Umsturz zu besuchen, besuchte sie W. HIRSCH dennoch in den Tagen des Reichstagsbrandes, wo er mit ihm zusammen verhaftet wurde. Nach dieser Verhaftung wurde W. HIRSCH zeitweilig aus der Haft entlassen, einige Tage später aber wieder verhaftet.

4) Während eines Vorverhörs in der Berliner Gestapo vor dem Leipziger Prozeß wurden W. HIRSCH die angeblich bei POPOFF und TANEFF gefundenen und mit „Peter" unterzeichneten Quittungen vorgelegt. Obwohl W. HIRSCH wußte, daß er derartige Quittungen nicht unterschrieb und nicht unterschreiben konnte, gestand er ein, diese Quittungen ausgehändigt zu haben. Mehr noch, er nannte als Empfänger der Quittungen einen technischen Mitarbeiter des ZK der KPD Gen. Bruno PETERSOHN, der sich damals in Deutschland auf freiem Fuße befand. Nach dem Bericht von W. HIRSCH machte er derartige Aussagen, weil er wirklich den Decknamen „Peter" hatte und die Handschrift auf den Quittungen mit seiner Handschrift deckungsgleich war. W. HIRSCH verhielt sich während des Leipziger Prozesses auch unwürdig, was die Lage der Angeklagten erschwerte. Sein Verhalten während des Leipziger Prozesses wurde durch die Internationale Kontrollkommission entlarvt und für antibolschewistisch, ja dem Feind nützend gehalten.

5) Das Hauptanklagematerial gegen Gen. THÄLMANN stellen die an ihn geschriebenen Briefe Werner HIRSCHS sowie die von Werner HIRSCH geschriebenen Thesen „Unser Kampf um den revolutionären Sturz der faschistischen Diktatur und um ein freies sozialistisches Sowjetdeutschland" dar. Es wurde auf Grund dieses Materials gegen THÄLMANN die schwerste Anklage nach dem § 85 des Deutschen StGB erhoben (Vorbereitung eines bewaffneten Aufstandes).

Alle Erklärungen HIRSCHS und seiner Sekretärin TRUDE zeigen, daß die Dokumente im Archiv HIRSCHS aufbewahrt wurden, von ihm geschrieben und durch die deutsche

100 Agenturbericht über Werner Hirsch, NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 9871, Bl. 10, Bl. 223–226. Die Abschrift wurde am 26. Juli 1940 im Kontext der Untersuchungen zum „Antikominternblock" angefertigt und wie üblich durch Stempel und Unterschrift beglaubigt. Diese und die folgenden Dokumente wurden aus dem Russischen übersetzt.

Geheimpolizei in der illegalen Wohnung, wo HIRSCH wohnte und arbeitete, beschlagnahmt wurden.

Laut Angaben der Komintern erhielt man den Brief und die Thesen HIRSCHS nicht von THÄLMANN. Als während der Verhöre am 14. und 25. Februar diese Briefe ohne Unterschrift THÄLMANN von der Polizei gezeigt wurden, erklärte er: „Ich weiß nicht, wer diese Briefe schrieb, es ist mir aber unverständlich, daß Menschen derartige Briefe schreiben und sie aufheben oder zur Aufbewahrung übergeben, damit sie der Polizei übergeben werden."

W. HIRSCH behauptet, daß ihm diese Briefe und noch ein Brief an PJATNICKIJ vorgelegt wurden, davon berichtete er aber früher niemandem. Die Frage nach dem Brief an PJATNICKIJ tauchte erst in Moskau auf, als HIRSCH bereits frei war.

Die Sekretärin HIRSCHS, TRUDE,[101] *sagte aus, daß sie den Brief an PJATNICKIJ in einem Exemplar als Begleitschreiben zu den Materialien tippte. Weder die Briefe noch die Materialien erhielt die Komintern, sondern sie gerieten in die Hände der deutschen Geheimpolizei.*

6. Trotz der schwerwiegenden Beweise, die die deutsche Geheimpolizei gegen Werner HIRSCH hatte und obwohl die Dokumente, die das Hauptanklagematerial gegen Gen. THÄLMANN darstellen, von Werner HIRSCH geschrieben wurden, wurde er aus dem Lager freigelassen und reiste in die UdSSR aus.

Als W. HIRSCH die Tatsache seiner Freilassung erklärte, sagte er, daß das angeblich gemacht wurde, um einen für die Regierung und für die Polizei unvorteilhaften Zeugen auszuschalten. W. HIRSCH erklärte bezeichnenderweise dazu in seiner Broschüre über die Lagerhaft: „Um mich, einen unbequemen Zeugen der Verteidigung loszuwerden, ließ man mich am Vorabend des THÄLMANN-Prozesses unerwartet frei. Auf dieselbe Weise wurde man einen anderen unbequemen Zeugen BIRCKENHAUSER[102] *bereits während des Reichstagsbrandprozesses los. Er wurde freigelassen und man erlaubte ihm die Ausreise aus Deutschland."*

Dieser Absatz der Broschüre W. HIRSCHS ist verständlicherweise darauf gerichtet, seine Freilassung in den Augen der KPD und der Komintern zu rechtfertigen. Zu dieser Erklärung W. HIRSCHS richtete BIRCKENHAUSER, Erich,[103] *an die Internationale Kontrollkommission einen Protest und erklärte, daß die Behauptung HIRSCHS, daß ihm erlaubt worden sei, aus Deutschland ungehindert auszureisen, absolut falsch sei, daß er nach der Freilassung sich dreimal wöchentlich bei der Polizei melden mußte und ins Saargebiet illegal mit falschen Dokumenten ausreiste.*

7. Als W. HIRSCH die Tatsache seiner Freilassung begründete, übergab er der Kaderabteilung der Komintern den Brief seiner Mutter, in dem es zur Freilassung hieß: „Ich

101 Mit „Trude" ist Gertrud Staak (Taube) gemeint. Sie wurde am 21. Dezember 1937 aus der KPD ausgeschlossen, durch die Internationale Kontrollkommission der Komintern wurde eine langjährige Untersuchung gegen sie durchgeführt. 1938 unternahm sie mit ihrer Tochter einen Selbstmordversuch. Zu ihrer parteiamtlichen Verfolgung vgl. RGA, F. 505, op. 1, d. 76, Bl. 127 f.

102 Das ist Erich Birkenhauer.

103 Das ist Erich Birkenhauer, seit 1924 KPD-Mitglied, 1932 Sekretär Thälmanns, 1933 Haft in Deutschland, 1934 Sowjetunion, verhaftet am 22. November 1937, am 21. Juli 1939 vom MKOG zu zwölf Jahren Gefängnis verurteilt, am 11. September 1941 im Orlover Gefängnis vom MKOG zum Tode verurteilt und erschossen. Vgl. RGA, F. 495, op. 205, d. 5347; NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 15310.

benutzte alle meine Verbindungen und Verwandten wie BISMARCK, HINDENBURG sowie eine englische Cousine. Mir waren allen Türen offen und genauso liebenswürdig waren zu mir die Frauen der Minister." Es gibt also keinen Zweifel daran, daß W. HIRSCH aus dem Lager mit direkter Hilfe von Reichswehrkreisen freigelassen wurde, zu denen er, wahrscheinlich durch die Mutter, Verbindungen hatte.

Auf Grund der oben angeführten Umstände muß man die Erklärungen des früheren Leiters des Nachrichten- und Abwehrapparats der KPD KIPPENBERGER ernsthaft und aufmerksam betrachten. Diese Materialien laufen auf das Folgende hinaus:

1) In der ersten Hälfte 1932 erhielt der Abwehrapparat einige Berichte, daß das Informationsbüro des Reichswehrministeriums über die inneren Angelegenheiten der Parteiführung systematisch informiert wird. KIPPENBERGER behauptete, daß diese Berichte als Grundlage für Gespräche mit dem Gen. THÄLMANN über einen möglichen Informanten des Reichswehrministeriums dienten, wobei als ein möglicher Agent der Reichswehrkreise W. HIRSCH genannt wurde. Nach dem Bericht KIPPENBERGERS wiesen darauf sowohl die bekannten Verbindungen W. HIRSCHS zu Reichswehrkreisen wie auch seine Lebensweise und der Wunsch, über alles informiert zu werden, hin. Außerdem erklärte KIPPENBERGER, daß der Verdacht gegen W. HIRSCH insbesondere durch folgende Umstände hervorgerufen wurde:

a/ durch die vertrauliche Art der Informationen, die ins Reichswehrministerium gelangten, die nur eine Person liefern konnte, die dem engsten Kreis der KPD-Führung nahestand;

b/ durch die soziale Abstammung W. HIRSCHS[104] (verwandtschaftliche Verbindungen zu Reichswehrkreisen sowie zum Adel durch die Mutter) und das auffallende und aufdringliche Interesse von HIRSCH für die Arbeit des Nachrichten- und Abwehrapparats der KPD, besonders für spezielle Informationen des Reichswehrministeriums. Nach den Worten KIPPENBERGERS bezweifelte THÄLMANN die Möglichkeit des Verrats durch W. HIRSCH und verlangte eine ganz genaue Untersuchung, insbesondere weil die Gruppe HEINZ Heimann[105] seinerzeit W. HIRSCH sehr heftig angriff.

Werner HIRSCH brachte KIPPENBERGER einige Male Informationen aus dem Reichswehrministerium, die entweder als lügenhaft oder als Geschwätz bewertet wurden. Das diente aber als Anlaß dafür, W. HIRSCH nach seinen Verbindungen mit den Kreisen aus dem Reichswehrministerium zu fragen. W. HIRSCH erklärte in diesem Zusammenhang, daß er durch eine Cousine angeblich mit SCHLEICHER verwandt ist. Die Partei wußte früher nichts von dieser Cousine.

2) Ende 1932 wurden die Mitarbeiter des Parteiapparats HEINER-MAYER[106] und

104 In der exkludierenden Sprache der proletarischen Genealogie gehörte Werner Hirsch zu den „klassenfremden Elementen".

105 Das ist Heinz Neumann. Der Kompilator des NKWD war offensichtlich mit der KPD-Geschichte wenig vertraut, sonst wäre ihm die Verwandlung von „Heinz Neumann" zu „Heimann Heinz" nicht unterlaufen.

106 Heinrich Meyer, geb. 22. Mai 1904, 1923 KPD, Redakteur, Mitglied der Hamburger Bürgerschaft, 1932 Mitarbeiter Thälmanns, zusammen mit John Schehr Ende 1932 verhaftet, wurde 1933 ins KZ überstellt, am 1. September 1934 aus dem KZ Lichtenburg entlassen, Flucht nach Paris, dort Mitarbeiter des Politbüros, kam Anfang Februar 1935 nach Moskau, 1935 Sekretär des Politbüros der KPD, 1936 Gehilfe des EKKI-Sekretärs Wilhelm Florin, am 3. August 1937 verhaftet, vom MKOG am 3. September zum

JOHNY-SCHEHR[107] *verhaftet und später erhängt.*[108] *Es wurde genau festgestellt, daß diese Verhaftungen nicht auf die Polizei, sondern auf das deutsche Reichswehrministerium zurückzuführen sind, die diese Mitarbeiter des Sekretariats der Partei nur mit Hilfe eines Agenten-Provokateurs, der den führenden Parteikreisen nahestand, aufspüren konnte.*

3) Mitte Februar 1933 kam es nach der Machtergreifung durch HITLER zu einem verdächtigen Zwischenfall. Die Parteiführung erhielt durch den Nachrichtenapparat ein Stenogramm[109] *einer geheimen Rede HITLERS vor den Generälen des Reichswehrministeriums. Es wurde wegen der großen politischen Bedeutung dieser Rede, die die Militärpolitik des Hitlerregimes betraf, beschlossen, den Inhalt einiger Abschnitte dieser Rede durch die ausländische bürgerliche Presse offen auszunutzen. Dieser Beschluß wurde aber nicht verwirklicht. Die Parteiführung erfuhr, daß das Reichswehrministerium davon unterrichtet ist, daß sich das Stenogramm der Rede HITLERS im Politbüro des ZK der KPD befindet. Es wurde bei der Behandlung dieses Zwischenfalls festgestellt, daß W. HIRSCH vom Bestehen des Stenogramms wußte, wobei es sich herausstellte, daß er das Vorhandensein dieses Stenogramms einer dritten Person mitteilte. W. HIRSCH gab zu, daß er ohne Wissen der Partei über dieses Stenogramm mit einem ausländischen Journalisten gesprochen habe, um angeblich seine Veröffentlichung in der Presse abzumachen.*

Obwohl beim NKWD diese umfangreichen „Informationen" vorlagen, wurde Werner Hirsch nach seiner Verhaftung am 4. November 1936 von dem NKWD-Untersuchungsführer Revsin, stellvertretender Leiter des 1. Referats der 3. Abteilung der Hauptverwaltung Staatssicherheit des NKWD und Militäringenieur 3. Ranges, nur in zwei kurzen, handschriftlich aufgezeichneten „Verhören" vernommen. Während dieser „Verhöre" reduzierte der in der NKWD-Hierarchie nachgeordnete Untersuchungsführer die in dem vorstehenden „Agentur-Bericht" zusammengetragenen „Vorwürfe" auf die Frage nach Hirschs Haftentlassung, auf seine „Beziehungen" zu Elsa und Hermann Taubenberger, Erich Wollenberg und Zenzl Mühsam. Durch die bereits vorliegenden „Aussagen" von Elsa und Hermann Taubenberger,[110] die auch der NKWD-Untersuchungsakte von Werner Hirsch beiliegen, konnte der NKWD-Offizier alle für ihn

[Forts. von Anm. 106]
Tode verurteilt und in Butovo erschossen. Zur Biographie vgl. RGA, F. 495, op. 205, d. 6179; NKWD-Untersuchungsakte, Nr. R 10643.

107 John Schehr, geb. 9. Februar 1896, 1912 SPD, 1920 KPD, 1925 Kandidat des ZK der KPD, 1932 Reichstagsabgeordneter und Mitglied des Politbüros der KPD, verhaftet am 20. November 1932, als Reichstagsabgeordneter aus der Haft entlassen, nach der Verhaftung Thälmanns im März 1933 faktischer Leiter der KPD, Ende November 1933 in Berlin verhaftet, nach schweren Foltern am 22. Februar 1934 mit drei weiteren KPD-Funktionären von der Gestapo erschossen.

108 Dem NKWD-Kompilator war anscheinend weder die Biographie Heinrich Meyers noch die Erschießung John Schehrs bekannt.

109 Der Text der Hitlerrede vom 3. Februar 1933 wurde von den Töchtern des Generals Hammerstein mitstenographiert. Eine kommentierte Edition dieser nach Moskau übermittelten Hitlerrede wird durch den Verf. vorbereitet. Hitlers Rede vor hochrangigen Reichswehroffizieren ist bisher nur als kurze Notiz des Generalleutnants Liebman überliefert. Vgl. zuletzt dazu Ian Kershaw, Hitler. 1889–1936, Stuttgart 1998, S. 559–561.

110 Während des Rehabilitierungsverfahrens von Werner Hirsch wurde in einem Gutachten des Hauptmilitärstaatsanwalts 1959 angeführt, daß beide diese „Aussagen" widerriefen.

unübersichtlichen und ausufernden Fragenkomplexe[111] aussparen, die zudem in den umfangreichen NKWD-Verhören gegen Hans Kippenberger[112] bereits „protokolliert" waren. Während der NKWD-Untersuchung gegen Hans Kippenberger wurde Werner Hirsch am 11. Januar 1937 dann Hans Kippenberger gegenübergestellt und am 14. Januar 1937 erneut zu Kippenberger vernommen. Für Gegenüberstellungen[113] verwendete das NKWD jene Häftlinge, deren Aussagen sich widersprachen und die sich wechselseitig belasteten.

Vom Hauptmann der Staatssicherheit Volynskij, Gehilfe des Leiters der 3. Abteilung, wurde nun Hans Kippenberger angeklagt, daß er „seit 1929 Agent und Provokateur der Abwehrabteilung der Reichswehr" gewesen sei und zur Verhaftung Thälmanns beigetragen habe. Im Urteil des Militärkollegiums des Obersten Gerichts vom 3. Oktober 1937 wurde dieses NKWD-Konstrukt, das durch die „Aussagen" von Werner Hirsch und Leo Roth begründet wurde, noch um die phantastischen Vorwürfe erweitert, daß Hans Kippenberger „im Auftrage des Abwehrchefs Spionage und terroristische Arbeit" betrieb und zudem der „antisowjetischen terroristischen Organisation" in der Komintern angehörte. Gegen diese angebliche „Anti-Komintern Verschwörung in der Komintern", der neben den EKKI-Sekretären Bela Kun, Ossip Pjatnickij und Wilhelm Knorin zahlreiche Mitarbeiter des EKKI-Apparats und Hunderte von nach Moskau emigrierten Funktionären kommunistischer Parteien zugerechnet wurden, bereitete 1937/38 das NKWD einen weiteren Schauprozeß[114] vor.

Während im Fall Hans Kippenberger zahlreiche Verhöre ausführlich „protokolliert" wurden, reduzierte der NKWD-Untersuchungsführer Revsin das Schnellverfahren gegen Werner Hirsch darauf, das Konstrukt des „konterrevolutionären trotzkistischen Blocks", der „Anschläge" organisiert habe, durch die „Aussagen" von Elsa und Hermann Taubenberger auf Werner Hirsch zu übertragen. Werner Hirsch weigerte sich jedoch auch in dem „Protokoll" eines Verhörs, das am 17. Juni 1937 durchgeführt wurde, diese „Verbindung" und „Blockbildung" zu gestehen. Im ersten „Protokoll" vom 23. November 1936 beschränkte sich der NKWD-Untersuchungsführer, der wohl die detaillierten Vorinformationen des „Agentur-Berichts" kaum nachvollziehen konnte, auf einen allgemeinen Vorwurf und befragte Hirsch nur über dessen Entlassung aus dem KZ:

„Protokoll" des Verhörs von Werner Hirsch, 23. November 1936[115]

Frage: Sie sind beschuldigt, im Auftrage der deutschen geheimen Staatspolizei die gegenrevolutionäre Tätigkeit ausgeübt zu haben. Geben Sie zu, daß Sie daran schuldig sind?

111 Zum Beispiel Verhaftung Thälmanns, Verbleib des Archivs von Hirsch, Verhalten vor dem Reichsgericht, Verbindung zur Reichswehr etc.

112 NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10960.

113 Für Gegenüberstellungen wurden häufig Häftlinge benutzt, deren Widerstand nach erlittenen Foltern gebrochen war und die bereit waren, alle verlangten „Geständnisse" zu liefern.

114 Vgl. dazu Reinhard Müller: Der Fall des Antikomintern-Blocks – ein vierter Moskauer Schauprozeß. in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung,* 1996, S. 187–214; M. M. Pantelejev, Repressii v kominterne (1937–1938 gg.), in: *Otečestvennaja istorija,* 1996, Nr. 6, S. 161–168; Vladimir Pjatnickij, Zagovor protiv Stalina, Moskau 1998.

115 NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10950, Bl. 11 und 11a. Handschrift eines NKWD-Mitarbeiters.

Antwort: Nein, ich gebe das nicht zu.

Frage: Erzählen Sie, wie Sie 1934 von den deutschen Behörden freigelassen wurden?

Antwort: Für meine Entlassung aus dem Haft waren folgende Personen eingetreten: meine Mutter, die verwandschaftliche Beziehungen mit den Hindenburgs hat, und zwar: von Alt-Stutterheim; meine Cousine von Nordamerika, Iris Garst-Kollmorgen, eine Mitarbeiterin der „New York Times". Meine Mutter besuchte öfters die Gestapo, hat auch einen Brief an Hitler geschrieben, wie ich nach meiner Ankunft in Moskau erfahren habe. Diese Mitteilung meiner Mutter habe ich sofort weitergegeben. Meiner Auffassung nach ist meine Entlassung das Resultat des Zusammenwirkens folgender Umstände: 1) Rücksicht der Gestapo auf die Auslandspresse, 2) Wunsch, mich als Zeugen für den Thälmann-Prozeß auszuschalten, 3) Wunsch der Gestapo, mich durch meine überraschende Entlassung zu diskreditieren und der KPD Schwierigkeiten zu machen, 4) Berücksichtigung der verwandschaftlichen Beziehungen meiner Mutter durch die Gestapo.

Werner Hirsch[116]

Es verhörte: Stellvertr. Leiter des 9. Referates der Sonderabteilung GUGB[117]

Für das zweite Verhör konnte der NKWD-Untersuchungsführer auf die Texte der „Protokolle" von Elsa und Hermann Taubenberger[118] zurückgreifen, die in maschinenschriftlicher Abschrift der NKWD-Untersuchungsakte von Werner Hirsch beigefügt sind. In dem vergleichsweise kurzen, handschriftlich angefertigten „Protokoll" wird Hirsch zu seinen „Verbindungen" sowie zu den politischen „Einstellungen" von Zenzl Mühsam und von Elsa und Hermann Taubenberger befragt. Mit der scheinbar unvermittelten Frage nach einem geplanten Attentat gegen Hitler versuchte der NKWD-Untersuchungsführer, eine Brücke zu den angeblich geplanten Anschlägen gegen die Leitung der Komintern und das ZK der KPdSU(B) herzustellen. Die auch in dem NKWD-Dossier erwähnten Thesen „Unser Kampf um den revolutionären Sturz der faschistischen Diktatur und um ein freies sozialistisches Sowjetdeutschland",[119] die Hirsch im Februar 1933 verfaßt hatte, komprimierte der NKWD-Untersuchungsführer zu einem geplanten Attentat gegen Hitler.

„Protokoll" des Verhörs von Werner Hirsch, 17. Juni 1937[120]

Frage: Sind Ihnen Taubenbergers bekannt?

Antwort: Ja, ich kenne dem Namen nach die ehemaligen Mitglieder der KPD Taubenberger und seine Frau, die an der Münchener Räterepublik beteiligt waren.

Frage: Sind Taubenbergers Ihnen in der Sowjetunion begegnet?

116 Unterschrift von Werner Hirsch.

117 GUGB, d. i. Hauptverwaltung der Staatssicherheit.

118 NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 49570.

119 Hirsch betonte vor seiner Verhaftung in mehreren Stellungnahmen, daß diese „Thesen" im „Auftrag des Sekretariats" verfaßt wurden und sich „restlos mit der politischen Linie" deckten, die Thälmann auf der Tagung in Ziegenhals verkündet hatte. RGA, F. 495, op. 205, d. 6400, I, Bl. 164.

120 NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10950, Bl. 26 f. Handschrift eines NKWD-Mitarbeiters. Nach jeder Antwort Unterschriften von Werner Hirsch.

Antwort: Nein, ich habe nur von Zenzl Mühsam erfahren, daß beide Taubenbergers in Moskau sind und mit ihr verkehren. Vielleicht war die Rede nur über den Verkehr Zenzl Mühsams mit Frau Taubenberger.

Frage: Wie war Zenzl Mühsam politisch eingestellt?

Antwort: In Prag stand Zenzl Mühsam unter starkem Einfluß von Erich Wollenberg, dem bekannten Trotzkisten, und war sehr feindlich gegen die KPD und die Sowjetunion eingestellt. Das war 1934.

Frage: Wie waren Taubenbergers politisch eingestellt?

Antwort: Wie ich von dem Neffen von Zenzl Mühsam erfahren habe, sind Taubenbergers trotzkistisch eingestellt.

Frage: Welche Beziehungen hatten Sie zu Wollenberg?

Antwort: Ich hatte zu Wollenberg gar keine Beziehungen. Als ich in der KPD arbeitete, gehörte er zur Neumann-Fraktion und wurde nach meinem Vorschlag aus der Redaktion der „Roten Fahne" entfernt. In Prag 1934 sah ich ihn ein Mal bei Zenzl Mühsam. Ich schrieb ihr danach, sie solle sich von ihm trennen, da ich sonst sie nicht besuchen könne. Ich habe Wollenberg seitdem nie mehr gesehen, noch mit ihm korrespondiert. Vielleicht habe ich ihn entfernt in einer Prager Straße noch einmal gehen sehen.

Frage: Wem haben Sie den Vorschlag gemacht, mit einem Attentat gegen Hitler vorzugehen?

Antwort: Ich habe nie jemandem solche oder ähnliche Vorschläge gemacht.

Frage: Hier ist in den Aussagen von Taubenberger, Hermann, und Elsa Taubenberger gesagt worden, daß Sie mit Erich Wollenberg und Albert Zenari zusammen den gegenrevolutionären trotzkistischen Block gebildet hätten, um einen Anschlag auf die Leitung der Komintern und das ZK der KPdSU(B) zu organisieren. Bestätigen sie diese Aussagen?

Antwort: Nein, ich bestreite das kategorisch, das widerspricht vollkommen den Tatsachen.

Es verhörte: Stellvertr. Leiter des 1. Referats der 3. Abteilung GUGB

[Unterschrift]

Für das NKWD-Verhör von Werner Hirsch konnte auch auf eine „Aussage" des besonders geständnisfreudigen und phantasievollen Karl Radek[121] zurückgegriffen werden. In dem „Protokoll" vom 15. Juni 1937, das Radek zugeschrieben wurde, nahm das NKWD „Antworten" auf, die zur Vorbereitung des Schauprozesses gegen den inzwischen verhafteten Jagoda[122] benötigt wurden. Karl Radek wurde nach seiner Verurteilung zu zehn Jahren Haft im Januar 1937 noch weiter verhört:

121 Karl Radek war am 30. Januar 1937 zu zehn Jahren Haft verurteilt worden und wurde zur Vorbereitung des dritten Schauprozesses erneut „verhört", d. h., mit seiner Mithilfe wurden vom NKWD „Protokolle" verfertigt.

122 Jagoda wurde bereits am 26. September 1936 durch Ježow als NKWD-Chef abgelöst, im April 1937 verhaftet, am 13. März 1938 zum Tode verurteilt und am 15. März 1938 erschossen.

AUSZUG AUS DEM VERHÖRPROTOKOLL
RADEK Karl Bernardowitsch
vom 15. Juni 1937

Während eines Treffens mit JAGODA 1936 interessierte er sich für den ehemaligen Sekretär THÄLMANNS, Werner HIRSCH. Nach JAGODAS Bericht sprach Werner HIRSCH davon, Menschen nach Berlin zu schicken, um HITLER zu ermorden und gab diese Idee für einen Auftrag THÄLMANNS aus. Ich antwortete, daß Werner HIRSCH ein faschistischer Agent sei, wenn man seine Vergangenheit und die Bedingungen der Flucht aus dem Gefängnis berücksichtigt. *Ich wies dabei darauf hin, daß, wenn er von der Vorbereitung eines Attentats auf HITLER spriche, dann offensichtlich folgenden Plan meine: wenn sich HITLER entscheide, einen Krieg zu beginnen, werde er mit Hilfe der von HIRSCH aus Moskau geschickten Personen ein mißlungenes Attentat auf sich veranstalten. Das werde der Vorwand sein, um ein Ultimatum zu stellen: „Liquidierung der Komintern oder Krieg".*

Richtig: [Unterschrift]

Die absurden „Aussagen" Radeks zielten dabei weniger auf Werner Hirsch als auf den inzwischen verhafteten NKWD-Chef Jagoda, der in der verqueren „Logik" des NKWD als Mitwisser eines Plans für ein „mißlungenes Attentat" auf Hitler benannt werden sollte. Radek, der die Moskauer Gerüchte über Hirschs Haftentlassung kannte und zugleich die „Algebra der Geständnisse" beherrschte, verfiel auf Hirsch als Initiator und lieferte zugleich die vertrackte „Erklärung" für ein geplantes und mißlungenes „Attentat", das wiederum als Vorwand für ein weitreichendes Ultimatum Hitlers dienen sollte. Dieses windungsreiche Szenario, das Radek und die Verhörspezialisten des NKWD ausgeheckt hatten, fand im Schauprozeß 1938 gegen Jagoda jedoch keine Verwendung. Jagoda[123] wurde hier von Vyšinskij beschuldigt und lieferte auch das gewünschte „Geständnis", daß er die Ermordung des früheren GPU-Chefs Menžinskij, des Schriftstellers Maxim Gorki, der Politbüromitglieder Kirov und Kuibyšev wie auch den „geplanten" Mord an Ježow angestiftet habe oder an diesen „verruchten Plänen" direkt beteiligt gewesen sei.

Unter Einbeziehung der phantasievollen „Geständnisse" Radeks verfaßte der NKWD-Untersuchungsführer Revsin eine zweiseitige Anklageschrift gegen Werner Hirsch, die im üblichen bürokratischen Verfahren vom Leiter der 3. Abteilung der HVSS Aleksandr Minaev-Cikanovskij[124] und am 30. September 1937 auch durch den Staatsanwalt Vyšinskij „bestätigt" wurde. Da inzwischen Hans Kippenberger in einer umfangreichen NKWD-Untersuchungsakte als „Agent der Reichswehr" in der KPD-Führung beschuldigt wurde, ließ Revsin diese „Beschuldigung" gegen Hirsch fallen, nicht zuletzt wohl auch, um dadurch keine weiteren Verhöre durchführen zu müssen und um

123 Vgl. Prozeßbericht über die Strafsache des antisowjetischen „Blocks der Rechten und Trotzkisten". Verhandelt vor dem Obersten Militärkollegium der UdSSR vom 2. bis 13. März 1938. Hrsg. vom Volkskommissariat für Justizwesen der UdSSR, Moskau 1938, S. 23–30.

124 Minaev wurde am 25. Februar 1939 zum Tode verurteilt und erschossen.

den „Fall" Hirsch abzuschließen. Für die Konstruktion der Anklageschrift benutzte Revsin – nach einem immer wieder verwandten Muster – die feststehende NKWD-Eingangsbehauptung, daß 1936 in Moskau eine von Max Hoelz und Erich Wollenberg gebildete „trotzkistische Terrororganisation" bereits liquidiert wurde. Mit den vorliegenden „Geständnissen" von Elsa und Hermann Taubenberger konnte der NKWD-Untersuchungsführer dann Werner Hirsch zum „Teilnehmer" der von Wollenberg geschaffenen „Terrororganisation" machen. Obwohl sich Werner Hirsch immer noch weigerte, das verlangte Schuldgeständnis zu liefern, übergab die 3. Abteilung der Hauptverwaltung der Staatssicherheit des NKWD die Anklageschrift[125] an das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR.

„BESTÄTIGE":
LEITER DER 3. ABTLG. DER HVSS
DES NKWD
KOMMISSAR DER STAATSSICHERHEIT
DES 3. RANGS:
(MINAEV)

„BESTÄTIGE":
STAATSANWALT DER UDSSR
(VYŠINSKIJ)

30. IX. 37

ANKLAGESCHRIFT

Im Untersuchungsfall Nr. 10950 zur Anklage von HIRSCH, Werner, wegen der in dem Art. 58 P[unkte] 8, 10 und 11 des StGB der RSFSR vorgesehenen Verbrechen.

Die HVSS des NKWD der UdSSR erhielt die Information, daß Werner HIRSCH, ehemaliger Sekretär des Gen. THÄLMANN, während seines Aufenthalts in der Emigration mit dem Mitglied des Prager trotzkistischen, terroristischen Zentrums Erich WOLLENBERG verbunden war sowie daß er Agent des Abwehrdienstes der Reichswehr ist und Gen. THÄLMANN der Polizei auslieferte.

Auf Grund dessen wurde Werner HIRSCH verhaftet.

Im Laufe der Untersuchung entfiel die Anklage gegen Werner HIRSCH als Agent des Abwehrdienstes.

Ende 1936 wurde in Moskau eine trotzkistische Terrororganisation deutscher Politemigranten liquidiert, der Hermann TAUBENBERGER, Elsa TAUBENBERGER, Albert ZENARI, Rudolf MARGIES u. a. angehörten. Sie wurde von Erich WOLLENBERG geleitet, dem es gelang, ins Ausland zu flüchten.

Hermann TAUBENBERGER und Else TAUBENBERGER sagten während der Untersuchung aus, daß Erich WOLLENBERG sie davon unterrichtet habe, daß der von ihm geschaffenen Organisation Werner HIRSCH, der ehemalige Sekretär THÄLMANNS, beigetreten sei (Sachbl. 13–14, 20, 22).

Der Verurteilte Karl RADEK sagte außerdem aus, daß JAGODA ihm berichtet habe, daß Werner HIRSCH vorgeschlagen habe, einen Terrorakt gegen Hitler zu organisieren. RADEK hält das für den Beweis, daß Werner HIRSCH ein faschistischer Agent und Provokateur ist (Sachbl. 25).

125 NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10950, Bl. 30 f. und 35 f.

Auf Grund dessen wird HIRSCH, Werner Walterowitsch, geb. 1899 in Berlin, Deutscher, ohne Staatsangehörigkeit, Journalist, mit mittlerer Schulbildung, vor der Verhaftung KPD-Mitglied,

ANGEKLAGT,

daß er Teilnehmer der trotzkistischen Terrororganisation war, d. h. wegen eines in dem durch die Art. 58 Punkt 8, 10 und 11 des StGB der RSFSR vorgesehenen Verbrechens.

Werner HIRSCH leugnet seine Schuld hinsichtlich des ihm zur Last gelegten Verbrechens. Er erklärt, daß er mit WOLLENBERG in Prag unmittelbar nach seiner Freilassung aus dem Konzentrationslager verbunden gewesen sei, weil er sein politisches Gesicht nicht gekannt habe. Eine weitere Verbindung mit WOLLENBERG leugnet W. HIRSCH.

Der Fall zur Anklage gegen Werner HIRSCH ist auf Grund des Obigen durch das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR unter Anwendung des Gesetzes vom 1. Dezember 1934 zu verhandeln.

GEH. DES LEITERS DER 1. ABT. DES III. REFERATS DER HAUPTVERWALTUNG FÜR STAATSSICHERHEIT DES NKWD MILITÄRINGENIEUR 3. RANG (REVSIN)

GESCH. LEITER DER 1. ABT. DES III. REFERATS DER HAUPTVERWALTUNG FÜR STAATSSICHERHEIT DES NKWD HAUPTMANN DER STAATSSICHERHEIT: (NEIDMANN)

Wenige Wochen nach der Erstellung der Anklageschrift durch das NKWD fand vor dem Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR am 10. November 1937 eine „Verhandlung" statt, die wie in anderen Fällen auch allenfalls zehn bis fünfzehn Minuten dauerte. Solche Verhandlungen liefen unter Ausschluß der Öffentlichkeit nach einem Schema ab, das den Anschein der Justizförmigkeit erzeugen sollte und ebenfalls protokolliert[126] wurde. Der Gerichtsvorsitzende befragte den Angeklagten zur Person und danach, ob ihm die Anklageschrift ausgehändigt worden sei. Danach vermerken die „Protokolle" der Gerichtsurteile, daß dem Angeklagten seine Rechte vor Gericht sowie die personelle Zusammensetzung des Gerichts erklärt worden seien. Nach der Verlesung der Anklageschrift wurde dem Angeklagten noch die Frage gestellt, ob er sich schuldig bekenne. Werner Hirsch[127] und manche NKWD-Häftlinge besaßen in den unter Ausschluß der Öffentlichkeit ablaufenden Verfahren auch nach monatelanger Haft und Folter noch die Kraft, ihre „Schuld" zu verneinen und ihre erfolterten „Geständnisse" zu widerrufen. Angesichts der absehbaren Verurteilung, der Aussichtslosigkeit des Verfahrens und ihrer bedrohten Angehörigen bekannten sich jedoch auch

126 Das Urteilsprotokoll zu Werner Hirsch kann hier nur in der Kurzform aus der NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 9871, Bl. 10, wiedergegeben werden. Für das großangelegte Untersuchungsverfahren zum „Antikominternblock" wurden zahlreiche Anklageschriften und Urteile in verkürzter Abschriften herangezogen.

127 Werner Hirsch erklärte vor Gericht sich nicht für schuldig, wie aus einem Gutachten der Militärstaatsanwaltschaft aus dem Jahre 1959 hervorgeht. Vgl. Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR, Beschluß 4n-1476/59, 30. Juli 1959; NKWD-Untersuchungsakte Nr. 10950, Bl. 109 f.

viele Häftlinge schuldig. Das Militärkollegium verließ dann den Saal, kam sofort wieder zurück und verlas das in Serienproduktion vorgefertigte Urteil:

URTEIL

IM NAMEN DER UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJETREPUBLIKEN
DAS MILITÄRKOLLEGIUM DES OBERSTEN GERICHTS DER UNION DER SSR
Bestehend aus:
Vorsitzender: Divisionsmilitärjurist Gen. GORJAČEV
Beisitzer: Brigademilitärjuristen Gen. SARJANOV und PREOBRAŽENCEV
Sekretär: Militärjurist 1. Ranges Gen. KONDRAT'EV

hat in der Gerichtssitzung vom 10. November 1937, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, in Moskau den Fall aufgrund der Anklage gegen HIRSCH, Werner Walterowitsch, geb. 1899 in Berlin, Journalist, in den durch die Art. 58-8, 58-10, 58-11 des StGB der RSFSR vorgesehenen Verbrechen verhandelt.

Durch die Vor- und gerichtliche Untersuchung wurde festgestellt, daß HIRSCH, der Mitglied der KP Deutschlands war und in Moskau arbeitete, während dieser Zeit mit dem aktiven Mitglied der trotzkistischen Spionage-, Diversions- und Terrororganisation, dem Gestapoagenten WOLLENBERG verbunden war, über die terroristische Tätigkeit der genannten Organisation unterrichtet war und ihre terroristischen Methoden des Kampfes gegen die Führer der Partei und des Sowjetstaates unterstützte.

Es wurde festgestellt und Hirsch wurde also für schuldig befunden wegen der Ausübung der in den Art. 58-8 und 58-11 des StGB der RSFSR genannten Verbrechen.

Auf Grund des Obigen und unter Anwendung der Art. 319 und 329 der StPO der RSFSR hat das Militärkollegium des Obersten Gerichts der UdSSR

VERURTEILT:

HIRSCH, Werner Walterowitsch, zu Freiheitsentzug für zehn Jahre, mit Beschlagnahme seines ganzen persönlichen Vermögens.

Die Haftzeit HIRSCHS beginnt mit dem 4. November 1936.

Das Urteil ist endgültig und unterliegt keiner Berufung.

Nach dem Urteil des Militärkollegiums wurde Werner Hirsch auf die berüchtigte Gefängnisinsel Solovki transportiert, wo er im NKWD-Gefängnis auch auf den Mithäftling Karlo Stajner traf. Dieser berichtete in seinen Erinnerungen[128] über den „heldenhaften Kampf", den Werner Hirsch, der auch in der Gefängnishaft noch an Stalin glaubte,[129] gegen das „Mordregime" im Gefängnis Muksumala führte. Nach Hungerstreiks wurde Hirsch das Opfer zahlreicher Schikanen der NKWD-Wachmannschaften. Allein während des Jahres 1938 wurde Hirsch mit 105 Tagen Einzelhaft im Karzer bestraft. Wie der Mithäftling Stajner berichtet, konnte sich Hirsch kaum noch bewegen und war „so schwach, daß er meist auf den Spaziergang verzichten mußte". Seinem Mithäftling Stajner erzählte Hirsch von seiner Frau[130] und seinem Kind, „von denen er nicht wußte, wo sie waren und ob sie überhaupt noch lebten".

128 Karol Stajner, 7000 Tage Sibirien, Wien 1975, S. 72–74.
129 Dies berichtet zumindest Karol Stajner.

Über die weitere Haft von Werner Hirsch liegen zur Zeit keine Informationen vor. Nur sein Tod und der physische Zustand seines ausgezehrten Körpers wurde von Ärzten des NKWD wiederum in einem Protokoll festgehalten. In diesem ärztlichen „Gutachten" heißt es: „Der Tod von HIRSCH, W. W., 42 Jahre alt, ist auf Herzversagen zurückzuführen."[131]

Werner Hirsch starb am 10. Juni 1941 an den Folgen seiner jahrelangen Haft im Moskauer Butyrka-Gefängnis. Vielleicht hatte ihn auch das NKWD nach Moskau transportiert, um ihn wie andere Häftlinge nach Deutschland auszuliefern, oder man setzte Werner Hirsch neuen Foltern für eine weitere „Untersuchung"[132] aus.

130 Werner Hirschs Frau Emmy Luttermann und Tochter Manulea gelang es, über Mallorca in die USA zu emigrieren. Für die erteilten Vollmachten zur Akteneinsicht sei Manuela Edwards besonders gedankt.

131 NKWD-Untersuchungsakte, Nr. 10950, Bl. 37 f.

132 Auch der bereits zu fünfzehn Jahren Lagerhaft verurteilte Hugo Eberlein wurde Anfang 1941 nach Moskau zurücktransportiert und einer neuen „Untersuchung" ausgesetzt.

„Feste Burgen der Partei"?

Aufbau und Rolle der SED-Betriebsgruppen in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) 1946–1949*

Von Thomas Reichel

Die SED verfügte bei ihrer Gründung im April 1946 über 1,3 Millionen Mitglieder, deren Zahl sich bis Mitte des folgenden Jahres noch um eine halbe Million erhöhte.[1] Auch nach der Zwangsfusion von SPD und KPD konnte die nunmehrige Einheitspartei offensichtlich an die Entwicklung der beiden Vorgängerorganisationen „zu massenparteilichen Integrationszentren für die arbeitende Bevölkerung" anknüpfen.[2] Somit verfügte sie über ein enormes Potential, zumal eine (diffuse) antikapitalistische Grundstimmung in der SBZ weit über die Mitgliedschaft der Partei hinaus verbreitet war. Innerhalb weniger Jahre ist es der SED-Führung dann „gelungen", große Teile der Bevölkerung – nicht zuletzt die Arbeiterschaft – derart gegen sich aufzubringen, daß es im Juni 1953 zum Volksaufstand gegen das Ulbrichtregime kam. Das war u. a. darauf zurückzuführen, daß „am Anfang des ‚Arbeiter- und Bauernstaates' ein Akt der Destruktion stand, der mit der beanspruchten Anknüpfung an die Traditionen der sozialistischen Arbeiterbewegung zugleich deren Zerschlagung durch Zentralisierung, Uniformierung und Funktionalisierung beinhaltete".[3]

Darüber, wie dieser Prozeß konkret verlief, ist vieles bekannt. Manche durchaus wichtigen Aspekte hingegen gelten nach wie vor als Desiderata. Dazu zählt auch die Geschichte der Betriebsgruppen (BG) der SED. Es gibt weder für die hier zu behandelnde Phase der Sowjetischen Besatzungszone noch für die spätere Zeit einschlägige Veröffentlichungen, die sich explizit mit der Basis der diktatorischen Staatspartei befassen.[4] Diese Lücke zu schließen ist unbedingt notwendig, da die SED-Betriebsgruppen neben den Betriebsräten und den Betriebsgewerkschaftsgruppen die dritte wichtige Basisinstitution der Arbeiterbewegung in der SBZ darstellten. Der Erfolg oder Mißerfolg ihres Wirkens kann als unmittelbarer Gradmesser der Akzeptanz und Verankerung der

* Dieser Aufsatz ist im Rahmen eines dankenswerterweise von der Stiftung Volkswagenwerk geförderten Projektes an der Universität Potsdam (Lehrstuhl Zeitgeschichte, Professor Christoph Kleßmann) entstanden.

1 Günter Braun, Konturen, Probleme und Perspektiven der Arbeiterbewegung in der SBZ, in: Erobert oder befreit? Deutschland im internationalen Kräftefeld und die Sowjetische Besatzungszone (1945/46). Hrsg. von Hartmut Mehringer, Michael Schwarz und Hermann Wentker, München 1999, S. 163–187, hier S. 167.

2 Helga Grebing, Politische und soziale Probleme der Arbeiterklasse am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in: *IWK*, Jg. 22 (1986), S. 1–20, hier S. 7.

3 Christoph Kleßmann, Die „verstaatlichte Arbeiterbewegung". Überlegungen zur Sozialgeschichte der Arbeiterschaft in der DDR, in: Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing. Hrsg. von Karsten Rudolph und Christl Wickert, Essen 1995, S. 108–119, hier S. 110.

4 Vgl. ders., Die stilisierte Klasse. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Entstehungsphase der DDR (1945–1948), in: *Archiv für Sozialgeschichte* [künftig zitiert: *AfS*], Jg. 39 (1999), S. 19–71, hier S. 66 f.

SED in der „Arbeiterklasse" betrachtet werden. Außerdem bildeten die Betriebsgruppen – hier primär mit Bezug auf die Industriearbeiterschaft untersucht – für sämtliche produzierenden und nichtproduzierenden Betriebe, Verwaltungen und Institutionen in der SBZ/DDR ein grundlegendes Strukturelement, ohne dessen eingehende empirische Untersuchung die Etablierung, jahrzehntelange Existenz und auch der Zusammenbruch der SED-Diktatur kaum erklärt werden können. Denn es ist sicher unstrittig, daß die Kenntnis und Interpretation (normativer) Beschlüsse und Festlegungen der Führungszirkel von Partei und Staat keine hinreichende Grundlage zur Beschreibung der praktischen Durchsetzung und Ausübung ihrer Herrschaft bieten.

Die folgende Darstellung stützt sich im wesentlichen auf Akten aus dem Bestand des SED-Zentralsekretariats (ZS) und des brandenburgischen Landesvorstandes der Partei, auf die edierten Protokolle der 10. bis 15. Tagung des Parteivorstandes 1948[5] und die seit September 1946 monatlich erschienene Zeitschrift „Wille und Weg", das Funktionärsorgan des SED-Landesverbandes Groß-Berlin. Die letztgenannte Quelle ermöglicht es, einen Eindruck von den besonderen Schwierigkeiten der Berliner SED-Organisation – angesichts des Fortbestehens der SPD, der zunehmenden Aktivität der Unabhängigen Gewerkschafts-Opposition (UGO) und der unterschiedlichen Besatzungspolitik der vier Mächte in der vormaligen Reichshauptstadt – zu gewinnen. Die Überlieferung bezüglich der SED-Betriebsgruppen ist für die Jahre 1946/47 eher dünn und setzt erst ab 1948 mit größerer Intensität ein. Die naheliegende Vermutung, daß dies auf die zunächst nur sporadischen Bemühungen der Einheitspartei zur Errichtung betrieblicher Basisstrukturen zurückzuführen ist, erweist sich als richtig – wie unten zu sehen sein wird. Für die ersten Nachkriegsmonate bis zur Gründung der SED wurden keine speziellen Recherchen angestellt, weshalb sie einleitend nur ganz kurz angerissen werden.

Die ersten Betriebsgruppen der KPD waren bereits in den Sommermonaten und verstärkt ab Herbst des Jahres 1945 gebildet worden.[6] Die Kommunisten wollten damit ihren Führungsanspruch auf betrieblicher Ebene ganz unmittelbar durchsetzen, ohne dabei ausschließlich auf den zunächst noch relativ pluralistisch ausgerichteten FDGB angewiesen zu sein, zumal dessen Basisfunktionäre mehrheitlich der Sozialdemokratie entstammten. Ein wichtiges Ziel der KPD-Betriebsgruppen bestand ab Herbst 1945 darin, unter der Arbeiterschaft Stimmung für die Vereinigung der beiden Arbeiterparteien zu machen und im Hinblick auf diese Fusion mit der SPD möglichst starke eigene Strukturen aufzubauen, um die Politik der zukünftigen Einheitspartei an der Basis dominieren oder zumindest das traditionelle Übergewicht der Sozialdemokraten ausgleichen zu können. Dabei besaßen die Kommunisten insofern einen gewissen Vorsprung gegenüber der Sozialdemokratie, als sie bereits über einige Erfahrungen in der Betriebsgruppenarbeit aus der Zeit der Weimarer Republik verfügten.[7]

5 Entscheidungen der SED 1948. Aus den stenographischen Niederschriften der 10. bis 15. Tagung des Parteivorstandes der SED. Hrsg. von Thomas Friedrich u. a., Berlin 1995.

6 Für einige knappe Ausführungen zum Aufbau von KPD-Betriebsgruppen siehe: Günter Benser, Die KPD im Jahre der Befreiung. Vorbereitung und Aufbau der legalen kommunistischen Massenpartei (Jahreswende 1944/45 bis Herbst 1945), Berlin (Ost) 1985, S. 190 f.

7 Zu den KPD-Betriebsgruppen vor 1933 siehe: Heinrich August Winkler, Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930, 2., vollständig durchgesehene

Die diesbezüglichen Aktivitäten der KPD fanden seitens der anderen Parteien nur ein halbherziges Echo. Die Sozialdemokraten hatten zwar auf die Offensive der Kommunisten hin im November 1945 nachgezogen, beschränkten sich aber häufig auf die Wahl eines Betriebsgruppenobmanns, der gelegentlich zu Beratungen des jeweiligen Kreisvorstandes zu Betriebsangelegenheiten geladen wurde. Bis zur erzwungenen Vereinigung mit der KPD im Frühjahr 1946 kam es jedenfalls nicht mehr zum flächendeckenden Aufbau aktiver Betriebsstrukturen der SPD in der SBZ.[8]

Die Betriebsgruppen der CDU und der LDP können aus der Betrachtung herausfallen, weil sie erst 1948 von der SMAD zugelassen wurden und ihre Bedeutung wohl auch danach marginal blieb.[9] In der einschlägigen Literatur beispielsweise zur CDU werden sie kaum erwähnt. Auch in den Quellen, die im Rahmen dieses Projektes ausgewertet wurden, tauchen sie nur gelegentlich auf, z. B. im Zusammenhang mit Achtungserfolgen bei Betriebsgewerkschaftsleitungs-Wahlen in einzelnen Betrieben und als Projektionsfläche für die Mißerfolge der SED, die zuweilen auf die „Wühltätigkeit des Klassenfeindes" u. a. in Gestalt der beiden bürgerlichen Parteien zurückgeführt wurden, wie weiter unten noch zu sehen sein wird.

I. Die SED-Betriebsgruppen bis zum Frühjahr 1948

Das auf dem Vereinigungs- und SED-Gründungsparteitag im April 1946 beschlossene Statut nennt die Betriebsgruppen neben den Wohnbezirksgruppen als die unterste Gliederungseinheit der Partei und verpflichtet alle Genossen, in ihren Betrieben aktiv an der Arbeit der jeweiligen SED-Gruppe teilzunehmen.[10] In den „Richtlinien für den Aufbau

[Forts. von Anm. 7]
und korrigierte Aufl., Berlin und Bonn 1988, S. 450–452; Erika Kücklich und Stefan Weber, Die Rolle der Betriebszellen der KPD in den Jahren der Weimarer Republik, in: *Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung* [künftig zitiert: *BzG*], Jg. 22 (1980), S. 116–130; Ju. A. Lwunin, Aus der Geschichte der brüderlichen Verbindungen der Betriebsorganisationen der Leninschen Partei und der KPD (1924–1928), in: *BzG*, Jg. 20 (1978), S. 914–924. Wie der letztgenannte Artikel bereits vermuten läßt, war dieses Organisationsprinzip von der KPdSU eingeführt und nach entsprechenden Beschlüssen des III. und IV. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale (1921/22) Mitte der 1920er Jahre im Zuge der Stalinisierung der KPD durch die „deutsche Sektion" übernommen worden. – Der unter Umständen fruchtbare Vergleich mit der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation (NSBO) kann hier freilich nicht ausgeführt werden. Zur NSBO siehe: Michael Schneider, Unterm Hakenkreuz, Arbeiter und Arbeiterbewegung 1933 bis 1939, Bonn 1999, S. 159–167. Dort wird in Anm. 131 auf weitere Literatur verwiesen.

8 Vgl. Christoph Kleßmann, Betriebsparteigruppen und Einheitsgewerkschaft, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* [künftig zitiert: *VfZ*], Jg. 31 (1983), S. 272–307, insbes. S. 275.

9 Im Frühjahr 1948 ging der Zonenvorstand der CDU daran, Richtlinien für die Gründung von CDU-Betriebsgruppen zu erarbeiten, die am 12. Mai 1948 in der „Neuen Zeit" veröffentlicht wurden. – Einige Hinweise zur nachfolgenden Entwicklung der christdemokratischen Betriebsgruppen bis zu ihrer baldigen Auflösung Anfang der 1950er Jahre finden sich in: Michael Richter, Die Ost-CDU 1948–1952. Zwischen Widerstand und Gleichschaltung, Düsseldorf 1990, S. 323–328.

10 Parteistatut der SED, Paragraphen 8 und 9, in: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. I, Berlin (Ost) 1952, S. 13. Vgl. das auf dem X. Parteitag der KPD (Sektion der Kommunistischen Internationale) 1925 beschlossene (neue) Statut, in dem die „Betriebszelle" als „Grundlage der Parteiorganisation, ihr Fundament" bezeichnet wird (Paragraphen 12 bis 15). Abgedruckt in:

der Betriebsgruppen" vom September 1946 wurde festgelegt, daß „in allen Betrieben, in denen mindestens 3 Parteimitglieder arbeiten, Betriebsgruppen zu bilden" seien.[11] Weiterhin waren darin Regelungen u. a. zur Struktur der Parteigruppen und ihrer Vorstände (je nach Größe des Betriebes), zur Beitragskassierung, zur Aufstellung monatlicher Arbeitspläne und zur Schulung der Genossen im Betrieb getroffen worden. Eine klare inhaltliche Ausrichtung der Betriebsgruppenarbeit fehlte ebenso wie Aussagen über das Verhältnis der SED-Grundeinheiten zu den Betriebsräten, zur Gewerkschaftsgruppe und der Betriebsleitung. Eine erste Präzisierung in dieser Richtung erfolgte beispielsweise im Land Brandenburg, „einem allgemeinen Wunsch unserer Parteifunktionäre" entsprechend, im Frühjahr 1947 in Form eines „Zehn-Punkte-Arbeitsprogrammes", das insbesondere für die landeseigenen Betriebe gedacht war.[12] Ausgehend davon, daß die SED nicht nur die Verantwortung für die politische, sondern auch für die wirtschaftliche Entwicklung trage, wurde die „Vermehrung der Produktion [...] unter Wahrung der Belange der Arbeiterschaft" als die wichtigste Aufgabe der Betriebsgruppen bezeichnet. Sie sollten sich ferner für die Verbesserung der sozialen und kulturellen Betreuung der Betriebsangehörigen, für die besondere Förderung von Frauen und Jugendlichen, für die „Erfassung aller Belegschaftsmitglieder [...] im FDGB" sowie für eine „vorbildliche Zusammenarbeit [...] mit Betriebsrat, Betriebsleitung und Betriebsgewerkschaftsgruppe" einsetzen. Auf zentraler Ebene war es Wilhelm Pieck, der auf dem 2. SED-Parteitag Ende September 1947 eine Aufwertung und deutlichere inhaltliche Ausrichtung der Betriebsgruppenarbeit erkennen ließ, indem er die gesamte Parteiorganisation aufforderte, „ihr Fundament in die Betriebe zu verlegen und durch eine sehr gründliche Arbeit unserer Betriebsgruppen die Betriebsarbeiter in der Richtung des Kampfes um den demokratischen Einfluß auf die Wirtschaftsführung und die Produktion zu beeinflussen".[13] Dies geschah nicht zufällig zur selben Zeit, als der wenige Wochen danach veröffentlichte SMAD-Befehl Nr. 234 von der Besatzungsmacht mit den Spitzen von SED und FDGB beraten wurde.[14] In der Praxis war die SED zu diesem Zeitpunkt jedoch noch weit davon entfernt, auf die große Mehrheit der Arbeiterschaft in der SBZ mittels ihrer Betriebsgruppen einwirken zu können. Denn diese waren in den meisten Betrieben noch gar nicht vorhanden bzw. entwickelten in der Regel kaum nennenswerte Aktivitäten, was durch die nachfolgenden Beispiele und Zahlen eindeutig belegt wird.

[Forts. von Anm. 10]
Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus bei ZK der SED, Bd. VIII, Berlin (Ost) 1975, S. 171 ff., hier S. 173.

11 Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), DY 30/IV/2/5/229, Bl. 1–3.

12 Zehn-Punkte-Arbeitsprogramm der SED-Betriebsgruppen. Hrsg. vom SED-Landesverband Mark Brandenburg; beschlossen auf einer Konferenz „politischer und wirtschaftlicher Funktionäre" des Landesverbandes am 22. März 1947 in Potsdam. SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/230, Bl. 272 f.

13 Protokoll der Verhandlungen des 2. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. 20. bis 24. September 1947 in der Deutschen Staatsoper zu Berlin, Berlin [1947], S. 84 f.

14 Zum SMAD-Befehl 234 siehe: Klaus Ewers, Einführung der Leistungsentlohnung und verdeckter Lohnkampf in den volkseigenen Betrieben der SBZ (1947–1949), in: *Deutschland-Archiv* [künftig zitiert: *DA*], Jg. 13 (1980), S. 612–633.

Auf der Suche nach den Ursachen für die herbe Niederlage bei den Wahlen im Oktober 1946[15] benannte der SED-Landesvorstand Groß-Berlin als eine der „wichtigsten Schwächen [... die] mangelhafte politische und praktische Arbeit in den Betrieben, vor allem den Großbetrieben".[16] Hinzuzufügen ist, daß es in kleinen und mittleren Betrieben für die SED in der Regel noch viel trauriger aussah, da sie in diese nach eigener Einschätzung „nur schwer eindringen" konnte.[17] Um den betrieblichen Grundeinheiten der Partei auf die Beine zu helfen, führte die Berliner SED Anfang Dezember 1946 eine (erste) „Betriebsgruppen-Woche" durch. Sie verfolgte den Zweck einer „ernste[n] Überprüfung der Mitglieder zur Erfassung aller Betriebsarbeiter", wodurch eine Verlagerung des Schwergewichts der Basisarbeit der Einheitspartei von den traditionellen Wohn(bezirks)gruppen in die Betriebe vollzogen werden sollte.[18] In dieser Frage verhielt sich das Gros der Parteibasis aber offenbar zögerlich bis störrisch. Trotz wiederholter Aufforderung, sich nunmehr vorrangig in den Betriebsgruppen zu engagieren, verharrten die meisten Genossen in den Wohnbezirken oder in gänzlicher Passivität.[19] Noch im Mai 1948 klagt ein Funktionär darüber, daß die Partei „in der Praxis [...] immer noch vorwiegend eine Wohngruppenorganisation" darstelle.[20] Gründe dafür werden mehrere genannt. Zum einen waren es organisatorische Probleme, vor allem in der Zusammenarbeit zwischen Betriebs- und Wohnbezirksgruppen, die durch die lange Zeit chronisch unterbesetzten Stadtbezirksvorstände der SED nur sehr mangelhaft koordiniert wurde.[21] Die Frage der Erfassung der einzelnen Genossen wurde zusätzlich dadurch erschwert, daß nicht wenige in einem Stadtbezirk wohnten, aber ihr Betrieb in einem ganz anderen lag. So „versteckten" sich viele Betriebsarbeiter in ihren Wohngruppen mit Unterstützung der dortigen Funktionäre (z. T. einschließlich jener der Stadtbezirks- und Kreisebene), die „sie nicht als zahlende Mitglieder oder auch als gute Funktionäre der Wohngruppen verlieren" wollten.[22]

Für das Land Brandenburg konstatiert der zuständige Betriebsgruppenreferent im Mai 1947 in einer Analyse der Ursachen für den schleppenden Verlauf der Etablierung von SED-Grundeinheiten in den Betrieben einen „stillen aber zähen Widerstand in vielen Ortssekretariaten" gegen die Durchsetzung dieses Organisationsprinzips.[23] Noch im Juni 1949 mußte eine vom Politbüro eingesetzte Kommission zur Überprüfung der

15 Siehe Günter Braun, Wahlen und Abstimmungen, in: SBZ-Handbuch. Hrsg. von Martin Broszat und Hermann Weber, 2. Aufl., München 1993, S. 381–432, insbes. S. 388 f.

16 *Wille und Weg. Funktionärsorgan der SED Groß-Berlin* [künftig zitiert: *WuW*], Nr. 5/6 (1946), Beilage mit der Entschließung des Landesvorstandes zu den Wahlen vom 20. Oktober 1946.

17 A. a. O., S. 14. In einem Bericht der SED-Kreisleitung Eberswalde (Brandenburg) von Ende Juli 1946 zum Verlauf der Betriebsratswahlen hatte es geheißen, daß „unser politischer Einfluß in den Kleinbetrieben [...] gleich Null" gewesen sei. Lediglich in 17 (vermutlich den größten) der 106 Betriebe des Kreises, in denen Betriebsräte gewählt worden waren, hatten Betriebsgruppen der SED Vorschlagslisten eingereicht. Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA), Rep. 332, L IV/2/6.1/547, Bl. 78.

18 *WuW*, Nr. 4 (1946), S. 10 f.

19 Artikel, in denen die Parteimitglieder zur Umorientierung auf die BG gedrängt wurden, erschienen u. a. in: a. a. O., S. 10 f., Nr. 5/6 (1946), S. 13 ff., Nr. 1 (1947), S. 16.

20 A. a. O., Sonderheft (Mai 1948), S. 6.

21 A. a. O., Nr. 5/6 (1946), S. 13.

22 A. a. O., S. 14.

23 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/397, Bl. 18.

Parteiarbeit im Ostberliner Stadtteil Oberschöneweide die anhaltende Renitenz der Parteibasis in dieser Frage konstatieren. Obwohl mittlerweile von den SED-Spitzengremien eindeutige Beschlüsse zur Priorität der Betriebs- gegenüber den Wohngruppen gefaßt worden waren, beharrten die lokalen Funktionäre darauf, das Schwergewicht der Arbeit in den Wohnbezirken zu belassen. Sie besaßen sogar die Stirn, gegenüber der Kommission „in Opposition zu mimen und brachten dabei zum Ausdruck, die oberen Parteileitungen wissen ja gar nicht, wie es unten in der Organisation aussieht. ‚Die da ›Oben‹ kennen unsere Auffassungen und Stimmungen nicht.'"[24] Die Kontrolleure begründeten die Widerspenstigkeit dieser Basisfunktionäre mit der „allzu starken Überalterung" der Wohngruppen, von denen daher „keine breite und erfolgreiche Massenaufklärung unter der Bevölkerung" zu erwarten sei.[25] Unausgesprochen blieb dabei, daß vermutlich viele dieser alten Kiezfunktionäre zu jenem sozialdemokratisch geprägten „Restbestand" in der SED gehörten, der als Hemmschuh die zügige Umwandlung der gesamten Parteiorganisation in eine leninistisch-stalinistische „Partei neuen Typs" verzögerte.[26]

Auch wenn bei den Recherchen für diesen Aufsatz die genannten Probleme mit den Wohngruppen so explizit nur für Berlin und andeutungsweise für Brandenburg auftauchten, ist davon auszugehen, daß sie so oder ähnlich zumindest auch in den früheren SPD-Hochburgen Sachsens, Thüringens und Sachsen-Anhalts aufgetreten sind. Ein Hinweis darauf ist in dem von der SED-Führung festgelegten Wahlmodus für die Parteikonferenz im Januar 1949 zu sehen. Auf der untersten Organisationsebene hatten, dem darin vorgegebenen Schlüssel zufolge, die als „fortschrittlicher" eingestuften Betriebsgruppen auf zehn Mitglieder, die „rückständigen" Wohngruppen jedoch auf zwanzig Mitglieder einen Delegierten für die nächst höhere Versammlung zu wählen.[27] Es dauerte vermutlich noch bis weit in die fünfziger Jahre, bevor die Vorrangstellung der Betriebs- gegenüber den Wohnbezirksgruppen tatsächlich durchgesetzt war.

Eine im Unterschied zur (übrigen) SBZ besondere Schwierigkeit der Ostberliner SED-Organisation stellte die Fortexistenz der SPD in Berlin und der damit verbundene Konflikt um den Kurs des FDGB bzw. die offene Abspaltung der UGO dar. So erklärten SED-Mitglieder in Berliner Betrieben, daß sie sich nicht zu einer BG zusammenschließen könnten, weil sonst „der Bruderkampf beginnt, da sich die SPD-Genossen [dann] gleichfalls zu einer Betriebsgruppe" zusammenfinden würden.[28] Diese Konfrontation wurde allerdings nicht überall gescheut. So berichtet ein Vertreter der SED-Betriebsgruppe aus dem Kraftwerk Rummelsburg stolz, daß es ihnen gelungen sei,

24 Bericht über die Tätigkeit der vom Politbüro eingesetzten Kommission in Oberschöneweide, Berlin, vom 22. Juni bis 30. Juni 1949, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/233, Bl. 41–57, hier Bl. 42 f.

25 A. a. O., Bl. 43. Die These der Überalterung wurde mit dem Hinweis begründet, daß es in den drei überprüften Wohngruppen nicht einen Genossen unter dreißig Jahren gab. Dies mag vielleicht ein Extremfall sein, tendenziell jedoch fügt sich dieses Bild in die Altersstruktur der SED-Mitglieder insgesamt ein. Im Herbst 1946 waren die Mitglieder unter dreißig Jahren mit einem Anteil von weniger als 20 Prozent an der Gesamtmitgliederschaft generell unterrepräsentiert. Vgl. dazu Günter Braun, Konturen, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 175.

26 Günter Braun, Konturen, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 183, zufolge besaßen die Sozialdemokraten (zunächst) allgemein ein deutliches Übergewicht unter den Funktionären der mittleren und unteren Ebene.

27 Entscheidungen der SED 1948, a. a. O., S. 443, Anm. 123.

28 *WuW*, Nr. 1 (1948), S. 20.

die Vorherrschaft in Betriebsrat und Betriebsgewerkschaftsleitung (BGL) zu erlangen sowie die Mitgliedsstärke ihrer Organisation von April bis Dezember 1946 von 32 auf über 400 Genossen zu erhöhen, obwohl die BEWAG (zu der das Kraftwerk gehörte) vor 1933 SPD-dominiert gewesen sei. Dieses Beispiel darf allerdings als Ausnahmefall betrachtet und die Begründung für den außergewöhnlichen Erfolg nicht übersehen werden. Denn die rührigen Rummelsburger SED-Genossen hatten diese Stellung nicht aufgrund besonders intensiver politisch-ideologischer Agitation ihrer Kollegen erlangt, sondern nur, weil sie es verstanden hatten, „an die Nöte und Sorgen der Belegschaft anzuknüpfen und [...] für Abhilfe zu sorgen".[29] Ganz konkret hatten sie sich u. a. – gegen die in SPD-Hand befindliche Küchenverwaltung – für eine verbesserte Essenversorgung sowie für eine höhere Lebensmittelkarten-Einstufung der Heizer und Klappenzieher in ihrem Kraftwerk eingesetzt und dadurch die Sympathien der Belegschaftsmehrheit errungen.[30] Ein solches Vorgehen war in den ersten Nachkriegsjahren freilich die einzige Möglichkeit jeglicher „Interessenvertreter" in den Betrieben, sich der Unterstützung durch die Arbeiterschaft zu versichern und daran anknüpfend auch (partei)politische Agitation betreiben zu können. Dabei konnten die Grenzen zwischen Betriebsrat, BGL und SED-BG durchaus verschwimmen – ein Effekt, der durch die häufige Bündelung der genannten Funktionen in einer oder wenigen Händen noch verstärkt wurde.[31] In einem Bericht des brandenburgischen SED-Landesvorstandes vom Mai 1947 heißt es dazu, daß die Betriebsgruppen der Partei „oft mit den Betriebsgewerkschaftsgruppen oder den Betriebsräten in einen Topf geworfen" würden.[32]

Daß die Gründung und die Arbeit von SED-BG nicht selten durch Betriebsleiter bzw. Treuhänder – auch wenn sie der Einheitspartei angehörten – be- oder gar verhindert wurde, weil sie Differenzen mit dem Fabrikbesitzer bzw. Unruhe in der Belegschaft aufgrund politischer Auseinandersetzungen fürchteten, dürfte wiederum kein berlinspezifisches Phänomen gewesen sein.[33]

29 A. a. O., Nr. 1 (1947), S. 18.

30 In einer kritischen Einschätzung des Ergebnisses der BR-Wahlen im Land Brandenburg vom September 1947, bei denen der Anteil der gewählten Betriebsräte mit SED-Parteibuch in einigen Kreisen stark zurückgegangen war, wurde ein quasi umgekehrter Fall berichtet: In einem Kreis hätten Genossen, die von ihren Kollegen als BR vorgeschlagen worden seien, dieses Amt abgelehnt, „da sie Kartoffeln und Gemüse für die Betriebsküche doch nicht heranschaffen könnten". BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/382, Bl. 17.

31 *WuW*, Nr. 1 (1947), S. 17. Dort wird in einem Bericht über mehrere Belegschaftsversammlungen konstatiert, daß „das Interesse für politische Tagesfragen zurückblieb gegenüber den Nöten des Alltags". Indem sich die SED-Referenten darauf einstellten, konnten sie eine weitgehend positive Resonanz erzielen, die sich zwar nicht in der Gewinnung neuer Mitglieder für die Partei, aber wenigstens für den FDGB niederschlug. – Daß Genossen nicht selten mehrere Funktionen gleichzeitig (im Betriebsrat, der BGL, der SED-Betriebs- und manchmal auch noch der Wohngruppe) ausübten, wodurch sie natürlich auch überlastet waren, wird mehrfach erwähnt. Beispiele in: a. a. O., Nr. 4 (1946), S. 11, und Nr. 5/6 (1946), S. 18. Paul Merker, im SED-ZS u. a. zuständig für die Gewerkschaften, forderte in einem Schreiben an alle Landes- und Provinzialvorstände der SED im Januar 1947, die „zu große Verflechtung von Betriebsrat, Leitung der betrieblichen Gewerkschaftsgruppe und Leitung der SED-Betriebsgruppe" aufzulösen. BLHA, Rep. 332, L IV/2/6.1/547, Bl. 160 f.

32 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/397, Bl. 18.

33 *WuW*, Nr. 1 (1948), S. 20. Allerdings wird diese Hürde in (Ost-)Berlin häufiger und länger anzutreffen gewesen sein als beispielsweise in Sachsen, weil die Westmächte in Berlin die in der SBZ nach dem sächsischen Volksentscheid 1946 massiv einsetzende Enteignung und Überführung von Privatbetrieben in „Volkseigentum" zunächst blockierten.

Angesichts dieser Vielzahl von Hindernissen verwundert es kaum, daß anläßlich der zweiten Berliner Betriebsgruppenwoche im Februar 1947 in „Wille und Weg" festgestellt wurde, daß Ende 1946 nicht einmal ein Drittel der als Arbeiter und Angestellte geführten Parteimitglieder in Betriebsgruppen erfaßt gewesen seien. Besorgt wurde die Frage hinzugefügt, wo denn die übrigen zwei Drittel abgeblieben wären.[34] Daraufhin erhielt der Autor des zitierten Artikels einen Brief von der Organisationsabteilung des Zentralsekretariats der SED, in dem er dafür kritisiert wurde, „die Schwäche unserer Organisation auch vor den Augen unserer Gegner" ausgebreitet zu haben.[35] Dem werden einige Zahlen zu einzelnen Berliner Stadtbezirken hinzugefügt, die belegen, „dass gerade diese Frage [der Betriebsgruppen] der schwächste Punkt der Arbeit in der Berliner Organisation der SED ist".[36] Im Juli 1947 konnte der Landesvorstand zwar auf eine Erhöhung des Bestandes an Betriebsgruppen von knapp 650 auf über 1000 innerhalb der letzten zwölf Monate verweisen, aber dies entsprach noch immer einem Anteil von nicht einmal 17 Prozent der Berliner Industrie- und Handwerksbetriebe, und die Quote der in Betriebsgruppen organisierten Lohn- und Gehaltsempfänger unter den SED-Mitgliedern lag auch zu diesem Zeitpunkt noch unter 40 Prozent.[37] Das veranlaßte den bereits zuvor für seine Offenheit kritisierten Genossen, unumwunden einzugestehen, daß „wir in der breiten Masse der Werktätigen noch nicht genügend verankert sind".[38]

Kaum bessere Zahlen hatten die Brandenburger Einheitssozialisten zu bieten. Formal gelang ihnen zwar innerhalb des ersten Jahres des Bestehens der Partei eine Verdreifachung ihrer Betriebsgruppen von gut 400 auf ca. 1200, aber sie waren sich sehr wohl bewußt, daß „ein großer Teil der gemeldeten Betriebsgruppen [...] nur auf dem Papier" existierte.[39] Daß die tatsächliche Anzahl der SED-Betriebseinheiten bis einschließlich 1947 insgesamt geringer war als von den einzelnen Kreisen gemeldet wurde, läßt sich leicht anhand eines Vergleiches der im Verlauf des Jahres 1947 angegebenen Summen mit den detaillierteren Zahlen vom April 1948 feststellen. In fünf von neun Kreisen, die im Frühjahr 1948 eine Aufschlüsselung der BG-Daten lieferten, lag deren Gesamtzahl zum Teil erheblich unter den noch im November des Vorjahres gemeldeten Werten.[40]

34 A. a. O., Nr. 2 (1947), S. 9.

35 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/233, Bl. 6 f.

36 Ebda. Angegeben werden darin für jeden Berliner Kreis die Zahlen der Betriebe mit mehr als fünfzig Belegschaftsmitgliedern und die Zahl der in den Kreisen jeweils vorhanden SED-Betriebsgruppen. Demzufolge ergibt sich für Ostberlin ein Durchschnitt von weniger als einem Viertel der Betriebe, in denen BG existierten, und in den Westsektoren waren es gar nur 13 Prozent. Selbst bei diesen Angaben handelt es sich aber um eher optimistische Schätzungen der SED-Kreisvorstände, denn beispielsweise in Berlin-Mitte wurden im Oktober 1500 Betriebe gezählt, in denen es 800 Gewerkschaftsgruppen und ganze 111 Betriebsgruppen gab (*WuW*, Nr. 5/6 [1946], S. 14), während in der zitierten Auflistung für diesen Kreis eine Zahl von lediglich 500 Betrieben (mit mehr als fünfzig Beschäftigten) und 142 BG ausgewiesen wird.

37 *WuW*, Nr. 9 (1947), S. 35. Angesichts dessen, daß die SED-BG in den Westsektoren einen besonders schweren Stand hatten, kann man davon ausgehen, daß der Anteil der Betriebe mit SED-Gruppen in Ostberlin um fünf bis zehn Punkte über dem SBZ-Durchschnitt von 17 Prozent lag. Vgl. Tabelle 1, S. 70.

38 Ebda.

39 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/397, Bl. 6, 13, 14, 18.

40 A. a. O., Bl. 53; BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/401, Bl. 7, 14, 15; BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/403, Bl. 7–9; BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/409, Bl. 18, 19, 59, 177, 178, 226, 239, 254.

*Tabelle 1: SED-Betriebsgruppen 1948**

Land	Gemeinden	SED-Ortsgruppen		SED-Betriebsgruppen		SED-Mitgl. Mai 1948		SED-Mitgl. Okt. 1948		
		Mai 1948	Okt. 1948	Mai 1948	Okt. 1948	in BG	gesamt	in BG	Anteil an gesamt (in %)	gesamt
Sachsen	2579	2367	2353	6783	7131	271564	570754	283881	49,5	573898
Sachsen-Anhalt	2663	2547	2551	2049	2163	145492	418395	152568	36,5	417819
Thüringen	2383	2159	2097	2081	2025	97563	268278	100024	37,9	264175
Brandenburg	2210	2078	2110	1344	1410	39846	217304	50082	23,8	210268
Mecklenburg	2407	2010	2010	926	926	30000	196929	30000	14,9	202021
Berlin	–	–	–	1145	1175	40177	113006	42586	37,6	113197
SBZ	12242	11161	11121	13183	13655	584465	1671660	616555	37,0	1668181
SBZ und Berlin	–	–	–	14328	14830	624642	1784666	659141	37,0	1781378

* Die Zahlen wurden den Tabellen 3, 4 und 5 im Anhang von Entscheidungen der SED 1948, a. a. O. (siehe Anm. 5), S. 532 ff. entnommen.

Selbst unter Verwendung der offenkundig zu hohen Zahlen kann man sehen, daß es im Sommer 1947 in Brandenburg bestenfalls in 20 Prozent der Betriebe, die einen Betriebsrat wählten, SED-Gruppen gegeben hat.[41] Ein interessantes Detail ist der Organisationsgrad, den die Einheitspartei in jenen Betrieben, wo sie vertreten war, erreichte. Dieser lag bei den Angaben vom April 1948 im Durchschnitt der Kreise bei immerhin knapp 27 Prozent, wobei die Spannweite von minimal 17 Prozent bis maximal 35 Prozent reichte.[42] Zieht man jedoch beispielsweise für den Kreis Brandenburg/Havel, wo in den Betrieben mit SED-Grundeinheiten durchschnittlich jedes vierte Belegschaftsmitglied der Partei angehörte, solche Institutionen wie FDGB-Kreisvorstand, Magistrat der Stadt, Polizeiämter etc., die unter ihren Beschäftigten im Schnitt 55 Prozent SED-Mitglieder hatten, aus dieser Summe heraus, so rutscht der durchschnittliche Anteil der Genossen an der jeweiligen Gesamtbelegschaft in den verbleibenden Betrieben um fünf Prozentpunkte ab, so daß in diesen also nicht jeder vierte, sondern nur jeder fünfte das Parteibuch in der Tasche hatte.[43] Und dabei sind – wohlgemerkt – die vier Fünftel der Betriebe im Land Brandenburg, in denen es zu diesem Zeitpunkt noch gar keine SED-Gruppen gab, nicht mit eingerechnet. So erscheint es nahezu folgerichtig, daß die märkischen Einheitssozialisten das Abschneiden ihrer Kandidaten bei den Betriebsratswahlen im Sommer 1947 „in einer Anzahl von Kreisen [als] äußerst schlecht" quittieren mußten. Daraufhin konnte der Landesvorstand nur zum wiederholten Male die Kreisorganisationen auffordern, dafür zu sorgen, daß „zu den [bevorstehenden] Industriegewerkschaftswahlen die Arbeit der Betriebsgruppen in Gang kommt".[44] Die Qualität der Brandenburger SED-Betriebsgruppen schätzte man in der Spitze der Landesorganisation im Frühjahr 1948 mit den Worten ein, daß „erst [...] vielleicht ein Drittel [...] sich bisher mit der Durchführung der Parteilinie in ihrem Betrieb" beschäftigt habe, was man u. a. darauf zurückführte, daß „die meisten unserer Betriebsgruppenvorstände [...] noch sehr schwach besetzt" waren.[45]

Ähnliche Organisationszahlen liegen für Mecklenburg, Thüringen und Sachsen-Anhalt vor. Mecklenburg meldete im Februar 1948 1081 SED-Betriebsgruppen, mit einem durchschnittlichen Organisationsgrad von 31 Prozent.[46] Angesichts der vergleichsweise

41 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/397, Bl. 53.

42 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/401, Bl. 7, 14, 15; BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/403, Bl. 7–9; BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/409, Bl. 18, 19, 59, 177, 178, 226, 239, 254.

43 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/401, Bl. 14, 15. Vgl. Günter Braun, Konturen, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 177 ff., der mit Blick auf die Verschiebung des Sozialprofils der SED auf den „Staatspartei-Effekt" verweist. Seinen Angaben zufolge sank der Anteil der Industriearbeiter von 49 Prozent im September 1946 auf etwas mehr als 44 Prozent Ende 1948, was einem Organisationsgrad von 20 Prozent entsprach. Der Anteil der Angestellten unter den SED-Mitgliedern stieg im gleichen Zeitraum von 17 auf 21 Prozent und ergab für diese Gruppe bezüglich des Organisationsgrades einen Sprung von 24 auf über 37 Prozent.

44 BLHA, Rep. 332, L IV/2/6.1/547, Bl. 286.

45 BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/397, Bl. 83.

46 Bericht über den Stand der SED-Betriebsgruppenarbeit im Lande Mecklenburg, Februar 1948. SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/230, Bl. 24–29. Die dort in Tabelle 5 angegebene Zahl von 926 SED-BG in Mecklenburg sowohl für Mai als auch für Oktober 1948 liegt deutlich unter der hier zitierten Summe. Wie diese Differenz zustande kommt und welche von beiden Zahlen die exaktere ist, konnte nicht festgestellt werden.

dünnen industriellen Infrastruktur fallen die schon im Brandenburger Beispiel genannten „staatsnahen" Institutionen und Verwaltungen mit einem weit überdurchschnittlichen Anteil an Parteimitgliedern hier offenbar noch stärker ins Gewicht, denn in einer gesonderten Aufstellung der 36 wichtigsten „volkseigenen" und SAG-Betriebe wird für diese ein Organisationsgrad von lediglich 22 Prozent ausgewiesen. Die Tätigkeit der Betriebsgruppen wird auch von den SED-Funktionären im Norden als wenig befriedigend bewertet und die Lage damit begründet, daß „oftmals [...] der beste politische Mann [...] noch sehr schwach" sei.[47] Für Thüringen und Sachsen-Anhalt wurden nur Aufstellungen über den Stand der SED-BG in Großbetrieben (SAG bzw. „volkseigen") Ende 1947 gefunden, die jeweils im Schnitt einen Organisationsgrad von 22 Prozent aufweisen.[48]

Die dichteste Schilderung des Aufbauprozesses von SED-Betriebsgruppen in den ersten beiden Jahren nach Gründung der Partei liefern zwei Berichte des Kreisvorstandes Aue II vom Oktober[49] und November[50] 1947. Sie beinhalten sicherlich eine ganze Reihe von Spezifika, die nicht unbedingt zu verallgemeinern sind, aber gewähren dennoch Einblicke, die tendenziell zumindest für die meisten der besonders großen Betriebe (mit etlichen tausend Beschäftigten) in der SBZ zutreffen dürften.

Im Sommer 1947 hatte die Landesleitung der sächsischen SED zwei Genossen ins Vogtland entsandt, um von Aue aus die Parteiorganisation des dortigen Erzbergbaureviers aufzubauen. Das Revier umfaßte zu diesem Zeitpunkt einhundert Zechen in den Kreisen Annaberg, Aue, Auerbach, Marienberg und Stollberg, in denen ca. 20000 Menschen beschäftigt wurden. Zur Belegschaft gehörten kaum Frauen, und fast die Hälfte war jünger als dreißig Jahre. Es gab viele ehemalige Kriegsgefangene, einen hohen Prozentsatz „Nazis" (wie in den Berichten immer wieder betont wird), Freiwillige, aber auch zahlreiche von den Arbeitsämtern Zwangsverpflichtete und eine Vielzahl Vertriebener aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Der Anteil der alten Stammbelegschaft war sehr gering. Sie nahm jedoch die meisten Schlüsselpositionen wie Steiger und Obersteiger ein und wurde von den berichtenden SED-Funktionären als „sehr rückständig" eingeschätzt. Die Löhne der Bergarbeiter waren sehr hoch, so hoch, daß es bereits Proteste aus anderen Berufszweigen gab. Die Ernährungslage war im Vergleich ebenfalls günstig, während die Wohnverhältnisse „außerordentlich im Argen" lagen: „Die Kumpels leben von ihren Familien getrennt, kommen naß aus der Grube und ihre Logis sind eiskalt." Dies waren in groben Umrissen die Rahmenbedingungen, unter denen die beiden abkommandierten SED-Funktionäre ihre Arbeit im Revier aufnahmen.

47 A. a. O., Bl. 29.

48 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/235, Bl. 133 f., 165 f. Um einen Eindruck von den Relationen im Nord-Süd-Gefälle zu vermitteln, sei darauf verwiesen, daß in den 22 aufgeführten anhaltinischen Betrieben knapp 120000 Beschäftigte, darunter gut 26000 SED-Mitglieder, tätig waren, während in den 36 Mecklenburger Betrieben ganze 16500 Beschäftigte und ca. 3700 Genossen gezählt wurden – deutlich weniger als allein in Leuna (27200/4750)!

49 SED-Kreisvorstand Aue II, Auszüge aus Berichten von den Delegiertenkonferenzen der SED-Betriebsgruppen des Erzbergbaus im Vogtland, Oktober 1947. SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 35–38.

50 „Bericht über die bisher geleistete Arbeit im Erzbergbau" vom 18. November 1947, in: a. a. O., Bl. 29–34. Das folgende beruht auf diesen beiden Quellen.

Bei ihrem Eintreffen dort war die Partei organisatorisch überhaupt nicht präsent. Innerhalb weniger Monate wurden 2400 Genossen unter der Belegschaft ausfindig gemacht, die allerdings zunächst „nur auf dem Papier" standen und von denen „ein großer Teil [...] eigentlich gar nicht mehr Mitglied [war], denn sie hatten über 3 Monate keine Beiträge gezahlt". Die Zahl der SED-Mitglieder erhöhte sich bis November 1947 auf 3200, die in 68 der 100 Zechen in Betriebsgruppen organisiert waren. Von diesen 68, die nochmals in fünfzehn Objektvorständen zusammengefaßt waren, wurden jedoch lediglich acht als selbständig arbeitende BG eingeschätzt. Die Objektvorstände der Partei umfaßten jeweils sechs Mitglieder, wobei die Vorsitzenden von der Arbeit freigestellt waren, von der Kreisleitung allerdings „fast alle [als] schwach" eingestuft wurden. Überhaupt klagte diese, daß ihr größtes Problem darin bestehe, über nur „wenig qualifizierte Kräfte" zu verfügen. Die Funktionäre würden im allgemeinen infolge fehlender politischer Schulung zu wenig Verantwortungsbewußtsein zeigen und falsche oder schlechte Berichte schreiben. So befanden sich selbst in dem Mitte Oktober gewählten dreißigköpfigen Kreisvorstand „eine Reihe undurchsichtbare [sic] und bekleckerte Elemente". Aufgrund der chaotischen Verhältnisse kam es immer wieder vor, daß „unsaubere faschistische Elemente in unseren Funktionärskörper" eindrangen, wofür als aktuelles Beispiel ein gerade „enttarnter" ehemaliger SS-Offizier genannt wurde, der es bis zum hauptamtlichen SED-Objektvorstand gebracht hatte. Generell wurde die „große Zahl der Nazis" als schwere Hypothek betrachtet, weil sie „nicht nur eine starke Reserviertheit gegenüber den heutigen Verhältnissen zeigt[en], sondern auch die Durcharbeitung der Zechen und die Steigerung der Produktion sabotier[t]en". Ein scharfer Wind blies den SED-Genossen auch von seiten der schon erwähnten „rückständigen" Obersteiger entgegen. Diese hatten Parteimitglieder bei der Prämienverteilung regelmäßig ausgelassen, weshalb mittlerweile die Anweisung ergangen war, die politischen, also die SED-Objektvorstände bei der Prämienfestlegung zu beteiligen.

Als „unser Schmerzenskind" bezeichnete die Kreisleitung der Partei die Gewerkschaftsarbeit im Revier, denn die als FDGB-Funktionäre tätigen Genossen würden „ihre Aufgabe oft nicht politisch sehen, sondern lediglich den Schiedsrichter bei politischen Differenzen spielen". Sie hätten „bisher ihre Aufgaben im wesentlichen nur darin [ge]sehen, Beschwerden zu notieren und der [sowjetischen] Verwaltung vorzutragen. Sie lernen nicht begreifen, daß die Gewerkschaft in unserem Betrieb die große Aufgabe der Mobilisierung der Arbeiter zur Steigerung der Produktion hat". Die beiden abgesandten SED-Funktionäre kannten offenbar bereits zu diesem Zeitpunkt (1947) keine Zweifel an der „führenden Rolle" ihrer Partei gegenüber dem FDGB. Konsequenterweise kamen sie „nicht umhin, die einzelnen Genossen der Gewerkschaftsleitung kurz zu charakterisieren", und folgerten, daß es „dringend erforderlich [sei], einen politisch starken [...] Genossen an die Spitze der Gewerkschaft im Bergbau zu stellen".

Alles in allem herrschten also im Revier Bedingungen, die „die politische Beeinflussung der Belegschaft im Sinne unserer Partei außerordentlich schwer" machten. Doch die SED-Emissäre zeigten sich zuversichtlich, mit all diesen Unwägbarkeiten „fertig [zu] werden, wenn es uns nur gelingt, unsere Partei und die Massenorganisationen politisch und organisatorisch stark und fest zu machen". Wieviel Zeit dieses Vorhaben noch in Anspruch genommen hat, läßt sich nur erahnen.[51]

Die *Zwischenbilanz* der SED-Betriebsgruppenarbeit *bis zum Frühjahr 1948* fiel aus Sicht der Führung der „Arbeiterpartei" enttäuschend aus. Nur in jedem fünften Betrieb der SBZ existierten organisatorische Strukturen der Einheitspartei – vorrangig in Großbetrieben. In der Masse der kleinen und mittleren Unternehmen war die SED zu diesem Zeitpunkt noch überhaupt nicht präsent.[52] In den Betrieben, wo sie vertreten war, gehörte durchschnittlich jedes fünfte Belegschaftsmitglied der Partei an, wenn man die in den Statistiken miterfaßten „staatsnahen" Institutionen nicht mitrechnet. Die vorhandenen BG wurden in der Regel als organisatorisch und ideologisch schwach eingeschätzt, ihre inhaltliche Arbeit bewegte sich nahe Null. Positive Resonanz von den Belegschaften erfuhren die SED-Gruppen nur, wenn sie sich erfolgreich in die Lösung der dringendsten Alltagssorgen (Versorgung mit Essen, Kleidung, Wohnraum, Brennholz etc.) einschalteten.

Nach wie vor war der größte Teil der SED-Mitgliederschaft in den Wohnbezirksgruppen erfaßt, erwies sich die Durchsetzung des (kommunistischen) Organisationsprinzips mit den Betriebsgruppen als vorrangiger Basiseinheit als langwierig. Ein möglicher Erklärungsansatz für das zähe Verharren der Mitgliedschaft in den Wohngebieten ist, daß insbesondere eine Vielzahl ehemaliger Sozialdemokraten an der traditionellen Organisationsstruktur festhielt. Insofern ist das Ringen um die Verlagerung des Schwergewichts der Basisarbeit der Einheitspartei Teil des Prozesses der schrittweisen Durchsetzung kommunistischer Strukturen und Inhalte bei gleichzeitiger Eliminierung des sozialdemokratischen Erbes, wogegen sich natürlich vor allem die vor 1933 in der SPD geprägten Mitglieder zur Wehr setzten.[53] Nicht zu unterschätzen ist aber auch der Umstand, daß die Popularität der „Russenpartei" SED in der Arbeiterschaft allgemein nicht sehr groß war, weshalb sich viele „einfache" Genossen in den Betrieben davor scheuten, gegenüber der großen Mehrheit ihrer parteilosen Kollegen als Repräsentanten der Einheitspartei aufzutreten. Von einer politischen Beeinflussung der Masse der Arbeiterschaft durch die SED-BG im Sinne der Parteilinie kann daher für die ersten beiden Jahre nach Gründung der Einheitspartei nicht die Rede sein.

51 Zu den teils ähnlichen, teils noch widrigeren Bedingungen im benachbarten Uranbergbaurevier der SAG „Wismut" siehe: Rainer Karlsch und Vladimir V. Zacharov, Ein GULag im Erzgebirge? Besatzer und Besiegte beim Aufbau der Wismut AG, in: *DA*, Jg. 32 (1999), S. 15–34 (dort weitere aktuelle Literaturhinweise), sowie Andrew Port, When workers rumbled. The Wismut upheaval of August 1951 in East Germany, in: *Social History*, Vol. 22 (1997), No. 2, S. 145–173.

52 Diese Konzentration in den Großbetrieben bei gleichzeitiger weitgehender Abstinenz in den übrigen Unternehmen hing natürlich nicht zuletzt mit dem Prozeß der Enteignung und Umwandlung von privaten Unternehmen in SAG bzw. staatliche („volks-" bzw. „landeseigene" oder kommunale) Betriebe zusammen. Bis 1948 waren in der SBZ (außer Ost-Berlin) zwar nahezu alle größeren Unternehmen enteignet worden, aber noch viele mittlere und kleine Betriebe in privater Hand. Vgl. Hansjörg F. Buck, Formen, Instrumente und Methoden zur Verdrängung, Einbeziehung und Liquidierung der Privatwirtschaft in der SBZ/DDR, in: Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland". Hrsg. vom Deutschen Bundestag, Baden-Baden 1995, Bd. II/2, S. 1070–1213.

53 Im Bericht von einer Funktionärstagung in Sachsen vom Februar 1949 ist z. B. die Rede von der Notwendigkeit, „den Geist der sozialdemokratischen Wahlvereine zu beseitigen". SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 150–156, hier Bl. 156.

II. Die SED-Betriebsgruppen von Frühjahr 1948 bis zur Gründung der DDR

1. „Feste Burgen der Partei" – Vorgaben der SED-Führung

Es dauerte bis zum Jahr 1948, ehe die Führung der SED das Problem Betriebsgruppen „entdeckte" bzw. die Zeit fand und es für notwendig erachtete, sich diesem Feld der Parteiarbeit verstärkt und systematisch zuzuwenden. Mitte Januar fand die – vermutlich erste – „Konferenz der Betriebsgruppensekretäre wichtiger Großbetriebe der Zone und Berlins" statt, auf der die „noch ernsten Schwächen" ausgewertet und Vorschläge zu ihrer Überwindung diskutiert wurden.[54] Im Ergebnis dieser und einer weiteren Tagung wurden Anfang Februar vom SED-Zentralsekretariat „Richtlinien zur Verbesserung der Arbeit der Betriebsgruppen" herausgegeben, in denen einleitend betont wird, daß der „wirtschaftliche Neuaufbau in der sowjetischen Besatzungszone [...] weitgehend von der Aktivität der Betriebsgruppen" abhinge.[55] Darin wird erstmals der Grundsatz formuliert, „dass sie [die SED-BG] die führende Kraft innerhalb des Betriebes in allen politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Fragen sein müssen". Dies war natürlich primär auf die volkseigenen und SAG-Betriebe bezogen, die „den Nachweis zu erbringen [hatten], dass sie in jeder Hinsicht [...] den privatkapitalistischen Betrieben weit überlegen" waren.[56] Neben einer spürbaren Steigerung der Produktion, die auch eine verbesserte Versorgung der Bevölkerung ermöglichen sollte, war die forcierte Umwandlung der Eigentumsverhältnisse in der Industrie der SBZ offenkundig ein zweites grundsätzliches Ziel, das die SED nunmehr auch mit Hilfe ihrer Betriebsgruppen zu verwirklichen suchte.

Die Durchsetzung des Führungsanspruchs in den Betrieben sollte strukturell dadurch abgesichert werden, daß sowohl der Betriebsleiter als auch die Vorsitzenden des Betriebsrates, der BGL und der übrigen Massenorganisationen der SED-Betriebsgruppenleitung angehörten, vorausgesetzt, sie waren Mitglieder der Partei.[57] Diese bis zum Ende der DDR für die Machtkonstellation im Betrieb entscheidende Regelung wurde also bereits zu diesem frühen Zeitpunkt eingeführt, wenngleich ihre flächendeckende Umsetzung noch einige Jahre in Anspruch genommen haben dürfte und die Betriebsräte nach ihrer Abschaffung Ende 1948 herausfielen. Die Richtlinien beinhalteten weitere detaillierte Anweisungen zum organisatorischen Aufbau und zu den Aufgaben der Betriebsgruppen, von denen an dieser Stelle nur noch jene zur Freistellung eines hauptamtlichen Sekretärs für SED-Betriebsorganisationen mit 1000 und mehr Mitgliedern sowie die zur Kadergewinnung und zur Schaffung eines personalpolitischen Funktionärs innerhalb der BG-Leitung erwähnt werden sollen.[58]

Auf den für die weitere Entwicklung der SED und der gesamten SBZ richtungsweisenden Tagungen des Parteivorstandes zwischen Mai und Oktober 1948 wurden die

54 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/229, Bl. 32–35.
55 A. a. O., Bl. 36–54, Zitat Bl. 36.
56 A. a. O., Bl. 37.
57 A. a. O., Bl. 45 f.
58 A. a. O., Bl. 41 und 51.

Probleme der Betriebsgruppenarbeit mehrfach thematisiert.[59] In seinem Referat über „neue Probleme der Organisationsarbeit und der Personalpolitik" auf der 10. Tagung Mitte Mai ging Franz Dahlem an zentraler Stelle auf die Rolle der Betriebsgruppen ein. Diese müßten „– und das ist für die meisten Betriebsgruppen die noch zu lösende Aufgabe – die führende Kraft und der Motor sein, sowohl für die Erfüllung der Produktion wie für die Frage der Verbesserung der wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Lage der Belegschaft[en]".[60] Da es sich um eine interne Sitzung handelte, fürchtete der Redner offenbar nicht, die negative Bilanz der bisherigen BG-Arbeit seiner Partei vor ihren „Gegnern" zu entblößen, als er feststellte, daß „über die Hälfte der Großbetriebe mit einer Belegschaft von 50 Mann und darüber noch keine Betriebsgruppe haben" und das „Gros unserer Betriebsgruppen [...] politisch und organisatorisch noch schwach" sei.[61] Den oben erwähnten Anspruch einer Vorrangstellung der SED-Organisation innerhalb der betrieblichen Hierarchie bekräftigte Dahlem mit der Forderung nach „größte[r] Eigeninitiative der einzelnen Massenorganisationen und Organe im Betrieb, aber [unter] einheitliche[r], planmäßige[r], kollektive[r] Führung durch die Betriebsgruppenleitung".[62]

Überdies wurden die Betriebsgruppen auserkoren, einen wesentlichen Beitrag zur Beseitigung des riesigen „Mangel[s] an qualifizierten Funktionären auf allen Gebieten" zu leisten. Angesichts des oben geschilderten Zustandes der allermeisten SED-Betriebsorganisationen – insofern sie überhaupt existierten – erscheint diese Idee einigermaßen absurd und dem Wunschdenken der Parteiführung entsprungen, man bräuchte nur auf das (imaginäre) unerschöpfliche Reservoir der „revolutionären Klasse" zurückzugreifen. So forderte Dahlem, in den Großbetrieben fortan „in rascher Folge Hunderte und Tausende von Funktionären" heranzubilden, wozu umgehend „Betriebsparteischulen [...] nach dem Muster der Kreisparteischulen aufgebaut" werden sollten, in denen die zukünftigen „Kader" Schnellkurse zur Beseitigung eventueller „ideologischer Unklarheiten" zu absolvieren hätten.[63] Der Redner konnte offenbar auch keinen Widerspruch zwischen dieser Forderung und dem wenige Minuten später von ihm selbst konstatierten absoluten wie relativen Rückgang des „proletarische[n] Kern[s] der Partei" unter den SED-Mitgliedern erkennen.[64]

Nachdem im Juli 1948 auf einer weiteren Konferenz der SED-Gruppen volkseigener Betriebe die von Dahlem verkündeten Beschlüsse bekräftigt worden waren und die Teilnehmer in einer Resolution eine „neue Etappe der Parteiarbeit in den Betrieben", die nunmehr „aus dem Zustand der Planlosigkeit herauskommen" müßte, eingeläutet

59 Siehe dazu die Einführung, in: Entscheidungen der SED 1948, a. a. O., S. 13–51.

60 A. a. O., S. 81–97; zu den Betriebsgruppen S. 82–88, hier S. 82.

61 A. a. O., S. 87.

62 A. a. O., S. 83.

63 A. a. O., S. 85. Zu den Betriebsparteischulen siehe auch die von Fred Oelßner auf der 11. PV-Tagung Ende Juni 1948 vorgetragene „Begründung der Vorlage über die Verstärkung und Verbesserung der Parteischulungsarbeit", in: a. a. O., S. 170–174.

64 A. a. O., S. 95. Vgl. die Tabellen im Anhang des Bandes auf S. 533 ff., insbesondere Tabelle 8. Vgl. auch Günter Braun, Konturen, a. a. O. (siehe Anm. 1), S. 177 f.

hatten,[65] markierte die 14. Tagung des SED-Parteivorstandes Mitte Oktober – ein Jahr vor Gründung der DDR – den vorläufigen Höhepunkt der Hinwendung der Parteispitze zu ihren betrieblichen Basisorganisationen. Erneut referierte Dahlem über „die Arbeit der Partei in den Betrieben" und formulierte nach einer Kritik an dem nach wie vor unbefriedigenden Zustand in dieser Frage die „gewaltige Aufgabe [...], daß die Betriebsgruppen als die entscheidenden Grundeinheiten der Partei die führende Rolle in den Betrieben erkämpfen und die Betriebe zu den festen Burgen der Partei werden" müßten.[66] Im Schlußwort der Tagung war es noch einmal derselbe Redner, der eine „neue Etappe" in der Betriebsarbeit der SED beschwor, in der „die führende Rolle der Betriebsgruppe in jedem Werk durchzusetzen" sei. Er erhob die Forderung nach „der Politisierung der Belegschaft, ihrer ideologischen Durcharbeitung [...] zusammen mit der [Lösung der] entscheidenden Aufgabe, auf die die Partei noch nicht eingestellt ist, nämlich zu lernen, die Wirtschaft zu führen".[67] Zugleich wurde auf dieser Tagung eine Entschließung des Parteivorstandes „zur Verbesserung der Arbeit der Parteibetriebsgruppen in den Großbetrieben" verabschiedet, die einen ganzen Katalog von Maßnahmen enthielt, mit denen auf allen Ebenen der Parteiorganisation der anvisierte Durchbruch endlich erzielt werden sollte.[68] Dazu zählte u. a. die Festlegung, daß das Zentralsekretariat und die Landesvorstände der SED Instrukteurgruppen in die nachgeordneten Gliederungen der Partei, einschließlich der Großbetriebsgruppen, zu entsenden hatten, um die Durchführung der Beschlüsse zu kontrollieren. Die von diesen Instrukteuren erstellten Berichte bilden den wichtigsten Quellenbestand bezüglich der SED-Betriebsgruppen für die Jahre 1948/49, auf den gleich näher eingegangen wird.

Erwähnt werden muß noch, daß in einer weiteren Entschließung des Parteivorstandes im Juli 1949 die im 1946er Statut – das zu dieser Zeit noch galt – formulierte Gleichrangigkeit von Wohnbezirks- und Betriebsgruppe aufgehoben und letztere explizit als „die wichtigste Grundeinheit der Partei" benannt wurde.[69] Dies kann als Indiz dafür gewertet werden, daß die oben genannten Schwierigkeiten bei der Verlagerung des Schwerpunktes der Arbeit an der Parteibasis noch immer nicht überwunden waren. Welche Wirkungen die dargestellte intensivere Hinwendung der SED-Führung zu den betrieblichen Basiseinheiten ihrer Partei nach sich zog, soll im folgenden geschildert werden.

65 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/229, Bl. 75–78. Welche Bedeutung die Parteiführung den BG mittlerweile beimaß, ist u. a. daran zu ersehen, daß an dieser Konferenz der bedeutendsten Großbetriebe Otto Grotewohl teilnahm und auch mit einer Rede auftrat.

66 Entscheidungen der SED 1948, a. a. O., S. 443–454, hier S. 454. Dies ist im übrigen eine bemerkenswerte Mischung aus Zitaten von Luther („Ein feste Burg ist unser Gott", Loblied) und Lenin („Jeder Betrieb muß unsere Festung sein". Brief an einen Genossen über unsere organisatorischen Aufgaben [1904], in: W. I. Lenin, Werke, Bd. 6, Berlin [Ost] 1963, S. 235).

67 Entscheidungen der SED 1948, a. a. O., S. 470.

68 Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. II, Berlin (Ost) 1951, S. 140–145.

69 Über die Verbesserung der Organisationsarbeit der Partei. Entschließung des SED-Parteivorstandes vom 21. Juli 1949, in: a. a. O., S. 279–284, hier S. 281. Diese Rangfolge wurde im neuen SED-Statut von 1950 bestätigt. Vgl. Protokoll der Verhandlungen des III. Parteitages der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. 20. bis 24. Juli 1950 in der Werner-Seelenbinder-Halle zu Berlin, 4. und 5. Verhandlungstag, Berlin (Ost) 1951, S. 319 ff.

2. Die Arbeitsrichtlinien der Partei – nur „graue Theorie"?

a) Instrukteure „vor Ort"

In einem Aufruf zur „Verstärkung der Betriebsgruppenarbeit" erklärte das SED-Zentralsekretariat im Dezember 1948, daß eine Instruktionskommission aus dem ZS-Apparat „an einem Beispiel die Verstärkung und Verbesserung der Arbeit in den drei volkseigenen metallurgischen Großbetrieben Max-Hütte (Thüringen), Riesa (Sachsen) und Hennigsdorf (Brandenburg) demonstriert" habe.[70] Was die Instrukteure in diesen drei Betrieben der Eisen- und Stahlindustrie tatsächlich vorfanden und wie sie darauf reagierten, geht aus einer ganzen Reihe von Berichten hervor, die zwischen Oktober 1948 und Januar 1949 entstanden sind.

Der erste zusammenfassende Rapport für alle drei Werke beginnt mit den Worten: „In Anbetracht des verschärften Klassenkampfes auf allen Gebieten unserer Zone [...]" – und gibt somit wieder, welche Atmosphäre seit Sommer 1948 in der SBZ und insbesondere innerhalb der SED herrschte.[71] Die Berichterstatter kommen schnell zur Sache, indem sie feststellen, daß alle drei Betriebe ihr Produktionssoll bislang nicht erreicht hätten. Ursachen für den Planrückstand lägen in der mangelhaften Ausfüllung der „führenden Rolle" durch die Betriebsgruppen, die immer „noch Anhängsel der Werkleitung" seien und eben nicht auf allen Gebieten die Führung im Betrieb übernommen hätten, sowie in der mangelnden Hilfe und Anleitung, die den SED-Betriebseinheiten von seiten der Landes- und Kreisvorstände zuteil wurde. Als Begründung für den Planverzug wurden keinerlei technische Schwierigkeiten, wie fehlende Maschinen, Rohstoffe oder ähnliches, akzeptiert, sondern Schuld daran konnte letztlich nur der ungenügende „ideologische Kampf um die Partei neuen Typus" sein, der darin zum Ausdruck kam, daß die BG die „Beschlüsse der 11., 12. und 13. Tagung des Parteivorstandes [...] sehr oberflächlich durchgeführt" hätten.[72] Doch auch die diesbezüglichen Ermahnungen durch die Genossen des Zentralsekretariates und die angeordnete ständige „operative Anleitung" der Betriebsgruppen durch die zuständigen Kreis- und Landesvorstände reichten nicht aus, um „der Parteikonferenz am 4. Dezember 1948 das schönste Geschenk machen, [nämlich] die Planerfüllung verkünden [zu] können", wie im nächsten Bericht bedauernd festgestellt wurde.[73] Diese Tatsache war auch dadurch nicht umzustoßen, daß die Instrukteure gespürt zu haben glaubten, daß die „Stimmung der Mehrheit der Mitglieder dieser Betriebsgruppen [...] nach dem Bekanntwerden der Beschlüsse

70 „Verstärkung der Betriebsgruppenarbeit", Erklärung des ZS der SED vom 9. Dezember 1948, in: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. II, S. 163–167, hier S. 164. Daß die Instrukteure aus dem zentralen Parteiapparat ausgerechnet die drei wichtigsten metallurgischen Betriebe der SBZ aufsuchten, hängt damit zusammen, daß diesem Industriezweig seit 1947 und verstärkt ab 1948 zunehmende Priorität beigemessen wurde. Siehe dazu Wolfgang Zank, Wirtschaft und Arbeit in Ostdeutschland 1945–1949. Probleme des Wiederaufbaus in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands, München 1987, S. 27 f.

71 Entwurf: Verbesserung der Organisationsarbeit in den Betrieben (ca. Oktober 1948), in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/229, Bl. 55–59, hier Bl. 55.

72 A. a. O., Bl. 55 und 57.

73 Dieser Bericht von ca. Ende Dezember 1948 war mit „Entwicklung der Partei zu einer Partei neuen Typus" überschrieben. A. a. O., Bl. 111–115.

über die Rolle der Partei bedeutsam gehoben worden" sei, wenngleich deren „politische Bedeutung" durch die Genossen an der Basis „noch nicht erkannt" werde.[74] Daß diese Einschätzung der Stimmung in den Betriebsgruppen klar an der Realität vorbeiging, wird weiter unten noch zu lesen sein. Das Fazit der Instrukteure nach mehrfacher Überprüfung dieser drei wichtigen Großbetriebsgruppen fiel ernüchternd aus: die Funktionäre und Mitglieder der BG befänden sich in einem „ideologisch schwachen Zustand, [der sich] hemmend auf die Entfaltung der Selbstkritik" auswirke; die Betriebsgruppen seien nach wie vor „Anhängsel der Werkleitung" und spielten die „führende Rolle" in den Massenorganisationen nur schlecht. Daran konnten scheinbar auch die mittlerweile in allen drei Betrieben aktiven Betriebsparteischulen wenig ändern, obwohl beispielsweise in der Max-Hütte schon die Hälfte aller BG-Mitglieder den ersten Kursus absolviert hatte.[75]

Kritisiert wurden vor allem die SED-Landesvorstände ob ihrer unzureichenden Hilfe für die Betriebsgruppen. Die Thüringer Genossen hatten erst mehrmals durch das Zentralsekretariat gemahnt werden müssen, sich direkt um die Max-Hütte zu kümmern. „Am schlimmsten zeigte sich das Nichtleiten" bei der Brandenburger SED-Spitze in bezug auf das Hennigsdorfer Stahlwerk, aber auch die eifrigeren sächsischen Genossen konnten die Planerfüllung in Riesa nicht herbeiagitieren. Die „Kritik" an den übergeordneten Parteileitungen, der Landes- und Kreisebene, wurde ab Herbst 1948 so etwas wie eine Standardfloskel, die fortan in beinahe jedem Bericht über die meist ungenügende Arbeit der Betriebsgruppen vorkam.[76]

Etwas tiefere Einblicke als die beiden zitierten zusammenfassenden Rapporte gewähren mehrere ausführliche Berichte über das Stahlwerk in Hennigsdorf. Einem Schreiben des Betriebsdirektors ist zu entnehmen, daß das Werk nach 1945 durch die Besatzungsmacht vollständig demontiert wurde, bevor Ende 1947 die Wiederaufbauarbeiten begannen[77] – eine wichtige Tatsache, die jedoch in den Darstellungen der ZS-Instrukteure überhaupt nicht erwähnt wird. Immerhin waren in weniger als zwölf Monaten vier Siemens-Martin-Öfen in Betrieb genommen worden, die allerdings nur gut halb soviel leisteten wie „früher im Kapitalismus" und dafür fast die doppelte Zeit benötigten. Das war aufgrund der „vorhandenen objektiven Schwierigkeiten, die darin [bestanden], daß [u. a.] Kräne, Motoren und vor allem Lokomotiven fehl[t]en" und die verwendeten Rohstoffe von teilweise minderer Qualität waren, auch nicht verwunderlich.[78] Der Plan jedoch, der dem Stahlwerk von der Deutschen Wirtschaftskommission (DWK) vorgegeben wurde, nahm darauf kaum Rücksicht.

74 A. a. O., Bl. 111.

75 A. a. O., Bl. 111, 114 f.

76 Vgl. den Tätigkeitsbericht des Referats Betriebsgruppen des SED-LV Brandenburg vom 8. November 1948, in: BLHA, Rep. 332, L IV/2/5/397, Bl. 97 f., sowie „Besprechung mit Instrukteuren aus der Zone [Ost-Berlin] im Landesverband" Groß-Berlin vom Januar 1949, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/233, Bl. 34–38.

77 Bericht über die Entwicklung des Stahlwerkes Hennigsdorf seit Beginn des Wiederaufbaus (Oktober 1948), in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/230, Bl. 274–277.

78 „Unsere Erfahrungen bei dem Besuch des Stahlwerks Henningsdorf in der Zeit vom 25. bis 28. Oktober 1948", in: a. a. O., Bl. 278–285, hier Bl. 278. „Gesamtbericht vom Besuch einer Kommission im volkseigenen Hüttenwerk Hennigsdorf vom 25. bis zum 30. Oktober 1948", in: a. a. O., Bl. 286–294, hier

Die sonstigen Bedingungen im Werk konnten ebenfalls nicht als optimal bezeichnet werden. Einschließlich Nebenbetrieben arbeiteten dort knapp 3000 Menschen, unter ihnen „viele [vom Arbeitsamt] Eingewiesene". Nicht einmal jeder Zweite der Beschäftigten war gewerkschaftlich organisiert, was weit unter dem SBZ-Durchschnitt dieser Zeit lag. Von diesen wiederum hatten nur ca. 50 Prozent an den BGL-Wahlen teilgenommen, und lediglich die Hälfte der gewählten Kandidaten, von denen vier Fünftel der SED angehörten, erschien zur konstituierenden Sitzung der Betriebsgewerkschaftsleitung. Der Arbeitsschutz sei mangelhaft, hieß es weiter, mit dem Zusatz, daß „beim Flick-Konzern [...] dieselbe Maschine mit einer Schutzvorrichtung versehen gewesen" sei, an der gerade nur durch Glück kein Arbeiter gestanden habe, als ein großer Eisenblock heruntergefallen sei. Die Rangierer liefen „in Holzpantoffeln, obwohl dies lebensgefährlich" sei. Die „Wohnverhältnisse sind zum Teil sehr schlecht. [...] Im Massenlager ist es schmutzig, es sind keine Fensterscheiben da, mangelhafte Beleuchtung und zu wenig Decken." Vorsorge zur Winterfestmachung sei nicht getroffen.

Die meisten Beschwerden unter der Belegschaft rief das Betriebsessen hervor. „Viele Arbeiter lassen ihren Topf voll oder halb leer in der Kantine stehen. Die Anzahl der Abfallkübel, die täglich voller werden, konnte [...] nicht angegeben werden. Sie werden von Bauer Müller zur Mast seiner Schweine abgeholt. Das 234er Essen besteht an mindestens 4 Tagen in der Woche aus einer Wassersuppe mit Kohl und kaum einer Kartoffel."[79] Dieser Sache ging die Kommission nach und stellte fest, daß – obwohl bereits die „amtlichen Lieferungen nach [SMAD-Befehl Nr.] 234 beinahe nur aus Kohl bestehen" – „im Oktober der einzige aufgekaufte Posten freier Spitzen [nochmals] 1200 kg Kohl" waren. Es folgt der unkommentierte Nachsatz: „Der Einkäufer ist ein CDU-Mann." In einem speziellen Papier für die Abteilung Werbung, Presse, Rundfunk des SED-ZS wird dem CDU-Einkäufer kurzerhand noch ein „LDP-Mann" an die Seite gestellt und geschlußfolgert: „Also direkte Sabotage!"[80]

Dort heißt es weiter, daß sich unter den geschilderten Zuständen im Betrieb „die Feinde der Sowjetunion, die Feinde gegen den volkseigenen Betrieb, gegen die Partei einnisten und die Belegschaft mit ihrer Propaganda vergiften" konnten, wofür einige

[Forts. von Anm. 78]
Bl. 286. – Der Vergleich mit den Produktionsleistungen „früher im Kapitalismus" wird in dem Bericht nicht weiter ausgeführt. Die darin erwähnten „objektiven Schwierigkeiten" lassen jedoch vermuten, daß die Gegenüberstellung in polemischer Absicht erfolgte und einer seriösen Grundlage weitgehend entbehrt, da sowohl die Qualität der (vier) Hochöfen, von denen laut Bericht ständig mindestens einer wegen Reparaturarbeiten abgeschaltet war, als auch die sonstigen materiell-technischen Bedingungen offensichtlich deutlich unter den früheren Standards lagen. Vgl. unten das Beispiel aus dem Stahlwerk Riesa. Zum Vergleich der Produktionskapazität der SBZ-Wirtschaft mit dem Vorkriegsstand siehe Wolfgang Zank, Wirtschaft und Arbeit in Ostdeutschland 1945–1949, a. a. O., S. 18–22. Angaben zur Arbeitsproduktivität in verschiedenen Branchen der SBZ-Wirtschaft 1947 im Vergleich zu vor 1945 in: Christoph Kleßmann, Die stilisierte Klasse, a. a. O., S. 63.

79 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/230, Bl. 287.

80 A. a. O., Bl. 295–301, hier Bl. 300. Als „organisierte Arbeit des Gegners im Betrieb" wurde beispielsweise auch das Wirken einer mit 31 Mitgliedern großen LDP-Betriebsgruppe im Betrieb Zellwolle Schwarza (Thüringen) denunziert, die bei den 1948er BGL-Wahlen immerhin 300 Stimmen für ihre Kandidaten erhielt (Belegschaft: 2700, FDGB: 2300, Wahlbeteiligung: 1700). SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 116–119.

Beispiele angeführt werden. So war im Stahlwerk die Losung angeschrieben worden: „Die Diktatur ist schlimmer wie unter Hitler, es lebe die SPD!" Nachdem dies übermalt worden war, stand anderntags zu lesen: „Die Wahrheit läßt sich nicht verwischen." Hier waren eindeutig „Schumacher-Agenten" am Werk gewesen, um „den volkseigenen Betrieb zu schädigen". Ein andermal „propagierte ein SED-Mitglied [...]: ‚Die SU ist ein Militärstaat, Stalin trägt die Uniform genau wie Hitler'". Noch mehr als über diese Meinungsäußerung selbst empörten sich die Kontrolleure vom Zentralsekretariat darüber, daß diese Auffassung zwar bekannt war, aber keinerlei Reaktion der Abteilungs- oder Betriebsgruppenleitung der SED nach sich zog, der Betreffende nicht sofort aus der Partei ausgeschlossen wurde.[81]

Dies hatte wiederum mit dem gänzlich unbefriedigenden Zustand der SED-Gruppe im Hennigsdorfer Stahlwerk zu tun, die rein zahlenmäßig mit knapp 20 Prozent der Belegschaft etwa im SBZ-Durchschnitt lag. Zu den gravierenden Mängeln zählte, daß der Werkdirektor zwar Genosse war und der Parteiorganisation des Betriebes auch die Linie vorgab, aber selbst gar nicht der Betriebsgruppe angehörte. Diese wurde geleitet von einem Angestellten, der als „rechte Hand" des Direktors den Einsatz der Arbeitskräfte im gesamten Werk organisierte und sich in dieser Funktion unbeliebt machte. Auf Anweisung der Instrukteure aus der Parteizentrale sollte er diese Tätigkeit sofort beenden, um hauptamtlich seine Verpflichtungen als Vorsitzender der SED-Betriebsgruppe zu erfüllen.[82] Negativ vermerkt wurde außerdem, daß dem BG-Vorstand ganz überwiegend Meister und Angestellte angehörten, kein Betriebsgruppensekretariat existierte und bislang praktisch keine systematische Mitgliederwerbung stattgefunden hatte. Über die Erfüllung der Verpflichtung, in den zwei Monaten bis zum Jahresende 280 neue Genossen zu werben – was nahezu eine Verdopplung der BG-Stärke bedeutet hätte – schweigt sich der Verfasser des Nachkontrollberichtes im Januar 1949 allerdings aus.[83] Dieses Schweigen ist von derselben Ratlosigkeit gekennzeichnet wie die Frage, wieso die vielen parteilosen Aktivisten im Betrieb nicht den Weg in die SED fänden: „Warum stehen diese Menschen, die für den Aufbau unserer Industrie weit mehr als ihre Pflicht tun, unserer Partei, die doch die Seele dieses Aufbaus ist, manchmal noch kühl, gelegentlich ablehnend gegenüber?"[84] Hier differierten die Wahrnehmungen der SED-Instrukteure und der Arbeiter vermutlich ebenso stark wie ihre Perspektiven auf die Entwicklung im Hennigsdorfer Stahlwerk und der gesamten SBZ, was als Exempel für die wachsende Distanz zwischen Partei(apparat) und Arbeiterschaft angesehen werden kann.

Dennoch blieb der Einsatz der Kommission des Zentralsekretariats nicht ohne Konsequenzen für die Parteigruppe und die übrige Belegschaft in diesem Betrieb. Die Struktur, das Wirken und die Machtposition der SED-Organisation im Werk änderten sich in der Folge grundlegend. Der Vorstand der Betriebsparteigruppe wurde von neun auf 21 Genossinnen und Genossen erweitert, ein „kleines Sekretariat bestehend aus 5 Mitgliedern des Vorstandes geschaffen, welches stündlich, wenn es die Situation erfordert,

81 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/230, Bl. 300 f.

82 A. a. O., Bl. 282.

83 „Die Betriebsgruppe Hennigsdorf hat im Kampf um die Sollerfüllung ihre führende Rolle gefestigt" – so der optimistische Titel des Nachberichtes. A. a. O., Bl. 302–304.

84 A. a. O., Bl. 292.

zusammentreten" konnte, der BG-Sekretär „widmete sich [entsprechend der Anweisung nunmehr] nur der Parteiarbeit", „Schichtabteilungsgruppen [...] mit eigenen Leitungen" wurden gebildet, Verbindungen zu den SED-Gruppen der Zulieferbetriebe hergestellt und der „große Wettbewerb mit den anderen 3 [?] Stahlwerken eingegangen".[85]

Verglichen mit dem Zustand der Parteiorganisation in diesem Betrieb bis zum Herbst 1948, hielt in den folgenden Monaten die straff durchorganisierte „Partei neuen Typus" Einzug. Dies geschah gewiß nicht über Nacht, und genauso unwahrscheinlich ist es, daß die neu geschaffenen Strukturen bis hin zur Schichtabteilungsgruppe sofort im Sinne der Parteiführung funktionierten, denn die Menschen blieben ja dieselben – und blieben es doch nicht. Denn der Druck innerhalb der SED, von der Spitze über die Landes- und Kreisvorstände bis „hinunter" zu den Grundeinheiten im Betrieb, nahm deutlich zu und strahlte auch auf die „übrige" Belegschaft aus. Der Führungsanspruch wurde unmißverständlich erhoben und Schritt für Schritt mit aller Macht durchgesetzt. Die „Gegner" und „Saboteure", egal ob vermeintliche oder tatsächliche, die „Schumacher-Agenten" in und außerhalb der SED, die „bürgerlichen Elemente" mit und ohne CDU- oder LDP-Parteibuch, sie alle mußten zukünftig weit mehr als bisher auf der Hut sein, um nicht „entlarvt" und verfolgt zu werden. Undenkbar wurde, daß – wie noch vor wenigen Monaten geschehen – ein Obermeister die Entlassung eines Genossen Arbeiters veranlassen konnte, weil der ihn aufgefordert hatte, sich darum zu kümmern, daß die Kollegen „besser und schneller arbeiten".[86] Andererseits wurden auch in bezug auf die alltäglichen Sorgen der Beschäftigten, das Essen, die Wohnsituation, den Arbeitsschutz etc., Maßnahmen getroffen, die freilich nicht ausreichten, um die Lage der „werktätigen Massen" von heute auf morgen grundlegend zu ändern, aber doch eine schrittweise Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen bewirkten.

Sogar zur „Beschaffung von technischen Einrichtungen wie Lokomotiven usw." sollte der SED-Landesvorstand „helfend bei verschiedenen Regierungsstellen eingreifen, damit sie beschleunigt nach Hennigsdorf geliefert werden und somit die Möglichkeit gegeben ist, das Soll nicht nur zu erfüllen, sondern überzuerfüllen".[87] Vielleicht hat das in diesem Fall sogar funktioniert, doch wird daran ein grundsätzliches Problem deutlich: Die wirtschaftliche Situation der SBZ war auch im vierten Nachkriegsjahr infolge der Kriegsschäden und Demontagen von größtem Mangel gekennzeichnet, und die nächste Zukunft hieß nicht Marshallplan, sondern weitere Reparationen.[88] Bekam das Stahlwerk in Hennigsdorf die dringend benötigten Lokomotiven, oder gingen sie nach

85 A. a. O., Bl. 302 f. Richtig muß es wohl heißen: der „Wettbewerb mit den anderen zwei Stahlwerken", da auch in anderen Dokumenten zu dieser Zeit immer nur von insgesamt drei Stahlwerken (Hennigsdorf, Riesa, Max-Hütte Unterwellenborn) die Rede ist.

86 So wird es jedenfalls in dem Bericht dargestellt. Schon damals war der betreffende Genosse allerdings nach Intervention der SED-BG wieder eingestellt worden.

87 A. a. O., S. 284.

88 Rainer Karlsch, Umfang und Struktur der Reparationsleistungen aus der SBZ/DDR 1945–1953. Stand und Probleme der Forschung, in: Wirtschaftliche Folgelasten des Krieges in der SBZ/DDR. Hrsg. von Christoph Buchheim, Baden-Baden 1995, S. 45–78; zuletzt, unter Einbeziehung sowjetischer Quellen: Jochen Laufer, Von den Demontagen zur Währungsreform – Besatzungspolitik und Sowjetisierung Ostdeutschlands 1945–1948. In: Sowjetisierung und Eigenständigkeit in der SBZ/DDR (1945 bis 1953). Hrsg. von Michael Lemke, Köln 1999, S. 163–186.

Riesa, weil der sächsische Landesvorstand der SED die besseren Kontakte hatte als die Brandenburger Genossen? Möglicherweise blieben alle Bemühungen in beiden Fällen noch längere Zeit erfolglos, und die Stahlwerker konnten weiterhin, aufgrund fehlender Voraussetzungen, die (zu) hohen Planvorgaben nicht erfüllen. Die ausführliche Schilderung des Hennigsdorfer Beispiels sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß der zentrale Parteiapparat und auch die nachgeordneten hauptamtlichen Leitungsebenen der SED natürlich nicht in der Lage waren, jeden Großbetrieb der SBZ, ganz zu schweigen von den kleinen und mittleren, derart intensiv zu bearbeiten. Daher liegt die Vermutung nahe, daß der für das Stahlwerk in Hennigsdorf konstatierte Zustand der Betriebsparteigruppe vor dem Besuch der Instrukteure für viele Betriebe noch längere Zeit charakteristisch war bzw. die „führende Rolle" der Einheitspartei dort um einiges langsamer und später durchgesetzt wurde – nicht zu vergessen die große Zahl derjenigen Betriebe, in denen 1948 noch gar keine SED-Gruppen existierten.

Um einen etwas breiteren Eindruck zu vermitteln, welche Schwierigkeiten die SED – nicht zuletzt in den eigenen Reihen – zu überwinden hatte, bevor sie ihre Herrschaft in den Betrieben flächendeckend etablieren konnte, und wie sie das tat, sollen noch einige weitere Beispiele vorgestellt werden.

Das bereits erwähnte Stahl- und Walzwerk Riesa wurde etwa zur selben Zeit und mit der gleichen Intensität durch Instrukteure des Zentralsekretariats inspiziert wie Hennigsdorf. Auch hier zeitigte der „Besuch" die oben beschriebenen organisatorisch-strukturellen Veränderungen innerhalb der SED-Betriebsgruppe.[89] Im Riesaer Fall werden allerdings unter dem Stichwort „Mitgliederbewegung" einige drastischere Konsequenzen der „ideologischen und organisatorischen Festigung der Partei" genannt, die bei jenem Beispiel nicht vorkamen. Denn im Zuge der Umgestaltung der SED zur „Partei neuen Typus" traten in Riesa „30 Schumacherleute aus der Partei aus. (Die aber bis heute noch im Betrieb ihre sowjetfeindliche, [...] gegen die Partei und volkseigenen Betriebe gerichtete Propaganda betreiben können, da bis heute noch nicht ein einziger aus dem Betrieb entfernt wurde.) Diese Elemente beeinflussen einen Teil der Belegschaft und wirken hemmend bei der Steigerung der Arbeitsproduktivität. Im weiteren Verlauf der Kampagne sind weitere 70 Mitglieder aus der Partei ausgetreten, nur vereinzelte wurden ausgeschlossen."[90] Der Kern alter Sozialdemokraten, so ist zu vermuten, hatte damit die SED-Betriebsgruppe des Stahlwerkes verlassen bzw. war hinausgedrängt worden. Der Forderung, diese ehemaligen Genossen ganz aus dem Betrieb zu entlassen und ihnen damit praktisch ihre Existenzgrundlage – in der SBZ – zu entziehen, war in diesem Fall (noch?) nicht nachgekommen worden.[91] Vielleicht, weil es sich bei diesen vorrangig um kaum zu ersetzende Facharbeiter handelte, vielleicht, weil

89 Bericht über unseren Besuch im Stahl- und Walzwerk Riesa vom 10. Januar bis 11. Januar 1949, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 313–318. Für diesen Betrieb wurde im Gegensatz zu Hennigsdorf nur dieser eine Bericht gefunden, aus dem jedoch hervorgeht, daß bereits Ende September 1948 eine Instruktionskommission zur „Überprüfung" vor Ort gewesen war.

90 A. a. O., Bl. 314.

91 Aus der Kohlengrube Phönix im thüringischen Mumsdorf (Kreis Altenburg) wird dieses Vorgehen in einem Einzelfall berichtet: „Ein Parteiaustritt (Meister der Elektrowerkstatt) diskutiert heftig gegen die Partei. Nach Rücksprache mit dem Betriebsleiter ist Entlassung vorgesehen, sobald brauchbarer Ersatz herangezogen ist." SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 174 f. – Grundsätzlich zur sukzessiven

die Verantwortlichen im Betrieb „inkonsequent" oder „sentimental" gegenüber diesen Kollegen waren.

Den so entstandenen Mitgliederschwund konnte die Riesaer Betriebsgruppe innerhalb weniger Monate mehr als kompensieren, da gleichzeitig „119 neue Mitglieder [...] aus den Henneckeaktivisten, besten Gewerkschaftlern, aus FDJ und DFD gewonnen" wurden. So erzielte die SED in diesem Stahlwerk im Januar 1949 einen beachtlichen Organisationsgrad von einem Drittel der Belegschaft. Aber: „Trotz guten organisatorischen Aufbaus der Betriebsgruppe hat es die Partei nicht vermocht, die [...] Kräfte der 100% gewerkschaftlich organisierten Belegschaft zu mobilisieren, um das Soll im 2. Halbjahr 1948 nur annähernd zu erfüllen."[92] In einem monatelangen Streit zwischen Werkleitung und DWK, ob das Plansoll auf 40000 oder 28000 Tonnen festzulegen sei, hatte die BG „fälschlicherweise" den Standpunkt der Werkleitung unterstützt. Letztlich waren gerade einmal 21200 Tonnen produziert worden. Warum? Die schwer nachvollziehbare Diagnose der Instrukteure vom SED-ZS ergab: „Es ist richtig [...], daß die subjektiven Kräfte, die Menschen, die Sollerfüllung entscheiden, trotz der objektiven Schwierigkeiten, wenn die Partei die führende Rolle spielt. Diese Aufgabe hat die [...] BG nicht erfüllt, sie klammerte sich noch immer an die objektiven Schwierigkeiten, an das Fehlen von Motoren bei den Kränen, welche die Schrottzuführung für die Martinöfen besorgen, an das Fehlen von tragfähigen Magneten für die Kräne und an das Fehlen weiterer Chargiermaschinen." Der nächste Ärger war schon vorprogrammiert, denn die Genossen aus dem Stahlwerk hatten bereits signalisiert, „daß die termingemäße Fertigstellung des 4. SM-Ofens, welche für den 1. 3. 1949 geplant war, nicht eingehalten werden kann, da 90 t Blech fehlen. Weiterhin benötigt das Werk für jeden Ofen 180 t Manasitsteine und Rangierlokomotiven [...]."[93] Daß sich derartige Zustände auf die Arbeitszufriedenheit und auf die Leistungslöhne der Belegschaft und somit auf das gesamte Betriebsklima negativ auswirken mußten, war den SED-Funktionären aus Berlin scheinbar entgangen. Statt dessen klagten sie ihrerseits, daß „der Belegschaft [...] noch nicht bewußt [sei], daß mit mehr Stahl ein besseres Leben geschaffen wird". Doch mit Phrasen waren die Probleme nicht zu lösen, noch weniger mit Beschimpfungen, daß „die Arbeiter für die Ausbeuter in zehnmal schnellerem Tempo gearbeitet haben, als jetzt", was deutlich zeige, „daß den Arbeitern noch nicht klar geworden ist, was volkseigener Betrieb für sie und für die Arbeiterklasse bedeutet".

Schließlich empören sich die Funktionäre aus der SED-Zentrale über den mangelnden Respekt, der ihnen von den Stahlwerkern entgegengebracht worden sei: „Ganze Gruppen von Arbeitern stehen in den verschiedenen Abteilungen zusammen und diskutieren. Sie machen nicht einmal Anstrengungen, zu ihren Arbeitsplätzen zurückzukehren, wenn Betriebsfremde kommen, die mit dem BG-Sekretär durch den Betrieb gehen. [... Es] scheint, als wenn viele Arbeiter glauben, sie können heute im volkseigenen

[Forts. von Anm. 91]
Ausschaltung der Sozialdemokraten in der SED siehe: Harold Hurwitz, Die Stalinisierung der SED. Zum Verlust von Freiräumen und sozialdemokratischer Identität in den Vorständen 1946–1949, Opladen 1997.

92 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 316.

93 A. a. O., Bl. 317.

Betrieb sich Schonzeit auferlegen." Auch diese Episode läßt erahnen, daß es bis zu den „festen Burgen" der SED, in die sich die Betriebe nach den Vorstellungen der Parteispitze verwandeln sollten, wohl noch ein weiter Weg war. Über die noch zurückzulegende Strecke sagen die Organisationszahlen allein offensichtlich wenig aus, wie der Fall des Riesaer Stahl- und Walzwerkes zeigt.[94] Andererseits ist nicht zu bestreiten, daß angesichts des in den folgenden Jahren zunehmenden Disziplinierungsdrucks innerhalb der SED durch das Potential von einem Drittel Genossen innerhalb der Belegschaft vermutlich mehr von diesem Druck auf die parteilosen Beschäftigten übertragen werden konnte, als wenn nur jeder Zehnte der Partei angehört hätte.

Die Praxis, Instrukteurgruppen der verschiedensten Leitungsebenen der SED zur Überprüfung der Parteiarbeit in Betriebe zu entsenden, wurde 1949 systematisch fortgeführt und erweitert. Nunmehr gingen Kontrollgruppen aus der Parteizentrale nicht nur in besonders wichtige Großbetriebe, sondern auch in solche mit deutlich unter 1000 Beschäftigten. So nahm im Juli 1949 eine vierköpfige Kontrollgruppe des Parteivorstandes die Maschinenfabrik Halle-Saale-Werk eine Woche lang unter die Lupe.[95] In dem Betrieb arbeiteten knapp 450 Beschäftigte, davon ca. 120 SED-Mitglieder, also etwas mehr als ein Viertel der Belegschaft. Nach Kriegsende hatte es in der Fabrik fünfzehn SPD-Mitglieder und doppelt soviele Kommunisten gegeben, die sich 1946 zur SED-Betriebsgruppe mit damals 65 Mitgliedern vereinigten. Der aktuelle Vorsitzende war seitdem im Amt und wurde von den Instrukteuren – wie die gesamte Leitung – als „ideologisch sehr schwach" eingeschätzt. Bei ihm wurde als Begründung angeführt, daß er die Kreisparteischule noch nicht absolviert hatte. Die Schwächen der anderen lagen in zwei Fällen in der Vergangenheit. Der eine hatte „freiwillig auf der Seite Francos in Spanien" gekämpft und war in der Betriebsgruppe für die personalpolitische Arbeit zuständig. Von dieser Funktion sollte er nun umgehend entbunden werden. Ein zweiter war SS-Mann gewesen, und ein weiterer Genosse aus dem „schwachen" Führungszirkel war bereits „wegen fachlicher Unfähigkeit und Faulheit" entlassen worden.

Worin kamen die „ideologischen Schwächen" konkret zum Ausdruck? Vor allem in den Fragen der Normen, des Leistungslohnes und in bezug auf die Aktivisten. Diesbezügliche „Unklarheiten" der Genossen in den Betrieben wurden von den kontrollierenden SED-Funktionären immer wieder festgestellt.[96] In der halleschen Fabrik äußerte ein Parteileitungsmitglied: „Wir als Partei tarnen den Akkord mit Leistungslohn, aber in Wirklichkeit ist es doch nichts anderes wie Akkord." Ein anderer Funktionär und

94 Diese Binsenweisheit läßt sich anhand weiterer Beispiele nachvollziehen. So stellten die mehr als 4000 SED-Mitglieder in Leuna, dem größten Industriebetrieb der SBZ, zwar eine zahlenmäßig beeindruckende Organisation dar, aber in einem Kurzbericht vom September 1948 werden ihr Zustand und ihr Wirken dennoch als schlecht dargestellt. SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/229, Bl. 90–93. Mehrere Fälle von BG mit relativ hohen Mitgliederzahlen, aber – bis zu diesem Zeitpunkt – (sehr) schlechter Arbeit finden sich auch in den „Auszügen aus Berichten über die Betriebsgruppen" aus Thüringen vom Herbst 1948. SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 158–181.

95 Bericht der Instrukteurgruppe des PV, die vom 11. bis 16. Juli 1949 die Parteiorganisation in der Maschinenfabrik Halle-Saale-Werk überprüfte, in: a. a. O., Bl. 23–33. Daher auch im folgenden.

96 Vgl. das Kapitel über Löhne und Normen in: Peter Hübner, Konsens, Konflikt und Kompromiß. Soziale Arbeiterinteressen und Sozialpolitik in der SBZ/DDR 1945–1970, Berlin 1995, S. 16–88.

Aktivist meinte dazu: „Es besteht für uns als Arbeiter kein Unterschied. Im volkseigenen Betrieb müssen wir heute mehr arbeiten als früher. Die oben leben, aber wir schufften." Ein Parteiloser beschwerte sich bei den Kontrolleuren vom Parteivorstand: „Wir waren früher in Lohngruppe 5 eingestuft. Die Werksleitung hat uns ohne Lohnkommission in die Lohngruppe 3 heruntergesetzt. So war es auch im kapitalistischen Betrieb. Wir Hobler müssen fehlerhafte Stücke kostenlos ohne Bezahlung nacharbeiten. Ein Kollege arbeitete 2 Tage und bekam nicht einen Pfennig dafür. Wir machen schmutzige Arbeit, bekommen keine Seife, keine Kleider oder Schuhe, das hat es früher nicht gegeben."[97]

Besonders heftigen Widerspruch der Arbeiter – auch der Genossen unter ihnen – löste offensichtlich immer wieder die Frage der Normen aus. Von SED-Mitgliedern aus der halleschen Maschinenfabrik hörten die Instrukteure hierzu: „Die Kollegen sind mit den heutigen Normen, die ihnen zu hoch erscheinen, nicht einverstanden. Wie kann man da noch höhere Normen erarbeiten? Wenn wir als SED-Genossen höhere Leistungen, bessere, höhere begründete Normen erarbeiten würden, dann würde sich die Stimmung der Kollegen gegen uns, gegen die Partei richten." Ein anderer sagte: „Wir haben heute viel schlechtere Maschinen, schlechtere Werkzeuge und eine schlechtere Arbeitsvorbereitung als früher. Dazu kommt noch, daß die Leute noch eifriger mit der Stoppuhr herumlaufen, dies erzeugt schlechte Stimmung im Betrieb."[98] Im Ostberliner Kabelwerk Oberspree (KWO) drohten die Arbeiter sogar mit Streik, weil die Betriebsleitung einfach neue Normen angeordnet hatte. In der Regel waren es die Genossen in den Betrieben, die vorgeschickt wurden, um in derart heiklen Fragen den „Durchbruch" zu erzielen. Dabei hatten sie beträchtlichen „Gegenwind" von ihren Kollegen zu gewärtigen. Dazu ein SED-Mitglied aus dem KWO: „Die Parteimitglieder in den Abteilungen weichen zurück und sagen, wir stehen mit unseren Kollegen auf gutem Fuß und wollen es mit ihnen nicht verderben. Ihr Spitzenfunktionäre müßtet einmal hören, wie die Belegschaft über euch denkt."[99]

Ebenso heftig umstritten wie die Normenfrage war die „Aktivistenbewegung", obschon immer mehr Arbeiter, auch Genossen, diese nutzten, um ihren Lohn aufzubessern. Die wachsende Beteiligung wurde u. a. dadurch befördert, daß die Betriebsgewerkschaftsleitungen diese „Bewegung" ankurbeln sollten und von „oben" regelmäßig Auflagen erhielten, eine bestimmte Anzahl neuer Aktivisten zu gewinnen. Um die geforderten Zahlen zu erreichen, handhabten viele betriebliche FDGB-Funktionäre die Kriterien für die Einstufung der Aktivisten entsprechend „flexibel", wie immer wieder aus den Berichten hervorgeht. Aus dem Halle-Saale-Werk hieß es dazu: „Es gibt 51 Aktivisten im Betrieb, die zwar gute Leistungen vollbringen, aber viele von ihnen können trotzdem nicht als Aktivisten bezeichnet werden. [...] Die BGL, mit Unterstützung

97 Ein Kontrolleur berichtete aus einem großen SAG-Betrieb in Magdeburg, daß er mit über fünfzig Arbeitern, darunter Funktionäre der Partei, gesprochen habe, und ausnahmslos alle hätten den Begriff Akkord statt Leistungslohn gebraucht. Kurzbericht von der Überprüfung des Kreisvorstandes Magdeburg, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 57–63.

98 A. a. O., Bl. 24.

99 Bericht über die Tätigkeit der vom Politbüro eingesetzten Kommission in Oberschöneweide, Berlin, vom 22. Juni bis 30. Juni 1949, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/233, Bl. 41–57, Zitat Bl. 50.

des IG Metall Ortsvorstandes, macht jeden zu einem Aktivisten, der seine Norm mit 120 Prozent erfüllt."[100] So wird z. B. von drei älteren, erfahrenen Formern – alle Genossen – in der Gießerei berichtet, die nach alten Normen arbeiten und dabei sehr gut verdienen, „aber sie würden nicht verlangen, daß ihre Normen dem heutigen Stand angepaßt werden. [...] Oder Gen. Hennecke, Dreher, gibt seine tatsächliche Leistung nicht an, aber ist auch Aktivist. Dabei bringt er noch feindliche Argumente gegen die Partei, gegen unsere demokratische Entwicklung in Versammlungen vor."[101] Auch in einem Chemnitzer Maschinenbaubetrieb setzte während einer Parteiversammlung „lebhafte Unruhe" ein, als die Rede auf die Aktivisten kam. Höhepunkt der „schiefen Diskussion" war die Warnung eines Genossen davor, die „Aktivisten zu verhätscheln und sie zu stark zu bevorzugen".[102] Der sowjetische Generaldirektor der SAG Krupp Gruson, Magdeburg, beklagte, daß „von den 2000 Aktivisten [im Betrieb] nur ein kleiner Prozentsatz SED-Mitglieder [sei], weil in der SED noch die alte konservative Einstellung bei der Mehrheit der Mitglieder vorhanden ist, die annehmen, daß sie heute noch immer ausgebeutet werden".[103] Ein hauptamtlicher Betriebsgruppensekretär aus Magdeburg brachte vermutlich die Motivation der Mehrzahl derjenigen Genossen und Parteilosen, die an der „Aktivistenbewegung" teilnahmen, auf den Punkt: „Unsere Wettbewerbe [...] sind keineswegs aufgrund des Bewußtseins der Arbeiter [...] zustande gekommen, sondern aufgrund der materiellen Veranlagung der Menschen, mehr Geld zu verdienen. In politischer Beziehung sind sie noch sehr rückständig, verherrlichen das Alte und verneinen das Neue in unserem demokratischen Neuaufbau."[104]

Wie in den oben genannten Beispielen aus Hennigsdorf und Riesa wurden auch von der Instrukteurgruppe des SED-Parteivorstandes, die das Halle-Saale-Werk inspizierte, grundlegende organisatorische und personelle Festlegungen getroffen sowie eine Reihe von Aufgaben für die Betriebsgruppe formuliert, die im wesentlichen denen für die beiden Stahlwerke entsprachen. Hinzugefügt wurden in diesem Fall – wohl aufgrund der massiven sowjetfeindlichen Äußerungen – konkrete Anweisungen zur „Durcharbeitung" der „Geschichte der KPdSU(B)" durch alle Mitglieder und Funktionäre der SED-Gruppe des Betriebes.[105] Umfänglich fielen auch die Festlegungen bezüglich Leistungslohn, „technisch begründeter Arbeitsnormen" und Fortführung der „Aktivistenbewegung" aus. Frappierend ist, mit welcher Selbstverständlichkeit die Parteiinstrukteure

100 Ein weiteres der zahlreichen Beispiele, die diese Praxis belegen, stammt aus der Kohlengrube Phönix (Kreis Altenburg/Ostthüringen): „Aktivisten wurden von oben bestimmt, um eine möglichst große Zahl von Aktivisten im Betrieb benennen zu können. Den meisten der ‚Aktivisten' kommt es auf zusätzliche Ernährung und Zigaretten an. Keine politische Belebung der Aktivistenbewegung." SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 174 f.

101 A. a. O., Bl. 23–33. hier Bl. 25.

102 „Was ist in der Betriebsgruppe der Ersten Chemnitzer Maschinenfabrik los?" Auszug aus dem Informationsbericht des KV Chemnitz vom 3. Mai 1949 (SED-Landesvorstand Sachsen an das Zentralsekretariat), in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 25 f.

103 Kurzbericht von der Überprüfung des Kreisvorstandes Magdeburg (29. August 1949), in: a. a. O., Bl. 57 bis 63, hier Bl. 61. Der Betrieb hatte eine Belegschaft von ca. 8000 Beschäftigten, der SED-BG gehörten knapp 2000 Mitglieder an. Der BG-Vorstand konnte keine Angaben machen, wie viele Genossen Aktivisten waren.

104 A. a. O., Bl. 59.

105 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 23–33, hier Bl. 29 f.

detaillierte Maßnahmen zur „Reorganisation der Betriebsgewerkschaftsgruppe durch den Ortsvorstand der IG Metall" anordneten. An ihrer Weisungsbefugnis gegenüber den Gewerkschaften bestand für die betreffenden SED-Funktionäre im Sommer 1949 ganz offenbar nicht der leiseste Zweifel.

Anhand der halleschen Maschinenfabrik wird auch die aus vielen Betrieben berichtete – alles andere als positive – Haltung nicht weniger SED-Mitglieder und des Gros der Belegschaften gegenüber der sowjetischen Besatzungsmacht deutlich, die vor allem durch die Demontage- und Reparationspolitik sowie das Auftreten der Rotarmisten in der Öffentlichkeit geprägt wurde.[106] Manche sahen nun auch – bewußt oder unbewußt – die alten Ressentiments bezüglich der „kulturell unterentwickelten" Russen bzw. die Nazipropaganda von den „bolschewistischen Barbaren" bestätigt. Dort äußerten Genossen: „Wir sind noch nicht im Stande, soviel für uns Deutsche selbst zu erzeugen und doch müssen wir für die Russen arbeiten; das ist ungerecht. Der Amerikaner schafft wenigstens Waren nach dem Westen. [...] Die Sowjetsoldaten sind protzig in der Straßenbahn, sie nehmen keine Rücksicht auf alte Leute, sie sind noch immer bewaffnet, was doch nicht notwendig ist, denn wir Deutsche machen ihnen bestimmt nichts." Ein Kollege aus derselben Fabrik, „der vor allem die Jugend, die im Betrieb im Arbeitstempo sehr nachhinkt und antisowjetisch eingestellt ist", vertrat, sagte in einer Belegschaftsversammlung: „Wie können wir freundlich zur SU stehen, wenn Sowjetsoldaten und Offiziere Arbeiter und Arbeiterinnen auf den Straßen überfallen? Mich hat man, als ich auf dem Rad saß, von hinten angefahren. Im Auto saßen Sowjetoffiziere, die lachten, als ich auf der Straße lag. Auf dem Tanzsaal hat mich ein besoffener russischer Soldat ins Gesicht geschlagen, um mit meiner Braut tanzen zu können. Russische Soldaten überspringen Zäune und stehlen Obst. Sicher gab es auch bei den deutschen Soldaten schwarze Schafe, aber so etwas haben sie bestimmt nicht gemacht [!]."[107] Dies ist ein drastisches Beispiel dafür, wie im Bewußtsein vermutlich vieler Deutscher (nicht nur) in der SBZ der nur wenige Jahre zuvor von Deutschen mit großer Grausamkeit geführte Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion ausgeblendet bzw. durch die Erfahrungen der Besatzungszeit überlagert wurde.

Die recht drastischen Äußerungen der halleschen Maschinenbauer stellten in der Tendenz beileibe keine Ausnahme dar. Ein Mitglied der SED-Gruppenleitung einer großen Zellwollefabrik im thüringischen Schwarza formulierte etwas vorsichtiger, „man solle die Sowjetunion nicht so sehr in den Vordergrund rücken, das verstünden die Arbeiter nicht".[108] Aus einer Vielzahl von Berichten entsteht der Eindruck, daß „gute Diskussionen in bezug auf die SU" eher die Ausnahme denn die Regel darstellten.[109]

106 Vgl. Norman M. Naimark, Die Russen in Deutschland. Die Sowjetische Besatzungszone 1945 bis 1949, Berlin 1999, S. 235 ff.

107 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 24 f.

108 „Bericht der Thüringen-Kommission" (Berlin, 15. November 1948), in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/231, Bl. 116–119, hier Bl. 118.

109 Ein Genosse aus der halleschen Maschinenfabrik wird mit folgendem leicht formelhaften Statement zitiert: „Die SU ist das Bollwerk für die internationale Arbeiterklasse. Nur dank der SU und ihrer Armee haben wir volkseigene Betriebe erhalten, die wir schätzen und verwalten lernen müssen, aus denen wir mehr herausholen müssen als früher aus kapitalistischen. Viele von uns können die große Hilfe, die uns

Der verbreiteten antisowjetischen Stimmung sollte insbesondere die „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion" entgegenwirken. Um die geringe Resonanz dieser „Massenorganisation" zu erhöhen, wurde beispielsweise in der Ersten Chemnitzer Maschinenfabrik im Frühjahr 1949 versucht, die SED-Betriebsgruppe zum geschlossenen Eintritt in die Gesellschaft zu bewegen.[110] Der Referent verwies ausdrücklich darauf, daß es sich um „eine rein deutsche" Organisation handele. Die Frage eines Genossen nach einem eventuellen Beitragsrabatt, falls die Parteigruppe geschlossen eintrete, wurde allerdings verneint. Schließlich entschied sich in einer Abstimmung die große Mehrheit der über einhundert anwesenden Genossen gegen den kollektiven Eintritt in diese Massenorganisation, die wenige Monate später in „Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft" (DSF) umbenannt wurde.[111]

Einem Beschluß des SED-Zentralsekretariats entsprechend, sollten ab Frühjahr 1948 nicht nur die oben erwähnten Instruktionskommissionen des zentralen Parteiapparates, sondern nunmehr auch „die führenden Genossen aus Verwaltung, Wirtschaft und Massenorganisationen planmäßig auf die Betriebsgruppen zur [...] Instruktion und Kontrolle aufgeteilt werden". Dies scheint so nur in Sachsen einigermaßen konsequent umgesetzt worden zu sein, wo Dahlem zufolge 1300 solcher Parteikader als Instrukteure „sehr viel zur Hebung der Betriebsgruppenarbeit" beitrugen.[112] Ein Bericht aus Dresden vom Februar 1949 läßt allerdings Zweifel am raschen Erfolg dieser Aktion aufkommen. Darin wird nämlich festgestellt, daß von 153 Instrukteuren ein ganz überwiegend trübes Bild von der Tätigkeit der BG in der Stadt gezeichnet worden sei.[113]

Daß die Autorität und das Durchsetzungsvermögen dieser einzelnen Instrukteure gegenüber den BG-Funktionären weit geringer war als im Fall der oben behandelten Kommissionen des Parteivorstandes bzw. Zentralsekretariates der SED, kann man an folgendem Beispiel sehr gut sehen, das zugleich einen ziemlich ungeschminkten Eindruck vom Stand der Betriebsgruppenarbeit der Einheitspartei vermittelt. Ein Mitarbeiter der Justizabteilung des SED-Landesvorstandes Sachsen hatte offenbar seit April

[Forts. von Anm. 109]
die SU gegeben hat, nicht schätzen, weil sie noch nicht begriffen haben, was die SU im Kampf gegen den Faschismus geleistet hat." A. a. O., Bl. 30.

110 SAPMO-BArch DY 30/ IV2/5/232, Bl. 25 f.

111 Erst im April d. J. hatte das Sekretariat des ZK der SED neue Aufgaben der DSF festgelegt, zu denen u. a. die „Verstärkung der Arbeit in den Betrieben mit dem Ziel, neue und größere Kreise von Arbeitern für die Gesellschaft zu gewinnen", zählte. Im Sommer entsprach die Parteiführung sogar dem Wunsch der DSF, ihr die Bildung eigener Betriebsgruppen zu gestatten. Zitiert nach: Jan C. Behrends, Die Propaganda der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in der frühen DDR (1949–1956), Staatsexamensarbeit, TU Berlin 1999, S. 44 f. Die aktuellste Veröffentlichung mit weiteren Literaturhinweisen zur DSF stammt von Lothar Dralle, Funktion und Rolle der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und ihrer Vorgängerorganisationen, in: Materialien der Enquete-Kommission, a. a. O., Bd. II/1, S. 97–110.

112 Franz Dahlem in seinem Referat auf der 10. Tagung des SED-PV im Mai 1948, in: Entscheidungen der SED 1948, a. a. O., S. 83 f. Dahlem beschwert sich ausdrücklich, „hier wieder nur" auf Angaben aus Sachsen zurückgreifen zu können.

113 Wörtlich heißt es dort: „Die größte Schwäche, welche von den 153 Instrukteuren für die Betriebe festgestellt wurde, war: 1) die Betriebsgruppenvorstandssitzungen fanden nicht regelmäßig statt. 2) Es existieren fast keine Abteilungs- und Schichtgruppen. 3) kein Eigenleben getätigt." SAPMO-BArch, DY 30/ IV/2/5/232, Bl. 150–156, hier Bl. 156.

1948 den Auftrag, die Parteigruppen verschiedener Betriebe, vor allem der SAG Thodesche Papierfabrik (ca. 500 Beschäftigte), in der zwischen Dresden und Chemnitz gelegenen Kleinstadt Hainsberg zu instruieren und zu kontrollieren.[114] Seither nahm er gelegentlich an Funktionärssitzungen und Mitgliederversammlungen der BG teil, hatte schriftliche Berichte angefordert bzw. erhalten und auf demselben Weg Informationen und Anweisungen an die Parteifunktionäre des Betriebes weitergeleitet.[115]

Das Ergebnis seiner Bemühungen faßt der Instrukteur gleich eingangs mit den Worten zusammen, daß er „nicht weitergekommen" sei. Es war ihm nicht gelungen, „die führenden Funktionäre [der Betriebsgruppe] zuversichtlich von der Richtigkeit der Parteilinie vornehmlich zur Lösung der wirtschaftlichen Aufgaben zu überzeugen". Sie würden zwar „in der Theorie" den Befehl 234 und den Zweijahresplan „als Ausgangspunkt einer Wendung zum materiellen Aufstieg" anerkennen, machten deren Erfolg aber von der Voraussetzung einer „entscheidende[n] Besserung der Ernährungslage und [der] Lösung des Rohstoffproblems" abhängig. Dabei stützten sie sich auf ihre Erfahrung aus der betrieblichen Praxis, der zufolge sich die Situation trotz bevorzugter Belieferung ihres SAG-Betriebes mit Rohstoffen nicht grundlegend verbessert habe. Die Versuche des Instrukteurs, seine skeptischen Genossen Arbeiter anhand der beinahe täglichen Zeitungsmeldungen über „Dutzende von Erfolgsbeispielen aus anderen Betrieben" vom Gegenteil zu überzeugen, scheiterten an deren „negative[r] Einstellung bis zum offenen Mißtrauen gegenüber unserer Presseberichterstattung". Diese wurde von ihnen als „übertriebene Propaganda" bezeichnet, da sich andererseits „im wesentlichen die Lage der Werktätigen in den Betrieben [...] nicht spürbar bessere". Daraus, folgerten die SED-Genossen an der Basis in schonungsloser Offenheit, „entwickle sich zwischen den nur theoretisch geschulten angestellten Spitzenfunktionären und den praktisch tätigen Betriebsfunktionären der Partei eine unterschiedliche Auffassung der Lage, die zu einer Isolierung von den Massen führen" müsse.[116]

Aus dieser Haltung ergibt sich für den berichtenden Instrukteur nahezu zwangsläufig, daß „aus Unsicherheit, [...] Sentimentalität [... und] falscher Solidarität mit der unpolitischen Masse [...] die SED-Betriebsgruppe keine führende Rolle [innehabe], sondern Nachtrabpolitik" betreibe. „Sie vermag nicht [...] auch nur zeitweilig gegen die Massenstimmung mit entsprechenden Maßnahmen den Willen der Partei durchzusetzen." Dies sei natürlich „kein Zufall", denn die „maßgebenden Funktionäre sind fast alle alte ehemalige SPD-Genossen".[117] Zu dem Bild paßt, daß die in dieser SED-Betriebsgruppe

114 Instrukteurbericht über die SAG Thodesche Papierfabrik Hainsberg für die Monate Juni, Juli, August (16. September 1948), in: a. a. O. Bl. 392–396. Der Verfasser erwähnt darin frühere Berichte von April bzw. Juni 1948 sowie die Existenz sieben weiterer Betriebe mit SED-Gruppen in Hainsberg, darunter eine Spinnerei mit siebenhundert Beschäftigten.

115 Hierin ist natürlich auch ein wesentlicher Grund für die vergleichsweise geringe Wirkung der Einzelinstrukteure zu sehen. Sie gingen nicht nur allein in die Betriebe, sondern hatten in der Regel auch einen deutlich niedrigeren „Dienstgrad" als die Mitglieder der ZS- bzw. PV-Kommissionen, die zudem in den oben genannten Beispielen (Hennigsdorf und Riesa) wiederholt und jeweils mehrere Tage hintereinander die Betriebe „heimsuchten". Sowohl ihr politisches Gewicht als auch ihre zeitliche und physische (zahlenmäßige) Präsenz waren also von ganz anderer Qualität.

116 Symptomatisch ist, daß in dem Bericht der Betriebsratsvorsitzende als einer der maßgeblichen Wortführer der Genossen in der Papierfabrik genannt wird.

117 Dem ist in Klammern hinzugefügt: „Ich sage das als alter ehemaliger Sozialdemokrat"!

offensichtlich tonangebenden alten Sozialdemokraten „Druckmittel [...] auch gegen die größten Versammlungsdrückeberger und passiven Mitglieder" ablehnten und bei „Verteilungen jede Differenzierung auch nach politisch-gesellschaftlichen Leistungen" unterblieben.[118] Überhaupt gab man dem Genossen Instrukteur „mehrfach zu verstehen, daß die Arbeitsrichtlinien der Partei [...] graue Theorie" seien. Entsprechend bemängelte er unter anderen folgende „konkrete Fehler und laufende Disziplinbrüche" in der Tätigkeit der Betriebsgruppe: Die Bildung von Abteilungs- bzw. Schichtgruppen und die „Forcierung von Aktivistengruppen" werde ebenso abgelehnt wie die Durchführung monatlicher Schulungsabende außerhalb der Mitgliederversammlungen, die „im Stile früherer Wahlvereinsversammlungen" durchgeführt würden. Außerdem sei die Mitgliederkartei total veraltet, die Protokollführung und Berichterstattung äußerst mangelhaft, weigere sich die SED-BG, Teilnehmer für diverse Schulungsmaßnahmen zu benennen, und betreibe keine Mitgliederwerbung.[119]

Alles in allem entsprachen Zustand und Wirken der Parteigruppe in dieser Fabrik wohl in keinem Punkt den Vorstellungen und Anweisungen von „oben". Daran hatte auch der Genosse Instrukteur seit mehr als einem halben Jahr nichts ändern können. Quasi zu seiner Entlastung weist er darauf hin, daß er die Genossen der BG-Leitung „gebeten" habe, „im Zuge der organisatorischen Festigung, wie sie in der Gesamtpartei durchgeführt wird", alle notwendigen Maßnahmen zu ergreifen – wohl wissend, daß sie dieser „Bitte" ohne massiven Druck von oben ganz sicher nicht nachkommen würden. Er gab schließlich die ihm zugewiesene Verantwortung an die zuständigen SED-Instanzen zurück, indem er seinen Vorschlag wiederholte, in der Papierfabrik „für eine gewisse Zeit" einen hauptamtlichen Parteisekretär einzusetzen, der „gleichzeitig auch die [benachbarte] Spinnerei mit betreuen" könnte. Letzteres hielt der Berichterstatter für unbedingt notwendig, weil in „diesem Betrieb [...] die Verhältnisse noch ungünstiger" seien.

Um das desaströse Bild zu vervollständigen, schloß der Instrukteur seine Schilderung mit der Feststellung, daß die „negativen Erscheinungen, wie sie in der Papierfabrik auftreten, mehr oder weniger in allen [der übrigen sechs Hainsberger] Betriebe vorhanden" seien, in denen SED-Gruppen existierten, die bislang allesamt vom Ortsvorstand der Einheitspartei „angeleitet" wurden. Die letzte Bemerkung läßt vermuten, daß die SED-Ortsgruppe, einschließlich ihres Vorstandes, ähnlich verfaßt war wie die ausführlich beschriebene Betriebsgruppe.[120]

Offensichtlich befanden sich die betrieblichen und örtlichen Gliederungen der SED in der sächsischen Kleinstadt Hainsberg im Herbst 1948 (noch) weitgehend in der Hand

118 An anderer Stelle des Berichts heißt es dazu in derselben Diktion: „Natürliche zahlreiche Widerstände, geboren aus Trägheit, egoistischer Berechnung, individualistischer Beschränktheit in den Kreisen der Mitglieder sind, wie überall, vorhanden. Aber die verantwortlichen führenden Genossen wissen oder wollen ihre Machtstellung nicht ausnutzen, diese Erscheinungen zu bekämpfen."

119 Laut Bericht gehörten neunzig der fünfhundert Beschäftigten der SED-Gruppe des Betriebes an.

120 Allein das Vorgehen der SED-Führung(en) in Ostberlin und den jeweiligen Ländern, die Ausrichtung der Betriebsgruppen nicht über die „normale" Parteistruktur der Kreis- und Ortsvorstände, sondern – beispielsweise in Sachsen – über ein Heer von 1300 Parteikadern (plus diversen Kommissionen) als Instrukteure zu betreiben, spricht Bände über das „Vertrauen" in den Willen und die Fähigkeiten der lokalen SED-Strukturen, die Linie der Parteiführung durchzusetzen.

altgedienter Sozialdemokraten, zumindest wurde dort alles andere als eine Politik entsprechend den Vorgaben der Parteiführung betrieben. Daran konnte auch ein einzelner Instrukteur des Landesvorstandes der Einheitssozialisten, der gelegentlich einen der ortsansässigen Betriebe aufsuchte, nichts ändern. Kaum mehr Chancen, die Hainsberger Genossen vor allem in den Betriebsgruppen auf Linie zu bringen, dürfte ein einsamer (zeitweilig) abgeordneter hauptamtlicher SED-Parteisekretär gehabt haben – wenn es einen solchen denn in den folgenden Monaten überhaupt gegeben hat. Um dieses Vorhaben realisieren zu können, mußte zunächst einmal das anscheinend dominante und noch intakte Netzwerk alter SPD-Genossen innerhalb der betrieblichen und lokalen Parteiorganisation(en) zertrennt und statt dessen ein funktionierender Apparat der „Partei neuen Typus" mit treuergebenen Gefolgsleuten installiert werden. Wie dieser Prozeß im einzelnen verlief und welchen Zeitraum er in Anspruch nahm, darüber könnte hier bestenfalls spekuliert werden.[121] Auch wenn von einer Kleinstadt nicht auf die Verhältnisse in der gesamten SBZ geschlossen werden kann, so erscheint es doch unwahrscheinlich, daß die geschilderten Zustände in der Hainsberger Papierfabrik einen extremen Ausnahmefall darstellen, wenngleich die Sozialdemokraten gewiß nicht (mehr) überall so dominierten.

b) „Betriebsgruppentage" in Sachsen

Einen weiteren systematischen Versuch, die SED-Betriebsgruppen zu aktivieren, in ihrer Struktur und inhaltlichen Arbeit den Vorgaben der Parteispitze entsprechend auszurichten, stellten die ab Sommer 1948 – (zunächst) nur in Sachsen – monatlich durchgeführten „Tage der Betriebsgruppen" dar, auf die abschließend noch kurz eingegangen werden soll.[122] Die Zahlen in Tabelle 2 (siehe S. 93) belegen, daß die SED in Sachsen überhaupt die mit Abstand intensivste und, zumindest quantitativ, erfolgreichste Betriebsgruppenarbeit entfaltete. So stellte sie im Oktober desselben Jahres ebenso viele betriebliche Parteieinheiten wie alle übrigen Länder der SBZ, einschließlich (Ost-)Berlins, zusammen und lag auch mit der Erfassung von knapp 50 Prozent aller sächsischen Parteimitglieder in den Betriebsgruppen deutlich über dem SBZ-Durchschnitt von 37 Prozent.[123] Wilhelm Koenen, der Vorsitzende der sächsischen Einheitssozialisten,[124] stellte auf der 14. PV-Tagung fest, daß man im Rahmen der BG-Tage bezüglich der Parteiarbeit in diesem Bereich deutlich vorangekommen war. Dabei sei es u. a. gelungen, „ideologische Klarheit in die Betriebe zu bringen" und die „Kontrolle über die

121 Das soll allerdings nicht geschehen, sondern lediglich auf die Fallstudien in: Franz Walter, Tobias Dürr und Klaus Schmidtke, Die SPD in Sachsen und Thüringen zwischen Hochburg und Diaspora. Untersuchungen auf lokaler Ebene vom Kaiserreich bis zur Gegenwart, Bonn 1993, verwiesen werden.

122 Die weiter oben erwähnten „Wochen der Betriebsgruppen" in Berlin (1946/47) sind nach Art und Intensität der Durchführung nur sehr entfernt vergleichbar. Daß 1948/49 außerhalb Sachsens „Betriebsgruppentage" in ähnlicher Form stattgefunden hätten, ist nicht bekannt.

123 Zwar stellte Sachsen auch bei den Betriebsrats- und BGL-Wahlen ebenso wie bei den FDGB-Mitgliedern das größte Kontingent, aber die Diskrepanz zur übrigen Besatzungszone war nirgendwo so deutlich wie im Hinblick auf die SED-Betriebsgruppen.

124 Der Kommunist Koenen teilte sich den SED-Vorsitz in Sachsen zu dieser Zeit noch mit dem aus der SPD stammenden Otto Buchwitz.

*Tabelle 2: Statistik zu den SED-Betriebsgruppentagen in Sachsen 1948/49**

	Aug. 1948	Sept. 1948	Okt. 1948	Nov. 1948**	Jan. 1949	Febr. 1949	Juli 1949***
BG absolut	ca. 6970	6969	7184	7197	7139	7207	7487
davon teilgenommen	64,4%	75,1%	80,6%	78,5%	77,9%	80,4%	74,8%
BG-Mitglieder absolut	ca. 269900	269899	284788	288209	289831	291762	311668
davon teilgenommen	45,3%	52,2%	57,7%	54,8%	57,1%	58,6%	40,4%

* „Aufstellung zu den Betriebsgruppentagen" in Sachsen, in: SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 436–441, 460.

** Ab November 1948 wurde offenbar mit einigen statistischen „Tricks" versucht, das Absinken einiger Parameter durch Einführung neuer Kategorien zu kaschieren. Beispielsweise wurden unter dem Punkt „durchgeführte BG-Versammlungen" auch Schicht- und Abteilungsversammlungen mitgezählt. Das heißt, größere SED-Betriebsgruppen, die bereits in Abteilungsgruppen unterteilt waren und ihre Versammlungen auch auf dieser Ebene durchführten, schlugen in der Statistik nunmehr nicht mit einer, sondern z. B. mit zehn (angenommen der Betrieb hat zehn Abteilungen mit SED-Gruppen) abgehaltenen Versammlungen zu Buche und überdeckten so, daß in neun anderen Betrieben in dem betreffenden Monat keine Versammlung stattgefunden hatten. Nach dem gleichen Muster wurde der Prozentsatz der Versammlungsteilnehmer nicht mehr auf absolute Mitgliederzahl der SED-BG in Sachsen bezogen, sondern auf die Mitgliederzahl der an dem jeweiligen Betriebsgruppentag beteiligten Parteigliederungen. Um für den gesamten Zeitraum (August 1948 bis Juli 1949) einheitliche Bezugsgrößen und Kriterien angeben zu können, wurden diese „Tricksereien" herausgerechnet und sind also in der obigen Tabelle nicht enthalten.

*** Bei der Mitgliederzahl sind hier die – in der Originalstatistik gesondert ausgewiesenen – Kandidaten mit eingerechnet, da diese selbstverständlich verpflichtet waren, an den Versammlungen teilzunehmen.

Betriebsgruppen ganz außerordentlich" zu verbessern.[125] Wie in Tabelle 2 zu sehen ist, gelang es der SED mit Hilfe dieser „Betriebsgruppentage" in Sachsen innerhalb eines Jahres, die Zahl der betrieblichen Parteieinheiten um 7,5 Prozent und die Anzahl der in BG erfaßten Genossen um 15 Prozent zu erhöhen. Etwa drei Viertel der Betriebsgruppen führten an diesen Tagen regelmäßig Versammlungen durch, an denen durchschnittlich zwischen 40 und 60 Prozent der Mitglieder teilnahmen.[126] Die monatlichen Sitzungen wurden zu jeweils einheitlichen Themen abgehalten. Im September 1948 stand beispielsweise „der progressive Leistungslohn als Hebel zur Produktionssteigerung" auf dem Programm, und im Februar 1949 sollte unter dem Motto „Entlarvt den Klassenfeind – Schutz dem Betrieb" diskutiert werden.[127]

Die Planung und Durchführung der BG-Tage wurde zunehmend verfeinert. So legten die verantwortlichen SED-Funktionäre ab Oktober 1948 fest, daß die Versammlungen in den Produktionsbetrieben, in den Verwaltungen und in den Angestelltenbetrieben an unterschiedlichen Tagen durchgeführt werden sollten.[128] Dafür gab es hauptsächlich zwei Gründe. Zum einen konnten dadurch „bis in die letzte Betriebsgruppe gute Referenten" entsandt werden, indem diese zunächst in einem und zu dem zweiten (oder gar dritten) Termin in einem weiteren Betrieb auftraten. Zum zweiten gewann die SED dadurch die Möglichkeit, besonders „aktive Genossen" aus den Produktionsbetrieben zu den Versammlungen der Angestellten bzw. Verwaltungen und umgekehrt zu „delegieren", wodurch die Diskussionen auf den Veranstaltungen der Betriebsgruppentage „positiv" beeinflußt werden sollten. Wert legte man im Parteiapparat auch darauf, daß die Referenten – im September 1948 waren es ca. 3500, fünf Monate später etwa 4800 – zunehmend besser und einheitlich geschult sowie mit ausreichend Materialien für ihre Agitationseinsätze ausgestattet wurden.

Was die inhaltliche Ausrichtung der Versammlungen zu den Tagen der Betriebsgruppen angeht, hat es den Anschein, als ob die SED in Sachsen zu der Erkenntnis gekommen war, daß die Parteibasis nicht ohne weiteres den Kurs ihrer Führung insbesondere in der Wirtschaftspolitik mitzugehen bereit war. Sollten die entsprechenden Vorgaben im Halbjahres- und Zweijahresplan Aussichten auf Erfolg haben, mußten zunächst einmal wenigstens die eigenen Genossen in den Betrieben von der Richtigkeit dieser Politik überzeugt werden. Das erwies sich jedoch als schwierig. Denn daß von den SED-Funktionären allein schon die Behandlung z. B. der Probleme, die sich aus der geplanten Einführung des „progressiven Leistungslohnes" ergaben, vor mehr als 140000 Betriebsgruppenmitgliedern als „ideologischer Durchbruch" in dieser Frage gefeiert wurde, klingt sehr nach der sprichwörtlichen Milchmädchenrechnung. Die Rapporte von den Diskussionen der Genossen Produktionsarbeiter zu dieser Problematik zeigen, wie die oben zitierten Instrukteursberichte, daß es nicht unerhebliche Widerstände, Vorbehalte und Unklarheiten in den Reihen der SED-Basis gab. So wurden „gegen die Einführung des Leistungslohnes alle die Argumente [vorgebracht], die unsere gegenwärtige

125 Zitiert nach: Entscheidungen der SED 1948, a. a. O., S. 466.

126 Der sehr niedrige Wert von 40 Prozent im Juli 1949 gegenüber knapp 60 Prozent im Februar d. J. ist zumindest teilweise auf die urlaubsbedingte Abwesenheit vieler Parteimitglieder zurückzuführen.

127 SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 424 und 440.

128 A. a. O., Bl. 427.

Wirtschaftslage so erschweren".[129] Stromsperren, fehlende Rohstoffe und der Mangel an Facharbeitern gehörten zu den meistgenannten Hindernissen, ohne deren Überwindung viele Genossen eine deutliche Steigerung der Produktion für unmöglich hielten. Gelegentlich wurde der „progressive Leistungslohn" als „Zuckerbrot und Peitsche" oder als dieselbe „Ausbeutung, [...] wie durch das Refa-System" rundheraus abgelehnt.[130] Auch skeptische Fragen wurden immer wieder gestellt, beispielsweise nach einer erhöhten Unfallgefahr und ob die VEB in der Lage sein würden, deutlich höhere Leistungslöhne zu zahlen, ohne dadurch ihre Rentabilität zu gefährden, oder ob der Mehrverdienst tatsächlich als Anreiz dienen würde, da man sich doch nichts dafür kaufen könne.[131] Viele Wortmeldungen der SED-Mitglieder auf den Versammlungen der Betriebsgruppentage zeigten, daß für die Parteibasis auch 1948/49 alltägliche Ernährungs- und Versorgungsprobleme noch einen dominierenden Stellenwert besaßen.

Um solche „negativen" Diskussionen aus den Parteiversammlungen zu verbannen, trafen die verantwortlichen Funktionäre bereits im Oktober 1948 z. B. in Leipzig die Entscheidung, den Tagesordnungspunkt „Verschiedenes" – unter dem zuvor diese Sorgen und Nöte von den Arbeitern stets ausführlich thematisiert worden waren – kurzerhand zu streichen.[132] Befriedigt stellten sie anschließend fest, daß die Diskussionen dadurch ein „höheres Niveau" erreicht hätten und „nur noch in den seltensten Fällen zu den Ernährungsfragen Stellung genommen" worden sei. Insbesondere in jenen Betriebsgruppen, die „Vorbesprechungen durchführten und die Diskussion organisierten", sei der Verlauf der Versammlungen „zufriedenstellend" gewesen. Dies ist ein beachtenswerter und symptomatischer Vorgang, der schlaglichtartig die weitere Entwicklung der „innerparteilichen Demokratie" in der SED und des öffentlichen „Diskurses" in der SBZ/DDR überhaupt vorzeichnet. Offiziell unerwünschte Diskussionen wurden schlicht von der Tagesordnung gestrichen und in den privaten bzw. halböffentlichen Raum abgedrängt. Das hatte bekanntlich zur Folge, daß sich viele Menschen „zwei Meinungen" zulegten – eine für den offiziellen Gebrauch auf Versammlungen etc. und die andere, die ihre private, tatsächliche Sicht der Dinge beinhaltete.

In Auswertung des siebten BG-Tages im Februar 1949 mußte der SED-Landesvorstand in Dresden feststellen, daß die Berichterstattung seit dem ersten und zweiten „Tag der Betriebsgruppen" „immer schlechter geworden" sei und „diesmal bisher noch nie gezeigte Schwierigkeiten" aufgetreten sei.[133] Einige Kreisorganisationen hatten gar keine oder sehr unvollständige statistische Berichte abgeliefert, während andere bereits zu der später weit verbreiteten Routine der einhundertprozentigen Erfolgsmeldungen übergegangen waren, die von den verantwortlichen Genossen jedoch als „höchst unwahrscheinlich" eingestuft wurden. Offenbar konnten oder wollten eine ganze Reihe

129 Ebda.

130 „Refa" steht für der „Reichsausschuß für Arbeitszeitermittlung (bzw. Arbeitsstudien)", der seit den 1920er Jahren und verstärkt unter den Nazis Arbeitsnormen ermittelte und festlegte. Siehe dazu Rüdiger Hachtmann, Industriearbeit im „Dritten Reich". Untersuchungen zu den Lohn- und Arbeitsbedingungen in Deutschland 1933–1945, Göttingen 1989, insbes. S. 175–183.

131 Vgl. die Ausführungen zu Diskussionen um Normen und Löhne oben.

132 Bericht über den 3. Tag der Betriebsgruppen, Leipzig, 2. November 1948, SAPMO-BArch, DY 30/IV/2/5/232, Bl. 431–434.

133 A. a. O., Bl. 440.

von haupt- und ehrenamtlichen Parteiarbeitern von der Kreisebene abwärts die monatlichen „Betriebsgruppentage" nicht mehr mit jenem immensen organisatorischen Aufwand durchführen. Gut möglich auch, daß die Resonanz in den Betriebsgruppen zunehmend geringer war, die Notwendigkeit für diese „Dauermobilmachung" immer weniger eingesehen wurde und das Klima an der Parteibasis allgemein – mit erheblichen lokalen Unterschieden – in wachsendem Maße von der ersten größeren Säuberungswelle vor allem gegen alte Sozialdemokraten in Mitleidenschaft gezogen wurde.[134]

Unter dem Strich ist die Wirkung der 1948/49 in Sachsen monatlich durchgeführten „Tage der SED-Betriebsgruppen" zwiespältig einzuschätzen.[135] Nur mühsam ist es dem Parteiapparat in diesem Rahmen gelungen, die Strukturen und Methoden der „Partei neuen Typus" schrittweise bis auf die betriebliche Ebene „hinunter" wenigstens formal einzuführen und durchzusetzen – allerdings um einen hohen Preis. Denn es erscheint sehr fraglich, ob es gleichzeitig gelungen ist, die Mehrzahl der Genossen an der Parteibasis von der Richtigkeit des nunmehr eingeschlagen Kurses der SED-Führung zu überzeugen und zu Verfechtern dieser Politik zu machen. Das schnelle Abgleiten in eine formalisierte, oberflächliche Berichterstattung, deren ungenügende Qualität von den verantwortlichen Parteifunktionären schon nach wenigen Monaten beklagt wurde, deutet in diese Richtung. Daß es dem Apparat vielfach nicht gelungen ist, die Parteibasis in den Betrieben von der Richtigkeit des Kurses der SED-Führung zu überzeugen und sie auf diesem Weg „mitzunehmen", sondern „unten" die entsprechenden Anweisungen zum Teil ganz bewußt ignoriert wurden bzw. nur mit Macht von „oben" durchgesetzt werden konnten, ist anhand der oben ausführlich besprochenen Instrukteurseinsätze deutlich erkennbar.

III. Zusammenfassung

Obgleich von Beginn an im Parteistatut verankertes Strukturelement, traten die Betriebsgruppen in den ersten beiden Jahren nach Gründung der SED kaum in Erscheinung. Die Durchsetzung der zumindest für die (zunächst) sozialdemokratische Mehrheit der Mitglieder neuen Organisationsstruktur erwies sich als langwierig und schwierig, da viele Genossen an der gewohnten Basiseinheit der Wohngruppen festhielten und nur zögerlich das Primat der Betriebsgruppen akzeptierten oder sich dieser Veränderung widersetzten. So existierte bis 1948 nur in einem Fünftel aller Betriebe SED-Gruppen, von denen nur selten nennenswerte politische Aktivitäten ausgingen. Wenn sie stärker hervortraten und dabei positiv von ihren Belegschaftskollegen wahrgenommen

134 Vgl. dazu die Aufsätze von Andreas Malycha, Die Illusion der Einheit – Kommunisten und Sozialdemokraten in den Landesvorständen der SED 1946–1951, in: Sowjetisierung und Eigenständigkeit in der SBZ/DDR (1945–1953), a. a. O., Köln 1999, S. 81–117, insbes. S. 104 ff., und Thomas Klein, Die Parteikontrolle in der SED als Instrument der Stalinisierung, in: a. a. O., S. 119–161, insbes. S. 130 ff. und 150 ff.

135 Der Verfasser hat Berichte und statistische Angaben für durchgeführte BG-Tage zwischen August 1948 und Juli 1949 gefunden. Danach bricht die Überlieferung ab. Ob diese Kampagne damit in Sachsen beendet war oder noch weitergeführt wurde, ist bislang nicht bekannt. Hinweise auf die Durchführung von Betriebsgruppentagen in der übrigen SBZ wurden ebenfalls nicht gefunden.

wurden, dann meist im Zusammenhang mit Bemühungen um die Versorgung mit Nahrungsmitteln und die Lösung ähnlicher grundlegender Probleme in der extremen Mangelsituation der Nachkriegsgesellschaft.

Als besonders schwierig erwies sich die Etablierung der SED in den Betrieben in (Ost-)Berlin. Zum einen schränkte das Mitspracherecht der westlichen Besatzungsmächte die Handlungsfreiheit der Einheitspartei, z. B. bezüglich der Enteignung und Verstaatlichung von Industriebetrieben, stark ein. Zum anderen hatten die Sozialdemokraten durch den Fortbestand der SPD in den Westsektoren der Stadt einen weit stärkeren Rückhalt in der Auseinandersetzung mit der SED bzw. mit dem kommunistischen Flügel innerhalb der Partei als in der übrigen SBZ. Diese zugespitzte Konfrontation in Berlin – auch im Hinblick auf die Betriebsparteigruppen – spielte eine eminent wichtige Rolle in der Wahrnehmung der von (Ost-)Berlin aus agierenden SED-Führung und den daraus abgeleiteten Schlußfolgerungen für ihren weiteren politischen Kurs.

Ab Frühjahr 1948 bemühten sich die Parteispitze und ihr Apparat merklich intensiver um die Durchsetzung der Betriebsgruppen als dominierende Basiseinheit der Partei und als ihr „verlängerter Arm" in den Betrieben. Der Zusammenhang mit dem nun zunehmend offener eingeschlagenen Kurs auf Zentralisierung und Verstaatlichung der Wirtschaft sowie die Errichtung der „Diktatur des Proletariats" ist hierbei unverkennbar. Die Ausrichtung der SED-BG in Struktur, Arbeitsweise und -inhalten auf die „Partei neuen Typs" wurde durch den Einsatz von Instruktionskommissionen und Tausenden Einzelinstrukteuren aus dem hauptamtlichen Parteiapparat forciert. In Sachsen wurden zu diesem Zweck außerdem monatlich „Tage der Betriebsgruppen" durchgeführt. Neben den parteiinternen Angelegenheiten ging es dabei gleichzeitig um die Durchsetzung der Führungsrolle der SED innerhalb der „Troika" – zusammen mit staatlicher Leitung und BGL – an der Spitze der betrieblichen Machthierarchie. Zudem wurde zunächst in den großen „volkseigenen" Unternehmen begonnen, ein Netz von Betriebsparteischulen aufzubauen, um schnellstmöglich dringend benötigte Kader für den Partei- und Staatsapparat heranzubilden.

Die Probleme und Anliegen der einfachen SED-Mitglieder in den Betrieben waren aber zumeist ganz andere. Sie rangen nach wie vor sowohl individuell als auch auf betrieblicher Ebene mit den bedrückenden Mangelerscheinungen der Nachkriegsgesellschaft und mochten an einen Aufschwung durch Aktivistenbewegung, Leistungslöhne und ähnliche Maßnahmen kaum glauben, solange sich die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen nicht grundlegend änderten. Dabei wurde auch von Parteimitgliedern und Funktionären der SED-BG ausdrücklich auf die negativen Auswirkungen der Demontagen und Reparationsentnahmen seitens der sowjetischen Besatzungsmacht verwiesen und diese Politik mit der Marshallplanhilfe der USA für Westdeutschland kontrastiert. Überhaupt war unter der Arbeiterschaft eine nicht gerade sowjetfreundliche Grundstimmung weit verbreitet, wobei viele SED-Genossen in den Betrieben keine Ausnahme bildeten.

Die Anweisungen von „oben" zur (Re-)Organisation und inhaltlichen Ausrichtung der Parteiarbeit in den Betrieben wurden vielfach nur schleppend zur Kenntnis genommen und umgesetzt. Gelegentlich wurden sie einfach ignoriert bzw. ihre Realisierung offen verweigert. Wo übergeordnete Parteiinstanzen gegen solche Verhaltensweisen mehr

oder weniger massiv vorgingen und die Parteilinie mit Macht durchsetzten, kam es teils zu massenhaften Austritten, teils zu Ausschlüssen von SED-Mitgliedern, die zumeist allerdings durch Neuaufnahmen kompensiert wurden. Damit dürfte sich das politische Profil der Partei auch an der Basis spürbar verschoben haben. Die Bekämpfung des „Sozialdemokratismus" innerhalb der SED fand also nicht nur im Apparat, sondern auch in den Grundeinheiten der Partei statt. Mancher alte Sozialdemokrat, der 1946 ehrlichen Herzens für die Vereinigung mit den Kommunisten in seinem Betrieb und in seiner Stadt eingetreten war, sah sich nun bitter getäuscht.

Bereits in diesem frühen Stadium, noch vor Gründung der DDR, wird die verhängnisvolle Wirkung des in der SED (und darüber hinaus) praktizierten Prinzips des „demokratischen Zentralismus" sichtbar: die Kommunikation zwischen Parteiführung und -apparat auf der einen sowie der Masse der Mitglieder in den Betrieben auf der anderen Seite war von Beginn an gestört. Wo „oben" Weisungen erteilt wurden, die „unten" befolgt werden mußten, aber umgekehrt die Diskussion der Sorgen und Probleme der Basis bewußt verweigert oder mit einem Federstrich von der Tagesordnung abgesetzt wurde, konnte keine fruchtbare Kommunikation zustande kommen. Folgerichtig wuchs die Distanz zwischen der SED-Führung und dem „einfachen" Parteivolk rasch an, und jene Genossen, die mit dieser Art „innerparteilicher Demokratie" ihre Schwierigkeiten hatten, wurden an den Rand der Partei oder ganz hinausgedrängt.

Alles in allem kann man aus dem hier vorgestellten Material eine Vorstellung davon gewinnen, was für ein aberwitziges Unterfangen es war, die gesamte Mitgliedschaft einer Partei, geschweige denn einen ganzen Staat und die „dazugehörige" Gesellschaft nach dem Willen einer kleinen Machtelite ausrichten zu wollen. Frei nach Brecht könnte man – angesichts der konstatierten Verfassung der SED-Betriebs- und Wohngruppen zum Zeitpunkt der DDR-Gründung – meinen, die Führung der Einheitspartei hätte sich dafür eine neue Basis suchen müssen. Daß dies partiell tatsächlich geschah, ist oben mehrfach angeklungen. Die „Inszenierung" bzw. „Stilisierung" der „Arbeiterklasse",[136] mit der die SED-Spitze auch in den folgenden Jahrzehnten ihren Herrschaftsanspruch zu legitimieren suchte, stieß also in der Arbeiterschaft der SBZ/DDR nicht nur auf Ablehnung und Distanz. Wenngleich kaum ernsthaft bezweifelt werden kann, daß die Arbeiterbewegung bereits bei Gründung der DDR weitgehend „verstaatlicht" war,[137] besaß der von der Parteiführung proklamierte Entwurf einer antifaschistisch-antikapitalistischen „Gegengesellschaft", ihr Versprechen, eine gerechtere soziale Ordnung errichten zu wollen, (noch) eine erhebliche Anziehungskraft.[138] Ohne die Vorgeschichte des im totalen Zusammenbruch untergegangenen „Dritten Reiches" und des vorausgegangenen Scheiterns der ersten deutschen Republik wäre dies freilich undenkbar gewesen. Die

136 Peter Hübner, Arbeiterklasse als Inszenierung?, in: Die Grenzen der Diktatur. Staat und Gesellschaft in der DDR. Hrsg. von Richard Bessel und Ralph Jessen, Göttingen 1996, S. 199–223; Christoph Kleßmann, Die stilisierte Klasse, a. a. O.

137 Horst Groschopp, Deutsche Einigung – Ende einer verstaatlichten Arbeiterbewegungskultur, in: Loccumer Protokolle, Nr. 8 (1991), S. 136–148. Vgl. auch Christoph Kleßmann, Die „verstaatlichte Arbeiterbewegung", a. a. O.

138 Vgl. Konrad H. Jarausch, Die gescheiterte Gegengesellschaft. Überlegungen zu einer Sozialgeschichte der DDR, in: *AfS*, Jg. 39 (1999), S. 1–17.

damit verbundenen Erfahrungen und mentalen Prägungen, insbesondere aus der Zeit der Nazidiktatur, relativierten für viele Zeitgenossen die – zumal aus der Retrospektive – eindeutig negativ zu bewertende politische Entrechtung und Gleichschaltung innerhalb und außerhalb der SED.

Aktenvernichtungen in der Wende

Von Matthias Wagner

Verlorengehende Kriege und Umstürze durch Revolutionen sind häufig Auslöser für großangelegte Aktenvernichtungen. So wie die Verliererseite bemüht ist, belastendes Material verschwinden zu lassen, ist wiederum die gewinnende Seite daran interessiert, in den Besitz des Herrschaftswissens ihres Gegners zu gelangen. Die Absicht ist, durch „Delegitimation" des Unterlegenen den eigenen Sieg zu legitimieren und somit Vorkehrungen für dessen Dauerhaftigkeit zu treffen. Dies ist vor allem in und nach revolutionären Prozessen der Fall, die von kurzfristigen Stimmungsumschwüngen gekennzeichnet sind, deren endgültiger Verlauf unkalkulierbar ist. Oft genug geschah es, daß eine Gruppe von Revolutionären nach einigen erfolgreichen Massenkundgebungen plötzlich ziemlich allein dastand.

Verbürgt ist der „Sündenfall", der seinerzeit für erhebliches Aufsehen sorgte. Der preußische König Friedrich II. öffnete nach der Einnahme Dresdens im Siebenjährigen Kriege die Archive der Wettiner zur Verfassung einer propagandistischen Schrift, die die Kriegsgründe zu seinen Gunsten auslegte. Dieser für jene Zeit einmalige Akt wurde damals noch von vielen Zeitgenossen als besonders verwerflich angesehen.

Nach dem Bruch der Konvention machte das Beispiel Schule. Auch die Bolschewiki eigneten sich, durch das von Lenin am 1. Juni 1918 unterzeichnete Dekret über die Reorganisation und Zentralisation des Archivwesens in der RSFSR, die schriftliche Hinterlassenschaft ihrer Gegner an, indem sie das gesamte Archivgut mit Ausnahme des kirchlichen Archivgutes zu Volkseigentum erklärten.

Der unterliegenden Seite drohen zwei Komplexe von Konsequenzen: einerseits die Aufdeckung tatsächlicher Machinationen mit konkreter Haftbarmachung der beteiligten Personen, andererseits die mehr oder weniger bewußte, auf jeden Fall aber bösartige, Denunzierung des Unterlegenen in toto mit nicht vorhersehbaren Wendungen gegen willkürlich ausgewählte Gruppen. Allerdings wird damit auch in der Regel der Mehrzahl der vormaligen Systemmitläufer der Weg in die Amnesie und zum Überlaufen geebnet. Zudem muß auch das eigene Überleben abgesichert werden.

Folglich wird der Schutz über Aktenvernichtungen, also über das Verschwindenlassen von Beweismaterial, gewählt. Diese werden aber, vor allem unter den gegenwärtigen Zuständen der Massenproduktion an Schriftgut, nie ganz ihr Ziel erreichen, es werden immer große Aktenbestände übrigbleiben. Zwei Gründe sind dafür verantwortlich. Zum einen stellen die zu vernichtenden Aktenbestände Herrschaftswissen dar, das mühselig erhoben worden ist und das, unter normalen Umständen, seinem Besitzer Macht verschafft. Die endgültige Vernichtung dieser Unterlagen anzugehen bedeutet mithin, die Unvermeidlichkeit der Niederlage zu akzeptieren. Unzählige Ereignisse in der Menschheitsgeschichte belegen wie schwierig dieser Erkenntnisprozeß verläuft, hat doch häufig mangelndes Urteilsvermögen den Unterliegenden erst in diese Situation gebracht. Der Entschluß zur Aktenvernichtung kommt häufig zu spät, oft geraten die

noch Herrschenden dann auch in Panik. Andererseits wird die Masse des Materials zum technischen Problem – es ist einfach nicht zu schaffen. So erinnert sich der Verfasser, daß im Sommer 1990 die Papiermühlen im weiten Umfeld von Berlin, wie von Geisterhand, mit lukrativen Aufträgen aus Berlin-West versorgt waren, was sicher den Anteil an mühseliger Arbeit mit den Kleinaktenvernichtern in den Büros in die Höhe trieb. Einzukalkulieren ist auch der Einfluß der Gegenseite. Wird die Auswertung von Aktenmaterial zur offenen Programmatik, müssen die Aktenvernichter auch darüber nachdenken, welches Material übrigbleiben muß, damit die andere Seite erst einmal etwas zu beißen hat, womit zunächst ein Zeitgewinn möglich wird. In Umsturzzeiten wird nun einmal nicht über Jahre, sondern nur von Tag zu Tag gedacht. Und schließlich – die Aktenvernichtungen sollen verborgen bleiben, Verantwortlichkeit dafür muß zurückgewiesen werden können. Trotz dieser relativierenden Umstände muß man aber davon ausgehen, daß doch erhebliche Lücken in der Überlieferung entstehen, die auch das Bild, das die verbliebenen Akten produzieren, erheblich entstellen können – mitunter sogar zu Ungunsten der Aktenvernichter.

Die im Wendeprozeß in die Archive gelangten Akten der DDR provozierten zunächst einmal Jubel, der sich bis zu dem Bonmot von der DDR als dem Land „mit der höchsten Aktendichte pro Einwohner" steigerte. Dazu trug gewiß bei, daß bisher streng geheim gehaltene Spezialarchive wie z. B. das des Politbüros des ZK der SED oder das Archiv für Staatsdokumente beim Ministerrat der DDR nunmehr in den Archiven der Bundesrepublik ausgewertet werden konnten.[1] Vor allem aber die umfangreiche Hinterlassenschaft des Ministeriums für Staatssicherheit sorgte geradezu für Euphorie.[2] Die Blässe des Gedankens wandelte keinen der Vergangenheitsaufarbeiter an, doch stellt sich im Verlauf der Entwicklung doch die Frage, warum die Durchdringung der Strukturen des Parteistaates nie so richtig gelang, warum immer noch die Verflechtungen zwischen Partei und Staat im dunkeln liegen.[3] Auch der gemeine Bürger stellt sich mehr oder weniger laut die Frage, warum das „Stasisyndrom", dessen Absicht es war, nicht mehr die „Täter" über die „Opfer" gebieten zu lassen, ihm viele vertraute Gesichter in den Amtsstuben nicht ersparte. Nur, nunmehr sind es nicht mehr „sozialistische Funktionäre", nunmehr handelt es sich um mehr oder weniger fest auf dem Boden des Grundgesetzes stehende verbeamtete Staatsdiener. Wurden hier Sachverhalte ausgeblendet, lohnt es sich also doch, den Aktenvernichtungen auf den Grund zu gehen?

Diesen soll unter drei Aspekten nachgegangen werden. Im ersten Abschnitt geht es um die Frage, inwieweit die Strukturen des untergegangenen Staates DDR Aktenver-

1 Angemerkt werden soll aber auch, daß das Ministerarchiv der Innenminister der DDR auf rätselhafte Art und Weise nach dem 3. Oktober 1990 verschwand.

2 Ein besonders eindrucksvolles Zeugnis dieses Zeitgeistes ist: Wann bricht schon mal ein Staat zusammen! Die Debatte über die Stasi-Akten auf dem 39. Historikertag 1992. Hrsg. von Klaus-Dietmar Henke, München 1993.

3 Der Verfasser ist hier noch am weitesten vorgestoßen, bekennt aber zugleich, nicht das Gefühl zu haben, den Parteistaat bis ins letzte Detail durchschaut zu haben. Zumindest verläßliche Auskünfte für Kopf und Klammer des Systems sind enthalten in: Matthias Wagner, Ab morgen bist du Direktor. Das System der Nomenklaturkader in der DDR, Berlin 1998. Diese Buch wurde übrigens ohne die Nutzung von Stasiakten geschrieben – auf diese kann man bei der Klärung der tatsächlichen Machtverhältnisse in der DDR verzichten.

nichtungen a priori begünstigten. Im zweiten Teil wird behandelt, in welcher Art und Weise die Überleitung der Menschen der DDR, insbesondere der Verantwortungsträger, in die Verhältnisse der Bundesrepublik durch Aktenvernichtungen abgesichert wurde. Den dritten Abschnitt hat die vor allem stasiorientierte „Vergangenheitsaufarbeitung" selbst vorgegeben, er wird sich somit mit Aktenvernichtungen im Zuge der Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) befassen. Leider kann nicht vermieden werden, daß diese Ausführungen für einige Leser spektakuläre Momente enthalten werden. Dadurch entstehende Nachdenklichkeit muß ich in Kauf nehmen.

1. Strukturelle Elemente in der Gesellschaft der DDR, die Aktenvernichtungen hervorbrachten und begünstigten

Gesellschaften im Konflikt, vor allem untergehende Gesellschaften, sind besonders streßgeplagte Gesellschaften. Im Kampf gegen das Unvermeidliche werden alle Kräfte angespannt, die Entscheidungsprozesse werden immer mehr verkürzt, militärische Diktion beherrscht alle Bereiche, die Menschen werden in immer größerer Totalität beansprucht. In diesem Zusammenhang erfährt auch der Umgang mit Informationen einen grundlegenden Wandel, der allgegenwärtige Gegner ist überall, vor ihm müssen sie geschützt werden. Reicht für den kleinen Bürger noch ein „Pst, Feind hört mit!", wuchert in den oberen Leitungsetagen die „Geheimhaltung" immer mehr aus, werden Informationen zu Objekten eines verborgen geführten Krieges. Codes werden geknackt, zugespielte Dokumente werden als Fallen benutzt usw. Geheimgehaltene Dokumente sind aber immer auch leicht zu vernichten, sie sind räumlich greifbar und in der Regel gut nachgewiesen. Problematisch wird es aber, wenn die Geheimhaltung ausufert und die mögliche Vernichtung an zeitliche und technische Grenzen gerät.

Legt man die Elle so an, stößt man in den kommunistischen Parteistaaten stalinistischer Prägung, also auch in der DDR, auf einen einzigartigen Sonderfall gesellschaftlichen Miteinanderlebens.

Die kommunistischen Staatsparteien haben sich immer und zu jedem Zeitpunkt von inneren und äußeren Feinden – tatsächlichen und eingebildeten – umgeben gesehen. Das heißt, sie befanden sich auch mitten im Frieden ständig in einem kriegsähnlichen Zustand. Dafür sprechen nicht nur die umfänglichen Repressionsapparate – wie hoch mag die Zahl der Waffenträger in der DDR tatsächlich gewesen sein, wenn man Kampfgruppen und Parteiapparat der SED hinzurechnet –, auch die tatsächlichen Strukturen des Parteistaates belegen dieses drastisch.

Zwar gab es offizielle Darstellungen des Staatsaufbaus, in denen die Volksvertretungen einen herausgehobenen Platz einnahmen, tatsächlich aber lief alle Macht in den Gliederungen der Staatspartei zusammen. Ein Vergleich mit den Dokumenten für den „Ernstfall" – also für den Fall der militärischen Konfrontation – zeigt, daß die Strukturen, die dann zu Tage treten sollten, tatsächlich bereits im tiefsten Frieden wirkten.[4]

4 A. a. O. Graphik 1 auf S. 66 zeigt die Konturen des Nomenklatursystems, also die Verflechtungen von Partei, Staat usw. Graphik 2 auf S. 67 zeigt „Das System der Staatsorgane der DDR" nach offizieller

Im Konfliktfall aber steigt die Kontrolle der Informationen an, ufert die Geheimhaltung aus.

In der Tat war die DDR von einem dichten Netz an Geheimhaltung durchzogen, war „Geheimhaltung" nur ein anderes Wort für Informationspolitik. Auch hier folgte die DDR dem stalinistischen Sowjetmodell, wozu Wolfgang Leonhard bemerkte: „Wenn ich nachträglich viele Dinge in der Sowjetunion überdenke, scheint mir die stufenweise Einteilung in Unwissende, Mehrwissende und Vielwissende, die genaue Dosierung der Information für bestimmte Menschengruppen ein wichtiges Merkmal des stalinistischen Systems zu sein."[5] Daß Geheimhaltung auch ihre Vorteile haben kann, belegt eine Einschätzung von einer ganz anderen Seite. So schrieb am 19. August 1941 Joseph Goebbels in sein Tagebuch: „Der Führer ist innerlich über sich sehr ungehalten, daß er sich durch die Berichte aus der Sowjetunion so über das Potential der Bolschewiken hat täuschen lassen. [...] Allerdings sind die Voraussetzungen dafür durchaus erklärlich. Es war ja auch unseren Vertrauensmännern und Spionen kaum möglich, in das Innere der Sowjetunion vorzudringen. sie konnten ja kein genaues Bild gewinnen. Die Bolschewisten sind direkt darauf ausgegangen, uns zu täuschen. Wir haben von einer ganzen Anzahl ihrer Waffen, vor allem ihrer schweren Waffen, überhaupt keine Vorstellung besessen. Ganz im Gegenteil zu Frankreich [...]."[6]

Festzuhalten bleibt, daß die DDR-Gesellschaft sich in ihrer gesamten Existenz in einem permanenten Spannungszustand befand, nicht zuletzt galt „revolutionäre Wachsamkeit" als erheblicher kommunistischer Wert. Synonym dafür war auch ein System der Geheimhaltung, in dem der Keim zu Aktenvernichtungen, wenn erforderlich, angelegt war.

Die Voraussetzungen, in einem Krisenfall schnell eine große Zahl an Dokumenten verschwinden zu lassen, wurden durch folgende Umstände geschaffen:

1. Eine große Zahl an Dokumenten war zur ausschließlichen Disposition durch die Herrschenden reserviert und auch räumlich in Reichweite konzentriert.

2. Eine jahrzehntelang ausgeübte Vernichtungspraxis, begünstigt durch unklare, nicht aufeinander abgestimmte Rechtsnormen, legalisierte quasi Aktenvernichtungen im Krisenfall.

3. Das System schützte sich selbst. Die selektive Weitergabe der Informationen bedingte, daß Außenstehende überhaupt nichts, selbst die weitaus größere Zahl der Einbezogenen nur sehr wenig darüber wußten, die „Eingeweihten" aber schwiegen.

Die Erkenntnis, daß der Krisenfall unabwendbar war, wird sich nur langsam durchgesetzt haben, bestimmende Daten werden die Volkskammerwahlen vom 18. März 1990 und die Auswirkungen der Währungsunion, die zu einer rapiden Beschleunigung des

[Forts. von Anm. 4]
Diktion. Die erheblichen Unterschiede bzw. Auslassungen springen ins Auge. Dokumente zur Planung für den Ernstfall befinden sich vielfältig im Anhang bei Otto Wenzel, Kriegsbereit. Der Nationale Verteidigungsrat der DDR, Köln 1995. Die Übereinstimmung der für den Kriegsfall „geplanten" Strukturen mit den tatsächlichen Strukturen, die in Grafik 1 dargestellt werden, ist beeindruckend.

5 Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder, Bd. 1, Köln 1955, S. 182.

6 Joseph Goebbels, Tagebücher. Bd. 4: 1940–1942. Hrsg. von Ralf Georg Reuth, München und Zürich 1992, S. 1656.

Einigungsprozesses führten, gewesen sein. In diesem Prozeß verloren viele geheimgehaltenen Vorgänge ihre aktuelle Wirksamkeit, sie verwandelten sich in den Panzerschränken in historische Dokumente. Für die Abwicklung der VS-Stellen (Verschlußsachenstellen) wurde die Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit zum zweifelhaften Glücksfall. Zwar entfiel damit das Führungsorgan über Nacht, andererseits aber konzentrierte sich die Öffentlichkeit vollständig auf diesen Prozeß, so daß die anderen Staatsorgane unbehelligt blieben. Damit war, ein wesentliches Moment bei Aktenvernichtungen, genügend Zeit vorhanden, um die Bestände abzuwickeln. Allerdings trat nun ein weiteres beachtenswertes Moment hinzu. Während der weitaus größere Teil der Mitarbeiter des Staatsapparates angesichts der herannahenden deutschen Einheit ins Leere blickte, sahen die Verwalter von Akten und Informationen ihre Bestände als mögliche Arbeitsplatzgarantie im geeinten Deutschland an. So ergab sich ein Gemisch zwischen den Bemühungen, Bestände zu erhalten und Bemühungen, diese zu vernichten, ein Gemisch, das undurchschaubar war und auch bleiben wird. Der quellenkritische Historiker sollte sich meines Erachtens, wenn er z. B. eine brisante Akte in den Händen hält, auch die Frage stellen, warum diese noch da ist. Der vergleichsweise gute Erhaltungszustand der VS-Stelle des Ministerrates z. B., allerdings ist auch hier der Geheimhaltungsgrad „Gkdos" (Geheime Kommandosache) kaum noch anzutreffen, ist nicht so sehr dem Bemühen der zuständigen Mitarbeiter, historische Quellen zu erhalten, zuzuschreiben, sondern mehr der Täuschung, im geeinten Deutschland als Registratoren im Bundeskanzleramt in Lohn und Brot zu stehen.

Insgesamt aber überwogen die Bemühungen, Aktenbestände, insbesondere in den VS-Stellen, zu vernichten. Bezeichnend ist, daß in einer ganzen Reihe von Staatsorganen „Bewertungskommissionen" eingesetzt wurden, die über den Verbleib von Akten zu richten hatten. Die dabei vorgegebene Maxime war fatal: „Nur das Fachliche interessiert, alles Politische muß weg." Im August und September 1990 wurden immer mehr Hinweise an das Zentrale Staatsarchiv in Potsdam herangetragen, daß die Aktenvernichtungen einen bedrohlichen Zuschnitt annahmen. Schritte dagegen waren im Grunde genommen aussichtslos, da sich der Staatsapparat in Auflösung befand und die öffentliche Erregung um den Verbleib der Stasiakten alles überdeckte. In dieser Situation habe ich damals in der Normannenstraße, im Rahmen einer Demonstration wegen des Umgangs mit den Stasiakten, den Bündnis-90-Politiker Wolfgang Ullmann, immerhin damals noch Vizepräsident in der Volkskammer, darauf aufmerksam gemacht. Mit näselnder Stimme meinte er zwar zu mir: „Das ist ja vielleicht noch schlimmer als das hier", irgendwelche Unterstützung der Endarchive bei der Erhaltung der archivalischen Überlieferung habe ich aber dann nicht bemerkt. Sicher hatte er beim Gang zum Podium, bei dem er als dritter oder vierter Redner das zweite oder dritte Mal das wiederholte, was bereits der erste Redner gesagt hatte, alles bereits wieder vergessen.

Unterm Strich sind von den zwei Millionen Vorgängen in den VS-Stellen, die ohnehin schon ständigen Korrekturen durch Vernichtungen unterlagen, nur einige tausend Vorgänge in die Endarchive gelangt. Insofern wirkt der Geheimnisschutz bis heute noch nach, ganze Bereiche der DDR-Gesellschaft, so z. B. das Netz der Strukturteile I (Rüstung und Mobilmachung) und der B-Abteilungen (Bevollmächtigte für den Verteidigungsfall), blieben so im verborgenen.

2. Vernichtungen von Personalakten[7]

Die Feststellungen in diesem Punkt könnten geeignet sein, irgendwelchen Verschwörungstheorien Vorschub zu leisten. Ich sehe das nicht so, sondern glaube eher an das mehr zufällige Wirken kleiner informeller Wege, eine Abfolge spontaner, nicht abgestimmter Reaktionen.

Die erste größere Vernichtung von Personalakten fand zu einem Zeitpunkt statt, als der revolutionäre Prozeß in der DDR noch weit entfernt war, womit ein ursächlicher Zusammenhang zu diesem ausscheidet. Allerdings waren zu diesem Zeitpunkt die Krisenzeichen über der sozialistischen Staatengemeinschaft bereits deutlich zu sehen. 1982 war eine „Ordnung zur Aufbewahrung und Kassation von Personalunterlagen der Mitglieder und Kandidaten der SED in der Zentralen Registratur der Abteilung Parteiorgane des ZK" der Anlaß, 2 705 000 Personalunterlagen, darunter 503 000 Unterlagen zu verstorbenen bzw. ausgeschiedenen Mitgliedern, zu vernichten. Zu einem ausgewählten Personenkreis wurden jedoch Personalunterlagen im Zentralen Parteiarchiv der SED und in den Bezirksparteiarchiven archiviert. So sollen ca. 5000 Personalunterlagen ins Zentrale Parteiarchiv gegangen sein. Die Gründe für diese Aktion sind nicht deutlich ersichtlich. Unter anderem wurde die Unüberschaubarkeit dieser riesigen Ablage, die offensichtlich in Unordnung geraten war, benannt. Wenngleich dieses Argument bei einer einfachen alphabetischen Ablage wenig stichhaltig erscheint – wieso waren die Archivare bei Abteilung XII des MfS bei einer wesentlich größeren Ablage dazu in der Lage und die der SED nicht? – muß es so akzeptiert werden.

Die nächste größere Aktenvernichtungsaktion betrifft den Parteiapparat der SED, sie ist ebenfalls mangelhaft belegt. Über Größe und Umfang können leider nur Vermutungen angestellt werden. Im Frühjahr 1990 wurden in der „Gauck-Behörde" das während der Auflösung des MfS in Papiersäcken abgelieferte Schriftgut, das zu einem gewissen Teil substantiell zerstört war, genauer untersucht. Dabei waren auch Säcke, die von der Abteilung XII, der zentralen Registratur des MfS, stammten. Bei den Durchsuchungen tauchten Säcke auf, in denen sich Abschnitte auf weißem Karton befanden, die blau bedruckt waren. Darauf befanden sich Personalangaben zu konkreten Personen, Vernichtungs- bzw. Abgangsvermerke, Signaturen und der Vermerk in Anführungsstrichen „Rote Nelke". Als ich schließlich den Abschnitt zu einem prominenten Politiker in der Hand hielt, beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen. Im Ergebnis von Befragungen ergab sich folgender Sachverhalt: Das MfS war nicht berechtigt, den Parteiapparat der SED in irgendeiner Form zu bearbeiten.[8] Offensichtlich gab es

7 Der häufig gebrauchte Terminus „Kaderakte" ist nachweislich falsch. Die bis zum Februar 1990 gültige „Ordnung zur Führung von Personalakten" laut Beschluß des Ministerrates vom 22. August 1977 legt in einer Fußnote eindeutig fest: „Der Begriff ‚Personalakte' ist einheitlich statt ‚Kaderakte' zu verwenden." Matthias Wagner, Ab morgen bist du Direktor, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 245.

8 Zu dieser Thematik hat die „Gauck-Behörde" so gut wie nichts geleistet. Einer älteren Publikation ist zu entnehmen: „Kein Chef einer Bezirksverwaltung, kein Leiter einer Kreisdienststelle oder irgendein MfS-Mitarbeiter durften es wagen, einen Mitarbeiter des hauptamtlichen Parteiapparates, insbesondere die Parteifunktionäre, in irgendeiner Form zu bearbeiten oder ‚zu belästigen'. Totale Unterordnung war die Pflicht." Manfred Schell und Werner Kalinka, Stasi und kein Ende. Die Personen und Fakten, Frankfurt a. M. und Berlin 1991, S. 75.

dagegen jedoch Verstöße, erinnert sei nur an die allerdings abgebrochenen Ermittlungen gegen Günter Mittag. Diese wieder rückgängig zu machen, das heißt, ihre schriftlichen Spuren zu beseitigen, war Inhalt der Aktion „Rote Nelke". Sie begann im Frühjahr 1989 und war als „Geschenk" der Abteilung XII des MfS an die Parteiführung zum 40. Jahrestag der Republik am 7. Oktober 1989 gedacht.

Zu der wahrscheinlich tiefgehendsten Vernichtungsaktion an Personaldaten existiert bisher lediglich eine Fußnote in einem Artikel über den Zentralen Kaderdatenspeicher des Ministerrates der DDR (ZKDS). Zur Erläuterung des Starts des Zentralen Kaderprojektes, aus dem dann der Zentrale Kaderdatenspeicher hervorgegangen ist, im Jahre 1973 schreibt Sabine Roß: „Dieser Datenfonds war nahezu analog zum Kaderprojekt der SED angelegt, dessen Aufbau zeitlich vor dem ZKDS lag und welches parallel zum ZKDS weitergeführt wurde. Es ist nicht bekannt, wie lange und in welchem Umfang dies geschah. Mit hoher Wahrscheinlichkeit sind die Datensätze des SED-Kaderprojektes vollständig gelöscht worden. In beiden Datenprojekten wurden dieselben Schlüsselsystematiken und Codelisten verwendet und ein fast identischer Datensatzaufbau gewählt. Unterlagen zum SED-Kaderprojekt, wie etwa Codelisten, befinden sich im Bundesarchiv Koblenz."[9] In der nachfolgenden Anmerkung wird zwar ein „vorläufiges Bestandsverzeichnis" zu dem Kaderprojekt der SED zitiert, es handelt sich dabei aber um einen offensichtlichen Schreibfehler, da die Fußnote den Zentralen Kaderdatenspeicher des Ministerrates kommentiert.[10] Bei der mühseligen Aufschließung des Zentralen Kaderdatenspeichers wird dessen Begrenztheit schnell deutlich.[11] Diese Begrenztheit erschließt sich nur über das Verständnis des Kadernomenklatursystems in der DDR, in dem der für die gesamte Kaderpolitik in der DDR zuständige Parteiapparat der SED einen Teil der Kader des Staatsapparates dem Ministerrat „auszugsweise" überließ, eben die, die im Zentralen Kaderdatenspeicher des Ministerrates erfaßt sind.[12] Sabine Roß reflektiert dies, als Schlußfolgerung auf einen Beitrag von mir im gleichen Band, ebenfalls und folgert, daß die Kader des Sicherheitsbereiches (vor allem MfNV, MdI, MfS) im Kaderprojekt der SED enthalten gewesen sein können.[13] Wenn dieser Analogieschluß, für den vieles spricht, weitergetrieben wird, ergeben sich folgende Gruppen

9 Sabine Roß, „Karrieren auf der Lochkarte". Der „Zentrale Kaderdatenspeicher" des Ministerrates der DDR, in: Gesellschaft ohne Eliten? Führungsgruppen in der DDR. Hrsg. von Arnd Bauerkämper, Jürgen Danyel, Peter Hübner und Sabine Roß, Berlin 1997, S. 109–130, hier S. 116.

10 A. a. O., S. 116, Anm. 24.

11 Vgl. dazu das Positionenverzeichnis in dem eben angeführten Artikel auf S. 116 f., aber auch bei Stefan Hornbostel, Die besten Vertreter der Arbeiterklasse. Kaderpolitik und gesellschaftliche Differenzierungsmuster im Spiegel des zentralen Kaderdatenspeichers des Ministerrates der DDR, in: Sozialistische Eliten. Horizontale und vertikale Differenzierungsmuster in der DDR. Hrsg. von Stefan Hornbostel, Opladen 1999, S. 177–210.

12 Die beiden letzten großen Kadernomenklaturen, die des ZK der SED vom 3. Dezember 1986 und die des Ministerrates vom 23. April 1987, sind als Anlagen 1 und 2 bei Matthias Wagner, Ab morgen bist du Direktor, a. a. O. (siehe Anm. 3), enthalten. Bei einer Durchsicht zeigt sich, daß die Kadernomenklatur des Ministerrates nur einen Auszug aus der des ZK der SED darstellt. Vergleichbar war die Verfahrensweise mit der Nomenklatur des Nationalen Verteidigungsrates, der als vorgebliches Staatsorgan tatsächlich ein reines Parteigremium darstellte. Dessen Nomenklatur von 1986 ist in dem angemerkten Band als Anlage 4 wiedergegeben.

13 Siehe Anm. 9, S. 117. Der Beitrag des Autors in dem zitierten Band: Matthias Wagner, Gerüst der Macht. Das Kadernomenklatursystem als Ausdruck der führenden Rolle der SED, a. a. O., S. 87–108.

von Nomenklaturfunktionen, die das Kaderprojekt der SED höchstwahrscheinlich erfaßt hat:

- der Parteiapparat der SED selbst,
- Nomenklaturkader in den anderen Parteien und in den gesellschaftlichen Organisationen,
- alle Mitglieder in den Volksvertretungen (zumindest von der Volkskammer bis zu den Kreistagen) und
- Nomenklaturkader im Sicherheitsbereich.

Neben den eigentlichen Nomenklaturkadern werden sicher auch deren Reservekader im Kaderprojekt Aufnahme gefunden haben.[14]

Wenn das Kaderprojekt der SED so ausgesehen hat, dann ist den Vernichtern ein besonderer Coup gelungen, dann hat eine „Angstvernichtung" im klassischen Sinne stattgefunden.

1994 war aus der Presse zu erfahren, daß Boris Jelzin der Bundesregierung Daten zu Nomenklaturkadern der DDR angeboten habe. Sollte damit ein Auslagerungsort schon ermittelt sein? Oder setzte sich das Kadernomenklatursystem der SED nach oben fort, gab es über ihm eine Klammer bei der Mutterpartei des „real existierenden Sozialismus", der KPdSU?

Die am breitesten angelegte Vernichtungsaktion von Personalakten lief in aller Öffentlichkeit und hatte einen ausgesprochen janusköpfigen Charakter. Gemeint ist der „Beschluß zur Verordnung über die Arbeit mit Personalakten vom 22. Februar 1990", ein Beschluß, der tatsächlich durch den „Druck der Straße" zustande kam.[15] Der Paragraph 4 (1) legte fest: „Die Leiter der Organe und Betriebe veranlassen, daß schrittweise, spätestens beim Ausscheiden aus dem Betrieb, gemeinsam mit dem Werktätigen die vorhandenen Personalunterlagen aufgelöst und alle nicht mehr benötigten Schriftstücke dem Werktätigen zur persönlichen Verfügung ausgehändigt werden."[16] In Paragraph 3 wurden die Dokumente aufgeführt, die auch weiterhin Bestandteil der Personalakte sein sollten. Die zuvor gültige „Ordnung zur Führung von Personalakten" vom 22. August 1977, das langlebigste Dokument in der Kaderpolitik der DDR, sah eine Zweiteilung der Personalakten vor.[17] Einem „aktuellen Teil" folgte ein „chronologischer Teil", der die „kaderpolitisch wichtigen Dokumente" umfaßte und der der umfangreichere Teil war. Die Festlegungen des Personalaktenbeschlusses vom Februar 1990 regelten den weiteren Verbleib des „aktuellen Teils" in der Personalakte und ermöglichten die Abschneidung des „chronlogischen Teils". Diese Normalisierung des Informationsgehaltes der Personalakte bedeutete aber nicht allein, daß im Zuge eines Demokratisierungsprozesses persönliche Informationen dem Bürger zurückgegeben wurden, sie bedeutete auch, daß ein relativ breiter Personenkreis, worunter vor allem die Nutznießer des

14 Zur Strukturierung der Kategorien Nomenklaturkader, Reservekader, Nachwuchskader, Auslandskader und Reisekader vgl. Matthias Wagner, Ab morgen bist du Direktor, a. a. O. (siehe Anm. 3), S. 100 bis 103.

15 Vgl. Bundesarchiv Berlin (BArchB), DC-20 I/3 2198.

16 Ebda.

17 Das Dokument befindet sich als Anlage 5 in: Matthias Wagner, Ab morgen bist du Direktor, a. a. O. (siehe Anm. 3).

Systems fielen, im wahrsten Sinne des Wortes entlastet wurde. Weg mit den Meriten im Dienste der Partei, weg mit den kleinen und großen Vorzügen, die man genossen hatte, die neue Personalakte mußte auch bei einem neuen Arbeitgeber, der ja nach dem Stand der Dinge früher oder später aus dem Westen kommen würde, vorzeigbar sein. Dem Beschluß folgte, wie es zu erwarten war, eine umfangreiche Säuberung der Personalakten, wobei die Leitungen und Kaderabteilungen rasch die Initiative an sich rissen. Bis hin zu Listen mit den Parteibeiträgen wurden die Personalunterlagen auf Anweisungen vernichtet. Den Rest erledigte der „mündige" Bürger, wenngleich er häufig mit vorgesäuberten Akten konfrontiert wurde. Der späte Einspruch des Runden Tisches auf seiner 16. Sitzung vom 12. März 1990 blieb angesichts der Wahlen vom 18. März 1990 Makulatur.[18]

In den Jahren nach der Herstellung der deutschen Einheit wurde, wohl zu Recht, ostdeutscherseits die Zerstörung bzw. Entwertung der gelebten Biographien durch den „Westen" beklagt. Allerdings muß sich dann mancher die Frage gefallen lassen, wieso er sich im Winter und Frühjahr 1990 so leicht von Teilen seiner Biographie getrennt hat.

3. Aktenvernichtungen bei der Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit

Das Ministerium für Staatssicherheit hatte kein Archiv im herkömmlichen Sinne, sondern war von speziellen Registraturen durchzogen, die einerseits zwar autarke Informationsinseln darstellten, zwischen denen es aber vielfältige Verbindungen und Arbeitsbeziehungen gab. Einen Gesamtüberblick gab es nicht, die Prinzipien der Geheimhaltung ließen auch hier nur partielles Wissen zu. Niemand konnte ein Interesse daran haben, daß das Wissen um die Verästelungen des Dienstes an irgendeiner Stelle oder in irgendeiner Person kumulierte. Die drei größten speziellen Registraturen waren mit Sicherheit die Abteilung XII in der Normannenstraße mit entsprechenden Ablagen in den Bezirken, in der hauptsächlich die Personendossiers abgelegt wurden, das „Naziarchiv" der Hauptabteilung IX/11 in der Freienwalder Straße, das Akten von Repressionsorganen des „Dritten Reiches" verwaltete und daneben noch eine Art „Mülleimer"funktion wahrnahm (das heißt, es verwahrte auch Akten, bei denen der sichere Wegschluß im Vordergrund stand, so z. B. Unterlagen zu Zwangs- und Fremdarbeitern oder auch Unterlagen zu den Entnazifizierungskommissionen laut SMAD-Befehl 201), sowie das Archiv der Hauptverwaltung Aufklärung. Daneben verwaltete das Ministerium für Staatssicherheit im sogenannten Sonderspeicher 01 auch Akten anderer Staatsorgane, wie z. B. der Generalstaatsanwaltschaft, des Ministeriums des Innern und der Nationalen Volksarmee. Beachtenswerte Knotenpunkte der Information waren die Dokumentenstelle, also eine gut dokumentierte VS-Stelle, und die Zentrale Auswertungs- und Informationsgruppe, die die innere „Lage" analysierte. Auch hier hat das Verständnis,

18 Vgl. Vom Runden Tisch zum Parlament. Hrsg. von Helmut Herles und Ewald Rose, Bonn 1990, S. 295. Neben der sofortigen Entlassung aller Kaderleiter forderte der Runde Tisch auch, daß der Personalaktenbeschluß sofort außer Kraft gesetzt und die Parteizugehörigkeit eines jeden Akteninhabers zum 30. Juni 1989 festgestellt werde.

daß doch kein moderner Staat ohne Analyse der „Lage" funktionieren könne, wohl mehr zum Erhalt der Akten beigetragen als andere Faktoren. Ein eigenes Archiv des Ministers Erich Mielke existierte, aber dieses war nur mehr eine Vergrößerung des eigenen Schreibtisches, zudem war es durch Aktenvernichtungen sehr dezimiert worden.

Im Zuge der Auflösung des Ministeriums wurden einerseits die bestehenden Registraturen in die Regie des Innenministeriums übernommen, andererseits wurden die Diensteinheiten unter der Kontrolle von staatlichen Auflösern und von Bürgerkomitees aufgelöst und ihr Schriftgut in die Magazine der vormaligen Abteilung XII überführt. Die so gewonnene Konzentration der Akten wurde dann nach der Herstellung der deutschen Einheit in der Behörde des „Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik" zusammengefaßt. Das dabei gewonnene Dokumentationsprofil ist, bedingt durch vielfältige Eingriffe, bestenfalls als zufällig zu betrachten. Die Aktenvernichtungen zerfallen in zwei Phasen, wobei die erste noch in der zweiten Phase weiterlief. Die erste Phase setzte im zerfallenden Ministerium für Staatssicherheit selbst ein, sie zeichnete sich durch ein Nebeneinander von hektisch geplanten und spontanen, ungesteuerten Aktionen aus. Je nach der Einsichtsfähigkeit der Verantwortlichen über die Unvermeidlichkeit des Untergangs des Dienstes wurden Akten vernichtet. Die Vernichtungen erfolgten zunächst abgestimmt zwischen den Diensteinheiten und den speziellen Registraturen, schlugen dann aber im Spätherbst 1989 in Panik um. Auch der Versuch, in der kurzen Umprofilierungsphase vom Ministerium für Staatssicherheit zum Amt für Nationale Sicherheit die Vernichtungen zu kanalisieren, fruchtete nichts. Im Gegenteil provozierten die Aktenvernichtungen die Besetzung der Dienststellen der Staatssicherheit, was deren faktisches Ende bedeutete. Bis zu diesem Zeitpunkt ist damit zu rechnen, daß gezielt die Unterlagen von ca. 500 000 Personen vernichtet wurden, folglich der Bestand der Dossiers nicht bei 6 Millionen Akten lag, sondern bei 6,5 Millionen.[19]

Diese Phase lief aber, wie bereits angedeutet, auch in der zweiten Phase, der Phase der Auflösung des Ministeriums, weiter. Die eigentliche Auflösung der Diensteinheiten oblag diesen selbst, so daß die bereits mehrfach geäußerte Erkenntnis, der Dienst habe sich selbst abgewickelt, wohl bedingt richtig ist. Wurde eine Diensteinheit „geöffnet", lag das Schriftgut in der Regel schon verpackt für die Überführung ins Zwischenarchiv bereit. Zwar hatte man die Hinweise für die Beschriftung der Aktenbündel mehr oder weniger beherzigt, dennoch hatten die wenigen Kontrolleure kaum Einfluß darauf, was sich in diesen befand. Allerdings relativierte der enorme Zeitdruck, provoziert vor allem durch die Nachnutzer der freizuziehenden Gebäude, die Möglichkeiten zu Aktenvernichtungen doch mitunter erheblich.[20] Fehlende Aktenvernichtungskapazitäten taten

19 Im August 1990 wurden in der ehemaligen Abteilung XII in der Normannenstraße, die zu diesem Zeitpunkt als Zwischenarchiv Berlin dem Innenministerium unterstand, EDV-Listen zu ca. 500 000 „Aktenabgängen" aufgefunden. Da zu diesem Zeitpunkt die Überprüfungen der Volkskammerabgeordneten auf Stasimitarbeit erfolgten, deren bisherige Ergebnisse dadurch ad absurdum geführt worden wären, wurde dieser Fund zunächst nicht öffentlich gemacht. Der weitere Verbleib dieser Listen ist mir unbekannt.

20 So hätte eine Gruppe Bürgerrechtler in der Normannenstraße fast die Zusammenführung der Akten im Archivgebäude der Abteilung XII – und damit die spätere „Gauck-Behörde" – blockiert. Das größte und modernste Archivgebäude der DDR sollte partout zu einem Kaufhaus umfunktioniert werden. Vor

ein übriges. Ausdruck dessen war eine große Anzahl von Säcken mit „vorvernichtetem" Schriftgut.[21]

Die zweite Phase der Aktenvernichtungen setzte im Februar 1990 ein und lief im April 1990 im Prinzip aus, wobei die in dieser Phase konzipierten Aktenvernichtungen noch bis in den Sommer 1990 hinein weitergingen. Im unmittelbaren Vorfeld der deutschen Einheit, im September 1990, erfolgte dann noch ein kräftiger Schlußakkord. Diese Phase wandte sich unmittelbar den speziellen Registraturen, die sozusagen das Gerippe der Überlieferung des Ministeriums für Staatssicherheit bildeten, zu. Diese waren durch Findmittel alphabetisch gereihte Personalakten, wobei die Findmittel ein- bzw. zweistufig aufgebaut waren. Die zweite Stufe konnten Decknamen, aber auch Vorgangsarten sein. Der Aufbau der Findmittel war also relativ einfach, wobei aber ihre Anzahl ständig erweitert worden war, wodurch die Zahl der Kombinationsmöglichkeiten anstieg. Jeder Eingriff beschädigte und verzerrte zwar das Gesamtsystem, allerdings bestanden dann wieder Möglichkeiten zu Ersatzkombinationen.

Der Impuls für diese zweite Phase kam aus dem historischen Verlauf der Ereignisse. Für die bisher beschriebenen Vernichtungaktionen zeichneten die Verlierer des revolutionären bzw. Einigungsprozesses verantwortlich, das ändert sich in der Phase des Auflösungsprozesses des Ministeriums für Staatssicherheit grundsätzlich. Zwei Gründe sind dafür zu benennen: Zum einen zeichnete sich Ende Januar 1990 immer deutlicher der Weg in die deutsche Einheit ab, das heißt, unter den waltenden Umständen mußte damit gerechnet werden, daß die Daten der Staatssicherheit in dem dann entstehenden Staat – der tatsächliche Verlauf des deutschen Einheitsprozesses lag noch völlig im dunkeln – unter den Zugriff von Geheimdiensten der Bundesrepublik geraten würden. Dies wurde als eine große Gefahr für die Menschen der DDR angesehen.[22] Vor allem linke Parteien und Bewegungen innerhalb der Gesellschaft, die während der Stasiauflösung unter der Modrow-Regierung eine große Rolle spielten, traten in dieser Phase für die Vernichtung von Akten und Karteien der Staatssicherheit ein. Der andere Grund ist schlecht nachweisbar, sei aber dennoch genannt. Die Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit riß eine Lücke in das internationale Sicherheitssystem und drohte, dieses auch zu gefährden. Die Kappung eines solchen Bereiches wie der Hauptverwaltung Aufklärung (HVA) war sicher auch ein Schritt, die Folgen der Auflösung

[Forts. von Anm. 20]
allem die staatlichen Auflöser legten sich hier quer und erweiterten im Gegenteil die Aufnahmeflächen durch die Einbeziehung von Haus 7 erheblich. Das Archivgebäude, Anfang 1990 mit 20000 lfm Akten belegt, war ursprünglich für 50000 lfm Schriftgut konzipiert. Zum Zeitpunkt der deutschen Vereinigung befanden sich 70000 lfm Schriftgut im Zwischenarchiv.

21 1990/91 wurden allein in der Zentrale 17200 Säcke, das entspricht etwa 25000 lfm. Schriftgut, gesichtet. Allerdings waren schon im Sommer 1990 etwa 5000 Säcke vernichtet worden. Vgl. Elfie Nieder, Sonderaktion zur Sichtung des vorvernichteten Materials bei der Behörde des Sonderbeauftragten der Bundesregierung für die personenbezogenen Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes, einschließlich eines Abrisses des Auflösungsprozesses der Zentrale des MfS/AfNS, vorgelegt an der Fachschule für Archivwesen Potsdam, Potsdam 1991 (Ms.).

22 Symptomatisch dafür ein Plakat der Vereinigten Linken für die Volkskammerwahlen vom 18. März 1990. Unter einem gut betuchten Körper im Geheimdienstambiente titelte es: „Wir danken für die Überlassung der Stasiakten. Unser näheres Programm erfahren Sie nach der Wahl. Ihr Bundesnachrichtendienst."

des Ministeriums international zu entschärfen. Zumindest waren die Sicherheitsinteressen der anderen sozialistischen Länder zu beachten.

Die spektakulärste Aktion war die bereits genannte Vernichtung der Unterlagen der Hauptverwaltung Aufklärung, die sich quasi im Alleingang bis zum Juni 1990 selbst auflöste.

Am 20. Februar 1990 beschloß die Arbeitsgruppe Sicherheit des Zentralen Runden Tisches die Auflösung der Hauptverwaltung Aufklärung. Diese zog dann im März 1990 von der Normannenstraße in die Rödernstraße in Berlin-Hohenschönhausen um, wo sie sich bis Ende Juni selbst abwickelte, wenngleich eine Kontrolle über die AG Sicherheit, Bürgerkomitees und dann später das Staatliche Komitee für die Stasiauflösung ausgeübt wurde. Der Arbeitsumfang war umfangreich und reichte von der Einstellung der Agenturfunksendungen bis zur Abwicklung der Residenturen im Ausland.[23] Der Aktenbestand wurde in der Zentrale wie auch in den Abteilungen XV „vor Ort" vernichtet. Die Akten der Abteilungen XV der Bezirke Halle und Potsdam wurden zur Vernichtung nach Berlin transportiert. Lediglich die Bestände in Leipzig blieben erhalten, da das dortige Bürgerkomitee sich gegen die beabsichtigte Vernichtung sperrte. Auf diesem Wege sind aber nicht nur die Unterlagen zu den inoffiziellen Mitarbeitern, die nicht Bürger der DDR waren, vernichtet worden, sondern auch die Akten derer, die im Inland ein exklusives Netz von IM bildeten. Deren Zahl wird in neueren Veröffentlichungen auf 10000 bis 14000 geschätzt. Problematisch waren die Verflechtungen der HVA mit der Abteilung XII. Der „Beschluß der AG Sicherheit des ZRT zur weiteren Auflösung der Hauptverwaltung Aufklärung" vom 23. Februar 1990 legte im Punkt 4 dazu fest: „Die noch in der Zentralkartei der Abteilung XII befindlichen Zweitkarten F 16 der Hauptverwaltung Aufklärung werden heraussortiert und unverzüglich in der Abteilung XII vernichtet."[24] Im April beantragte der amtierende Leiter der HVA in Auflösung, Fischer, die Vernichtung der Karteikarten F 22a bei dem amtierenden Bevollmächtigten der Regierung Modrow.[25] Aus dem Antrag geht hervor, daß bereits im November 1989 die HVA 35000 derartige Karteikarten aus der Abteilung XII herausgelöst hatte und daß sich noch 30000 Karteikarten in der Abteilung XII befanden.[26]

Am 11. April 1990 berichtete der amtierende Leiter der HVA, Fischer, an den Regierungsbevollmächtigten, Fritz Peter, daß die Vernichtung „unter Kontrolle des Bürgerkomitees" vollzogen worden sei. Zugleich berichtet er auch darüber, daß die Mikrofilmkonservate der Gesamtregistratur der Abteilung XII vorvernichtet und verbrannt worden waren. Diese Sicherheitskopien spiegelten den Stand der Gesamtregistratur von

23 Vgl. Abschlußbericht über die Auflösung der ehemaligen HVA vom 25. Juni 1990 (Kopie im Besitz des Verfassers.).

24 BArchB, DC-20 6051.

25 Zur Erläuterung: Das Findsystem war zweistufig aufgebaut. Mit dem Klarnamen einer Person wurde in der F 16 eine Signatur ermittelt, die sich aus der Bezirkscodierung, einer Vorgangsnummer und einer Jahresangabe zusammensetzte. Mit dieser Signatur wurde in der nächsten Kartei, der F 22, der Vorgang ermittelt. Aus der F-22–Karteikarte gingen dann Decknamen, Vorgangsarten etc. hervor. Die F 22a war die Vorgangskartei der HVA, das kleine „a" bedeutete „Aufklärung" und nicht „Archiv", wie einige Publikationen wissen wollen.

26 BArchB, DC-20 6051.

1986 wider.[27] Ende Juni 1990 lagerte die HVA dann aber doch noch 45 lfm Akten und Karteien in das Zwischenarchiv in der Normannenstraße ein, die Informationen über „andere Geheimdienste" enthielten.[28] Ob es sich hier um eine Fehleinschätzung über die weitere Dauer der Existenz der DDR oder um ein Angebot an die Bundesregierung handelte – die Unterlagen vermittelteten den Eindruck einer Musterschau – ist schwer einzuschätzen. Wie sich bereits vor einigen Jahren herausstellte, hat es die HVA doch verstanden, im wesentlichen den Kern ihrer Informationen außer Landes zu bringen. Die Annahme der Vernichtung ihrer Unterlagen hatte aber wahrscheinlich höchst bemerkenswerte Folgen. Damit schienen die Konsequenzen der Öffnung der Stasiunterlagen auf die ehemalige DDR-Bevölkerung begrenzbar, ein Moment, das ich bei der Bildung der „Gauck-Behörde" für ganz entscheidend halte. Kehren die Daten über die USA tatsächlich wieder zurück, dann ist die Bundesregierung in keiner sehr beneidenswerten Lage. Das Gebot der Gleichbehandlung wird dann die Öffnung der Büchse der Pandora erzwingen, und alles geht wieder von vorn los. Nur werden diesmal Bürger aus den alten Bundesländern im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen. Mancher aus dem öffentlichen Dienst herausgekündigte IM wird dann vielleicht erfahren, daß der, der ihn deswegen kündigte, auf der gleichen Seite der „unsichtbaren Front" kämpfte wie er selbst. Geschichte geht eben manchmal seltsame Wege.

Wie bereits angeführt, griffen die ursprünglichen Intentionen der Auflöser der Stasi aber viel weiter. Es ist an der Zeit, sich dem „Dreistufenplan" und seinen Folgen zuzuwenden.

Für die 13. Sitzung des Runden Tisches am 19. Februar 1990 reichten die AG Sicherheit und die AG Recht eine Vorlage Nr. 13/34 ein, deren Zielstellung darin bestand, die „physische Vernichtung aller magnetischen Datenträger [...] mit personenbezogenen Daten", die das ehemalige MfS geführt hatte, in die Wege zu leiten.[29]

In weiteren Anträgen vom 20. und 23. Februar 1990 wurde dieser ursprüngliche Vorschlag zum „Dreistufenplan" erweitert. Als Begründung wurde genannt: „Der mögliche Nutzen aus der Kenntnis solcher widerrechtlich erarbeiteten Dossiers über Privatpersonen, Personengruppen, Organisationen, Parteien, Institutionen, Betriebe usw. steht in keinem Verhältnis zum möglichen Schaden an und in der Gesellschaft durch den nicht auszuschließenden Mißbrauch (erpresserische Reaktivierung durch neue Geheimdienste) dieser Daten."[30] Allerdings wurden Aktenkomplexe a priori von einer möglichen Vernichtung ausgenommen. Gemeint waren damit Aktenkomplexe die „zur weiteren geschichtlichen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, zur Rehabilitierung der Opfer politischer Verfolgung, zur Strafverfolgung von Mitarbeitern des ehemaligen MfS nach Prüfung der Verjährung, zur geschichtlichen Aufarbeitung der Struktur, Arbeitsweise und objektmäßigen Ausdehnung des ehemaligen MfS erforderlich sind".[31] Im Abschlußbericht der Arbeitsgruppe Sicherheit vom 12. März 1990, den Werner

27 Vgl. BArchB, DC-20 6046.
28 Siehe Anm. 34.
29 BArchB, DC-20 6048.
30 Ebda.
31 BArchB, DC-20 6050.

Fischer vor dem Zentralen Runden Tisch hielt, wurde dazu folgendes ausgesagt: „Die Stufe I sieht die sofortige physische Vernichtung aller elektronischen Speichermedien – wie bereits vorher genannt – vor. Die Stufe II sieht die Beseitigung der Verzweigungen der Personendateien vor, deren Weg zu den Dossiers führt, so daß nur noch ein Hauptweg von der Basisdatei zu den Akten bestehenbleibt. Ein Informationsverlust tritt auch hierdurch nicht ein. Die Stufe III sieht die Vernichtung aller Akten und Karteien mit personenbezogenen Daten auf der Grundlage einer Entscheidung durch das neugewählte Parlament vor."[32] Aus den Ausführungen wird deutlich, daß bereits Vorleistungen, nämlich die Stufe I, erfolgt waren. Der Vorschlag der Vertreter des Zentralen Runden Tisches, die magnetischen Datenträger zu vernichten, war vom Ministerrat auf seiner 16. Sitzung vom 26. Februar 1990 zum „Beschluß zur Vernichtung aller magnetischen Datenträger des ehemaligen MfS/AfNS mit personenbezogenen Daten" erhoben worden.[33] Unter Kontrolle der Bürgerkomitees und vor laufenden Fernsehkameras begann am 10. März die vollständige Zerstörung dieser Daten, deren Herzstück die Zentrale Personendatenbank des MfS darstellte. Damals gab es bereits Zweifel darüber, welche Daten in der Zentralen Personendatenbank überhaupt gespeichert waren. Die Presse entschloß sich zur Diktion, daß 109000 IM erleichtert aufatmen konnten.[34]

Tatsächlich hatte sich aus sicherheitspolitischer Sicht für die DDR eine Katastrophe ereignet.

Am 3. April 1990, nachdem alles bereits gelaufen war, fragte der Militäroberstaatsanwalt der DDR, Generalmajor Girke, gedrängt vom Runden Tisch des Bezirkes Dresden, beim Regierungsbeauftragten zur Auflösung des Amtes für Nationale Sicherheit, Generaloberst Peter, an, was da vernichtet worden sei und ob es die Möglichkeit gebe, davon Kopien zu ziehen. Dieser wiederum erkundigt sich daraufhin beim Leiter des Amtes für Nationale Sicherheit in Auflösung, Generalmajor Engelhardt, im gleichen Sinne. Der Antwortbrief vom 12. April 1990 fällt schon äußerlich für DDR-Verhältnisse recht barsch aus. Die unvermittelte Anrede „Herr Peter!" springt ins Auge, ungewöhnlich auch die Abschlußformel. Grußlos steht maschinenschriftlich nur „Engelhardt" da, darüber handschriftlich in Sütterlinschrift etwas, das wie „i.V. Janus" zu lesen ist. Der Vertreter von Herrn Engelhardt war eigentlich ein Herr Braun. Ist der Schriftzug eine Anspielung auf „Januskopf"? Man möge mir die vielleicht unsinnige Abschweifung verzeihen, aber der Brief hat es in sich. Nach der kurzen Erläuterung, daß es sich um die Zentrale Personendatenbank des ehemaligen Amtes gehandelt habe, wird ausgeführt: „Im einzelnen wurden folgende Personenkategorien gespeichert:

- Mitarbeiter gegnerischer Geheimdienste,
- Agenten gegnerischer Geheimdienste,
- Personen, die mit Spionagehandlung gegen die DDR und der mit ihr verbündeten Staaten angefallen sind,

32 BArchB, DC-20 6048.

33 Vgl. BArchB, DC-20 16/I.6/90.

34 Am 15. Januar 2000, dem 10. Jahrestag des Sturms auf die Stasizentrale, strahlte der Fernsehsender B1 den ganzen Abend die seinerzeitigen Beiträge von Roland Jahn und Peter Wensierski in „Kontraste" aus. Auch hier wurde die damalige Unklarheit reflektiert, es erfolgte aber auch keine Richtigstellung.

- Personen, die Verbindung zu gegenerischen Geheimdiensten, faschistischen, neofaschistischen, links- bzw. rechtsextremistischen, revanchistischen Organisationen und Einrichtungen unterhalten bzw. unterhielten,
- Personen, die mit der Propagierung von faschistischen, rassistischen, antisemitischen, links- bzw. rechtsextremistischen Losungen, Schriften in Erscheinung traten,
- Personen, die völkerrechtswidrige Verfolgungshandlungen, Attentate, Entführungen und Geiselnahmen sowie Gewaltakte und Anschläge auf Menschen und Objekte durchführen bzw. androhten,
- Personen, die unberechtigt Waffen, Munition, Sprengmittel, Gifte, Suchtmittel besitzen bzw. damit Handel treiben."[35]

In diesem Sinne informierte dann der Regierungsbevollmächtigte Peter den neuen Militäroberstaatsanwalt Oberst Bösel am 18. April 1990.

Wer konnte also nach der Vernichtung dieser Daten wirklich aufatmen? Die Konturen des Spieles sind bestenfalls zu ahnen. Wenn die Nachrichtendienstler des MfS hier mitgespielt haben, dann haben sie höchstwahrscheinlich im Sinne des „Dreistufenplanes" dieses Opfer gebracht, um die Quellen des Ministeriums insgesamt zu schützen. Dann wußten sie aber im April 1990 bereits, daß ihnen ein großer Fehler unterlaufen war, denn der „Dreistufenplan" war zu diesem Zeitpunkt bereits undurchführbar geworden. War der „Dreistufenplan" eine Falle, um in erster Linie diese Datenbank auszuschalten?[36]

Das Ende des „Dreistufenplanes" stand tatsächlich mit dem Wahlergebnis zu den Volkskammerwahlen vom 18. März 1990 fest. Es siegten die Falschen – Bündnis 90 und die SPD, bis dato die Träger des „Dreistufenplanes", unterlagen. War der Wahlkampf schon eine Schlammschlacht gewesen, erreichte die politische Auseinandersetzung nun eine neue Dimension. Mit dem Hinweis auf Stasiverstrickungen einzelner Abgeordneter (wenn mehr als 10 Prozent, dann Neuwahlen!) wurden die Parteien unter gewaltigem öffentlichen Druck in ein Überprüfungsverfahren anhand von Stasiunterlagen gedrängt. Damit stand deren Unantastbarkeit, ungeachtet noch darum folgender Auseinandersetzungen, bereits fest. Sie waren zu Waffen im Stellvertreterkrieg der Parteien geworden. Die neu gebildete Regierung de Maizière hat dann zwar die unter der Modrow-Regierung begonnenen Vernichtungsverfahren weiterlaufen und abschließen lassen, unternahm aber selbst keine Schritte zu Aktenvernichtungen mehr. Sie war dazu unter dem Sperrfeuer der Stasivorwürfe gegen einzelne ihrer Mitglieder objektiv nicht in der Lage. Viele der einstigen Befürworter des „Dreistufenplanes" änderten ihre Meinung von einem Tag zum anderen. Wenige Monate später gehörten einige von ihnen zu den eifrigsten Befürwortern der Bildung der „Gauck-Behörde". Geradezu rührend mutet es an, wenn noch im Juni 1990 das Schweriner Bürgerkomitee beim Innenministerium die Auslösung der Stufe II des Stufenplanes anmahnte.[37]

35 BArchB, DC-20 6050. Ich habe auch die Fehler beibehalten.

36 Dies wird durch den enormen Druck auf Verantwortliche der Spionageabwehr verstärkt. Anläßlich des Sturmes vom 15. Januar 1990 auf die Normannenstraße wurden Akten und Dateien der Spionageabwehr verbracht.

37 Vgl. BArchB, DO-1/1.0 55508.

Eine letzte Vernichtung ist in diesem Kontext nachzutragen, die auch schon verschiedentlich Publizität erlangte. Dabei handelt es sich um den Militärischen Nachrichtendienst der NVA, der für die militärische Auslandsaufklärung verantwortlich war. Die Unterlagen dieses Dienstes hatten insofern Brisanz, da er auch und vor allem Informanten in der Bundeswehr angeworben hatte. Dieser Nachrichtendienst war eng mit dem MfS verflochten, Teile seiner Akten lagerten in der Abteilung XII des MfS. Unter der Bezeichnung „Informationszentrum" existierte er bis September 1990 im Ministerium für Abrüstung und Verteidigung weiter und wickelte sich dort selbst ab, was auch die Vernichtung der Akten implizierte. Dem ab April amtierenden zivilen Minister Rainer Eppelmann sind die Vernichtungen nicht unbedingt anzulasten, gingen diese doch auf den Befehl 1206/90 seines Vorgängers vom 16. März 1990 zurück. Intention dieses Befehls war es, „alle personellen, materiellen und finanziellen Nachweise, Karteien, Akten oder sonstige Unterlagen, die zur Aufdeckung von Personendaten führen können, bis zum 31. Juli 1990 zu vernichten [...]".[38] Die Unterlagen, die in den Archiven in Strausberg und Potsdam lagen, wurden trotz Widerstandes durch eine Kommission gesichtet und in größeren Teilen vernichtet. Problematischer war es, in den Besitz der Unterlagen zu gelangen, die im Zwischenarchiv Normannenstraße lagen. Zwar gewährleisteten die Festlegungen in Ziffer 14 im Ministerratsbeschluß zur Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit vom 16. Mai 1990, daß die vom ehemaligen MfS verwalteten Unterlagen des Ministeriums für Nationale Verteidigung an dieses zurückzugeben seien, ein erster Versuch war aber am Widerstand des noch bestehenden Bürgerkomitees Normannenstraße gescheitert.[39] Der zweite Vorstoß am 10. August 1990 gelang. Laut dem Übergabeprotokoll des Zwischenarchivs Berlin wurden 360 lfm Akten und 13 Registrierbücher an das Informationszentrum im Ministerium für Abrüstung und Verteidigung übergeben.[40] Späteren Presseberichten war dann zu entnehmen, daß die Vernichtung dieser Unterlagen noch am selben Abend begann. Am 13. September 1990 konnte der Chef des Informationszentrum seinem Minister den Abschluß der Vernichtungen melden.[41] Etwas überflüssig erscheint dagegen der am nächsten Tag ergehende Befehl Nr. 45/90 des Ministers Eppelmann bezüglich des Informationszentrums, in dem er anweist: „Mit sofortiger Wirkung ist die Vernichtung von Akten und anderen Nachweismaterialien einzustellen."[42]

38 Meldung über die Vernichtung personengebundener Akten vom 13. September 1990 von Generalleutnant Krause an den Minister Eppelmann (Kopie im Besitz des Verfassers).

39 Vgl. Beschluß über weitere Aufgaben und Maßnahmen, die sich aus der Auflösung des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit/Amtes für Nationale Sicherheit (MfS/AfNS) ergeben vom 16. Mai 1990 (Kopie im Besitz des Verfassers).

40 Vgl. Staatliche Archivverwaltung, Zwischenarchiv Berlin: Übergabeprotokoll vom 10. August 1990 (Kopie im Besitz des Verfassers).

41 Kopie im Besitz des Verfassers.

42 Befehl Nr. 45/90 über die Einstellung von Vernichtungsmaßnahmen vom 14. September 1990 (Kopie im Besitz des Verfassers).

Fazit

Während des Prozesses der Wende sind zahlreiche Unterlagen und Akten vernichtet worden. Besonders gravierende Eingriffe gab es bei Unterlagen mit personenbezogenem Inhalt. Hier sind eigentlich alle großen Datenspeicher und Ablagen vernichtet bzw. unbrauchbar gemacht worden. Lediglich der größere Teil der Ablagen der Abteilung XII des Ministeriums für Staatssicherheit ist, wenngleich inhaltlich entwertet, übriggeblieben. Dies hat die dadurch belastete Gruppe der Inoffiziellen Mitarbeiter dieses Ministeriums in das Zentrum der „Vergangenheitaufarbeitung" gedrängt. Das war auch vielen der einst Verantwortlichen in der DDR genehm, da sie sich dadurch, selbst durch Aktenvernichtungen geschützt, still aus ihrer Rolle stehlen und in eine Opferrolle schlüpfen konnten. Die Tatsachen zeigen, daß auch gegenüber den übriggebliebenen DDR-Akten quellenkritisches und vorsichtiges Herangehen angebracht ist, daß zwar der Wert des Erhaltenen angesichts der Vernichtungen steigt, es sich aber eben nicht um die ganze Wahrheit handelt.

Michail Aleksandrovič Bakunin (1814–1876)

Eine moderne Biographie?*

Von Wolfgang Eckhardt

Bakunin-Biographien neueren Datums sind im Deutschen rar. Seit den siebziger Jahren wurden zwar einige bereits in der Weimarer Republik erschienene Lebensbeschreibungen nachgedruckt; die einzige neu verfaßte Arbeit stellte jedoch bis heute die als Rowohlt-Bildmonographie erschienene Kurzübersicht von Justus Franz Wittkop dar.[1] Die großangelegte, 1990 in Paris publizierte Bakunin-Biographie von Madeleine Grawitz,[2] die jetzt in deutscher Übersetzung vorliegt, hätte hier eine wichtige Lücke schließen können. Diese im Buchmarkt sich selten genug bietende Chance wurde jedoch nur unvollkommen genutzt: verschiedene positive Aspekte des Buches kontrastieren mit drastischen Mißgriffen.

I.

Es gibt bis heute drei wesentliche Standardbiographien Bakunins. Den Anfang machte Max Nettlau (1865–1944), der beste Bakunin-Kenner seiner Zeit, der noch viele ehemalige Freunde und Mitarbeiter Bakunins persönlich befragt hat und dem die Sammlung und Sicherung einer großen Materialmenge von und über Bakunin zu danken ist. Die Ergebnisse seiner bis heute vielfach grundlegenden Forschungen legte er in den Jahren 1896 bis 1900 in einem nur mühsam lesbaren Manuskriptmonster von 1292 großformatigen Seiten nieder, das mangels Verleger in einer Auflage von fünfzig Exemplaren vom Autor selbst durch Autokopie vervielfältigt wurde und heute nur in einer Handvoll Bibliotheken zu finden ist.[3] Ganz im Gegensatz zu diesem Werk des Anarchismusforschers Nettlau stand die vierbändige Bakunin-Biographie des bolschewistischen Historikers Jurij Michajlovič Steklov (1873–1941), die in den Jahren 1926/27 erschien.[4] Seine neues Material enthaltende, aber unfreundliche und marxistisch fixierte Lebensbeschreibung kann nur im Zusammenhang mit der sowjetischen Bakunin-Forschung der beiden nachrevolutionären Jahrzehnte verstanden werden, die sich, als Dienerin zweier

* Rezension von: GRAWITZ, Madeleine: **Bakunin. Ein Leben für die Freiheit.** Aus dem Französischen übers. von Andreas LÖHRER. – Hamburg: Edition Nautilus. Verlag Lutz Schulenburg 1999. 556 S. und 32 unnumerierte S. mit Abb.

1 Justus Franz Wittkop, Michail A. Bakunin in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, Reinbek bei Hamburg 1974.

2 Madeleine Grawitz, Michel Bakounine, Paris 1990.

3 Max Nettlau, The Life of Michael Bakounine. Michael Bakunin. Eine Biographie. Privately printed (reproduced by the Autocopyist) by the author, London 1896–1900. Ein Reprint in siebzig Exemplaren wurde 1971 bei Feltrinelli in Mailand verlegt.

4 Jurij M. Steklov, Michail Aleksandrovič Bakunin. Ego žizn' i dejatel'nost', 4 Bde., Moskva 1926 (Bd. 1, 2., verbesserte Auflage) und Moskva und Leningrad 1927 (Bd. 2–4).

Herren, sowohl an der Rekonstruktion der Geschichte der russischen revolutionären Bewegung als auch an der Konstruktion einer gradlinigen Parteigeschichte abzuarbeiten hatte. Eine Neubewertung und zugleich eine Synthese aus den Arbeiten Nettlaus und Steklovs unter Berücksichtigung des in der Zwischenzeit erschienenen Materials versuchte schließlich der englische Historiker und Politologe Edward Hallett Carr (1892 bis 1982). Seine Bakunin-Biographie, erschienen im Jahr 1937, mag an vielen Stellen an dem zwanghaft amüsanten Tonfall und seiner Freude an spektakulären Details kranken,[5] sie stellt jedoch bis heute den unkompliziertesten Zugang zu Bakunins Lebensweg dar, von dem aus alle Interessierten dank Carrs durchgehender Quellennachweise selbständig weiterrecherchieren können.

Die Bakunin-Biographie von Madeleine Grawitz steht durchaus in der Nachfolge von Carrs Buch: beim Vergleich beider Bücher erweist es sich schnell, daß Grawitz' Darstellung in Anlage und Abfolge der einzelnen biographischen Informationen weitgehend (ganz besonders in der Schilderung der ersten Hälfte von Bakunins Leben bis 1861) an die Biographie von Carr angelehnt ist – wobei Grawitz jedoch diese Quelle ihrer Darstellung fast ausnahmslos verschweigt.

Schlimmer als das Abschreiben von Carr sind jedoch die zum Teil verhängnisvollen Abschreibefehler. In einer Passage, die praktisch eine Nacherzählung Carrs darstellt, findet sich plötzlich folgender Lapsus: Carr hatte noch korrekt über Bakunins „Aufruf an die Slawen" geschrieben: "Some half-dozen drafts or fragments of drafts were found among his papers on his arrest six months later",[6] bei Grawitz heißt es dagegen über den Aufruf: „Bei einer Durchsuchung fand man in seinem Papierkorb zahlreiche Entwürfe" (S. 137, im französischen Original S. 155). Was für eine Durchsuchung? Was für ein Papierkorb?

Eine weitere schlecht verdaute Information entnahm Grawitz der Biographie von Carr: Bakunin habe, schrieb Grawitz in einer sichtlich von Carr abgeschriebenen Fußnote, „eine kleine erotische Novelle" verfaßt, „in der ein junger Mann auf Veranlassung ihres Vaters drei junge Mädchen vergewaltigt" (S. 26, franz. S. 28). Bei Carr stand jedoch lediglich: "Its theme was the deflowering by the hero of three virgins at the instigation of their father."[7] In Wirklichkeit schildert dieses unpublizierte Novellenfragment, das sich heute im „Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii" in Moskau befindet,[8] eine mit mäßiger erotischer Spannung unterlegte Unterhaltung zwischen einem Mann und drei jungen Frauen; der Text enthält in der Tat keinerlei Gewaltphantasien, schon gar keine Vergewaltigung.

Als schlecht recherchiert erweist sich auch der Hinweis auf den Fundort der Bakunins sächsische Festungshaft betreffenden Archivalien, die sich nach Grawitz teils „im Kriegsministerium in Prag" (S. 158, franz. S. 178), teils im „Dresdner Staatsarchiv" (S. 160, franz. S. 181) befinden. Richtig ist, daß sie sich *zur Zeit von Carr* dort befunden haben. Während die Prager Archivalien seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen

5 Edward H. Carr, Michael Bakunin, London 1937.
6 A. a. O., S. 169.
7 A. a. O., S. 16.
8 Fond 192, opis' 1, delo 76, Bl. 160 f.

gelten, wurden die Dresdener Bakunin-Akten nach Moskau abtransportiert, wo sie noch heute liegen.

Problematisch ist ferner, daß sich die Autorin durch ihre offenkundigen Anleihen bei der 1937 erschienenen Biographie Carrs meist vom eigenen Quellenstudium und von der Berücksichtigung modernerer Arbeiten hat abhalten lassen: „neuere" Forschungsergebnisse über Bakunin – sagen wir aus den letzten fünfzig Jahren – zieht die Autorin nur ganz vereinzelt heran.[9] Sie gibt sich vielmehr mit den seit langem bekannten großen Linien zufrieden und huscht über zahlreiche diffizile Details von Bakunins Biographie nur oberflächlich hinweg, so daß man nach konkreten Daten und Fakten in diesem Buch oft vergebens sucht. Was ist etwa von folgenden Sätzen zu halten:

„[...] Utin hatte nur einen Gedanken: sich der *Égalité* zu bemächtigen. Neues Ungeschick von Robin in dummen Streitigkeiten mit zwei Aktivisten führte zum Bruch. Robin, Perron und ihre Freunde erklärten unklugerweise ihren Rücktritt. Zu ihrer großen Überraschung wurde er angenommen" (S. 324 f., franz. S. 370). Bruch mit wem? Rücktritt wovon? Nur ein Kenner vermag hierin die sogenannte „Égalité"-Affäre wiederzuerkennen, zu deren genauem Ablauf und folgenschweren Konsequenzen in der Tat kein weiteres Wort fällt, noch nicht einmal, wann sich diese Ereignisse überhaupt abgespielt haben.[10]

Wenn Grawitz doch einmal konkrete Daten und Fakten nennt, sind sie nicht nachprüfbar, da sie nur ganz ausnahmsweise durch Quellennachweise belegt werden. Von den seltenen Quellennachweisen, die überraschend genannt werden, erweisen sich vier bei Nachprüfung als falsch.[11] Auf Schlampigkeit deuten auch die zahllosen Falschschreibungen von Eigennamen: *Skurjewski* heißt es da statt richtig *Skórzewski, Glika* statt *Ghika, Negresco* statt *Negrescul, L'Éveil* statt *Le Réveil, Waerky* statt *Wæhry, Brousset* (offenbar zusammengeworfen mit Brousse) statt *Brosset* usw.

9 Die wichtigsten Werke, die Grawitz außer der Bakunin-Biographie von Carr erkennbar benutzt hat, sind die von Kaminski, Confino und Jeanne-Marie, ferner die „Archives Bakounine" und die Sammelbände „Bakounine et les autres" sowie „Bakounine. Combats et débats". Im Anhang nennt die Autorin zwar noch zahllose weitere Arbeiten, diese betreffen jedoch entweder Literatur zum historischen Umfeld Bakunins im 19. Jahrhundert (über die Revolution von 1848, über den Sozialismus in Italien usw.), oder sie sind derart fehlerhaft bibliographiert, daß bezweifelt werden darf, ob die Verfasserin sie überhaupt jemals zu Gesicht bekommen hat: die einzige Auflage der drei Bände von Polonskijs Materialsammlung „Materialy dlja biografii M. Bakunina" erschien bandweise 1923, 1928 und 1932 – bei Grawitz steht dagegen: „2. Auflage 1925" (S. 543, franz. S. 617). Der unten zitierte Prager Bakuninforscher Pfitzner heißt bei Grawitz Pfistner, Andrea Costa firmiert als A. Casto.

10 Zur „Égalité"-Affäre siehe James Guillaume, L'Internationale. Documents et Souvenirs, 4 Bde., Paris 1905–1910, Bd. 1, S. 270 f. und S. 276 f.; Wolfgang Eckhardt, Bakunin und Johann Philipp Becker. Eine andere Perspektive auf den Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Marx und Bakunin in der Ersten Internationale, in: *IWK*, Jg. 35 (1999), H. 1, S. 66–122, hier S. 92 f.

11 Die Quellen werden dadurch nahezu unauffindbar: beim Quellennachweis „Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst" ist die Seitenangabe falsch (S. 91, franz. S. 103), bei einem Nachweis in Guillaumes „L'Internationale" die Bandangabe (S. 409, franz. S. 468). Das zweite auf S. 365 (franz. S. 417) wiedergegebene Briefzitat entstammt nicht einem Brief Bakunins an Karl Vogt vom 7. September, sondern an Adolf Vogt vom 6. September 1870. Eine Quellenpublikation von E. Kornilova ist nachgewiesen: „*Katorga i Ssylka* (1952), Nr. 3" (S. 238, franz. S. 271) – tatsächlich bestand die Zeitschrift „Katorga i Ssylka" im Jahre 1952 bereits seit 18 Jahren nicht mehr. Korrekt wäre: 1932, Nr. 3 (88), S. 116–127.

Bedauerlich ist auch, daß eine eingehende Analyse von Bakunins Ideen (seiner Revolutionstheorie, seiner „Anti-Politik" usw.) oder wenigstens seiner wichtigsten Werke unterbleibt – eigentlich ein Unding für eine moderne Bakunin-Biographie.

Schwer erträglich sind schließlich eine ganze Reihe von Fehlern im Detail. Hierzu nur zwei Beispiele: Eine der ersten Irritationen zwischen Marx und Bakunin ergab sich durch eine Verwechslung zweier gleichnamiger russischer Emigranten im Paris des Vormärz, nämlich *Jakov* Nikolaevič Tolstoj, der von Pariser Emigrantenkreisen in den 1840er Jahren als Agent der zaristischen Dritten Abteilung angesehen wurde, und *Grigorij* Michajlovič Tolstoj, den Bakunin schon während seines ersten Aufenthalts in Dresden (1841) kennenlernte und später in Paris (1844 ff.) wiedertraf. „Dieser Tolstoy", schrieb Engels in einem Brief vom 16. September 1846, „ist Niemand anders als unser Tolstoy, der Edle der uns vorlog, in Rußland seine Güter verkaufen zu wollen", womit die Verwechslung der zwei Tolstojs perfekt wurde. Engels fuhr fort: „Selbst Bakunin [...] ist sehr verdächtig. Ich werde mir gegen ihn natürlich nichts merken lassen, sondern Revanche an den Russen nehmen."[12] Dieses Mißverständnis und seine weitreichenden Konsequenzen aufzuklären wäre eigentlich eine wichtige Aufgabe für eine großangelegte Bakunin-Biographie. Leider zeigt sich Madeleine Grawitz in das seit langem bekannte Geheimnis dieser Verwechslung nicht eingeweiht: „Schließlich sah man ihn [Bakunin] oft mit einem gewissen Jacobi [sic!] Tolstoi, der auf großem Fuß lebte und sich als Moskauer Agent erwies, vor dem sich der allzu vertrauensselige Bakunin nicht in Acht genommen hatte" (S. 116, franz. S. 131).

Ohne von den umfangreichen sowjetischen Publikationen über den Haager Kongreß[13] Notiz zu nehmen, stützt sich Grawitz in ihrer diesbezüglichen Schilderung allein auf Guillaumes Buch über die Erste Internationale[14] – keine schlechte Quelle, bloß ist sie eben beinahe neunzig Jahre alt und muß durch eine Vielzahl neueren Materials ergänzt werden. Außer den bei Guillaume genannten Informationen weiß die Autorin jedenfalls nichts über den Hergang des Kongresses: von den Mitgliedern der Allianz-Untersuchungskommission bezeichnet sie Theodor Friedrich Cuno als Italiener (in Wahrheit ein Deutscher, der nach dem Kongreß nach Amerika emigrierte) und Walter als Deutschen (S. 433, franz. S. 496), wahrscheinlich durch den Namen irregeführt. Eigentlich hätte sie wissen müssen, daß der Name Walter dem Pariser Delegierten L. Van Heddeghem als Pseudonym diente, der im Folgejahr als Polizeiagent enttarnt wurde – was ein interessantes Schlaglicht auf die Zusammensetzung dieses Anti-Bakunin-Tribunals wirft und in einer Schilderung der Manöver des Haager Kongresses nicht fehlen darf.

Eine „investigative" Biographie ist dieses Buch jedenfalls nicht zu nennen. Vielmehr ist das grandiose Mißverhältnis zu beklagen, daß hier ein mehr als fünfhundert Seiten starkes Buch herausgebracht wurde, das nur eine Kompilation veralteter Forschungsergebnisse und obendrein eine ganze Reihe von kapitalen Mißgriffen enthält. Kein

12 MEGA, III 2, S. 37.

13 Gaagskij kongress Pervogo Internacionala. 2–7 sentjabrja 1872 g. Protokoly i dokumenty, Moskva 1970. Otčety i pis'ma, Moskva 1972. Engl.: The Hague Congress of the First International. September 2–7, 1872. Minutes and Documents, Moskau 1976. Reports and Letters, Moskau 1978.

14 Siehe Anm. 10.

Vergleich etwa zur Durruti-Biographie von Abel Paz, die auch in der Edition Nautilus erschienen ist und aus dem Stand heraus zum Standardwerk avancierte.

Ein Kuriosum dieses Buches, das aus dem oben Beschriebenen herausfällt, ist noch zu erwähnen: Bei der Schilderung des Aufstands von Lyon (September 1870) bietet die Autorin urplötzlich, von einer Seite auf die andere, eine breite Quellenbasis aufgrund eigener Recherchen nebst Fußnoten und Quellennachweisen. Es drängt sich geradezu der Eindruck auf, als stammten die Kapitel über Lyon aus einer anderen Arbeit von Grawitz, die in völligem Kontrast zum übrigen Buch an dieser Stelle eingefügt wurden. Die epische Breite dieser Kapitel rechtfertigt die Autorin folgendermaßen: „Die Lyoner Episode in Bakunins Leben hat weniger Aufmerksamkeit erfahren als sein Kampf gegen Marx, dennoch war sie für ihn viel wichtiger als sein Ausschluß aus der Internationale" (S. 365, franz. S. 417 f.) – eine überraschende Einschätzung, die trotz der ausufernden Darstellung der „Lyoner Episode" leider nicht weiter untermauert wird.

Mit dem Thema Lyon hängen auch zwei der drei neuen Fakten zusammen, die Grawitz über den bisher bekannten Forschungsstand hinaus recherchiert hat. Hierzu zählt die Aussage eines Lyoner Mitglieds der Internationale über die Autorschaft einer Bakunin zugeschriebenen Proklamation (S. 389, franz. S. 444) und ein bislang unbekanntes Schriftgutachten über Bakunin aus einem Archiv in Lyon (S. 464, franz. S. 533 f.). Das dritte neue Faktum stellt ein Brief der Tochter Alexander Herzens, Natalie Herzen, an die Bakuninbiographin Hélène Iswolsky dar (S. 313, franz. S. 356, bei Grawitz irrtümlich *Irene* Iswolski).

II.

Andreas Löhrer, der Übersetzer aus dem Französischen, hat gute Arbeit geleistet und den leicht zu lesenden und locker geschriebenen Text adäquat ins Deutsche übertragen. Mehr noch: er hat sich bemüht, Zitate nach bereits bestehenden deutschen Übersetzungen oder bei deutschen Quellen nach dem deutschen Original wiederzugeben – auf diese Weise können wir zum Beispiel Wagners Erinnerungen an Bakunin im Originalwortlaut lesen und sind nicht mit einer doppelten Übersetzung konfrontiert. Angesichts Grawitz' weitgehender Vermeidung von Quellennachweisen kann es nur als enorme Leistung bezeichnet werden, die Fundstellen verschiedenster Zitate in deutschen Ausgaben recherchiert zu haben.[15] Eigentliche Übersetzungsfehler sind ebenfalls rar.[16]

15 Nur viermal ist der Übersetzer nicht fündig geworden und hat deutsche Originalquellen aus Grawitz' französischem Text ins Deutsche zurückübersetzt: den deutschen Originalwortlaut müßte man entsprechend einfügen auf S. 79 (Adolf Reichel an Bakunin, Original in: Josef Pfitzner, Bakuninstudien, Prag 1932, S. 228), auf S. 102 (Zitat aus Bakunins Artikel „Der Kommunismus", Original in: *Schweizerischer Republikaner,* Nr. 44 vom 2. Juni 1843, S. 204), ferner auf S. 136 (Hermann Müller-Strübing an Bakunin, Original in: Pfitzner, a. a. O., S. 92) und schließlich auf S. 445 (Johann Philipp Becker an Friedrich Sorge, Original in: Briefe und Auszüge aus Briefen von Joh. Phil. Becker, Jos. Dietzgen, Friedrich Engels, Karl Marx u. a. an F. A. Sorge und Andere, Stuttgart 1906, S. 123).

16 Dennoch auch hier ein paar Hinweise für eine eventuelle Neuauflage: Das französische *Micha* (sprich: Mischa, russisch: Miša) wurde stilistisch unangemessen ins Deutsche übertragen als „Micha" (z. B. S. 80 und 178). Auf S. 147 heißt es irrtümlich *Exil* statt *Verbannung,* auf S. 389 *Konvention* statt *Konvent/*

Ebenso wie das französische Original verfügt die deutsche Ausgabe lobenswerterweise über einen Anhang mit chronologischem Abriß „über Bakunins Leben und wichtige historische Ereignisse seiner Zeit" sowie Biographien von „Personen, die in Bakunins Leben eine Rolle gespielt haben". Hinzugekommen sind in der deutschen Ausgabe der Untertitel „Ein Leben für die Freiheit", zusätzliche Abbildungen, ferner deutschsprachige Literaturhinweise und vor allem ein Personenregister, das in der französischen Originalausgabe noch fehlte.

III.

Wie unter I. bereits angedeutet, ist Recherche und Analyse die Sache von Madeleine Grawitz' Bakunin-Biographie nicht. Dennoch ist diesem Buch im internationalen Vergleich verschiedenes zugute zu halten. In den im Laufe der letzten drei Jahrzehnte im englischsprachigen Bereich erschienenen Bakunin-Biographien war zum Beispiel bis vor kurzem noch ein äußerst abschätziger Grundstrom vorherrschend, der als „Bakunin-bashing" bezeichnet worden ist. Dieses „Bakunin-Prügeln" orientierte sich unter anderem an folgenden drei klassischen Fettnäpfchen, in die noch jeder krampfhaft um prinzipielle Distanz bemühter Bakunin-Biograph getreten ist. Diesen Publikationen zufolge ist Bakunin erstens ein Terrorist, der bisweilen „Gift, Dolch und Strick" gepredigt habe, zweitens ein Verräter, der in der „Beichte" seinen Frieden mit dem Zaren gemacht habe, und drittens ein entweder homosexueller, inzestuöser oder impotenter Wüstling.

Es ist erfreulich, daß diese und manch andere feindseligen Thesen samt und sonders in Grawitz' Biographie zurechtgerückt werden:

1. Grawitz verweist wiederholt auf die von Bakunin mit großer Kontinuität vorgetragene Überzeugung, daß sich „die Revolution, die ich plante, [...] mehr gegen Dinge als gegen Menschen richtete"; sie werde „mehr gegen Stellungen und Einrichtungen als gegen Menschen Krieg führen, in der Gewißheit, daß die Einrichtungen und die privilegierten und antisozialen Stellungen, welche sie schaffen, viel mächtiger sind als die Individuen und den Charakter und die Macht unserer Feinde ausmachen".[17] „Bakunin ist ein Revolutionär, kein Terrorist", hält Grawitz zu diesem Thema fest (S. 143, franz. S. 163).

2. Eine sachentsprechende Zurückhaltung legt sich die Autorin bei der Beurteilung der „Beichte" an Zar Nikolaus II. auf, die Bakunin im russischen Kerker verfaßte. Die Diskussion dieses Dokuments, dessen Inhalt Bakunin später als „Dichtung und Wahrheit" bezeichnete,[18] stellt Grawitz unter einen Vorbehalt: „Diejenigen, die nicht zu lebenslanger Haft verurteilt worden waren, sollten sich ihres Urteils enthalten. Man kann

[Forts. von Anm. 16]
Versammlung. Die als *Carnets* bezeichneten *Tagebücher* Bakunins wurden wörtlich übersetzt als *Hefte* (z. B. S. 158, S. 439 und S. 509).

17 Vgl. hierzu Michael Bakunin, Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Wolfgang Eckhardt, Bd. 2: „Barrikadenwetter" und „Revolutionshimmel". Artikel in der „Dresdner Zeitung", Berlin 1995, S. 160 f.

18 Michail Bakunins Sozial-politischer Briefwechsel mit Alexander Iw. Herzen und Ogarjow. Hrsg. von Michail Dragomanow, Stuttgart 1895, S. 35.

jedoch mit diesem Vorbehalt die Diskussionspunkte wieder aufgreifen" (S. 174, franz. S. 197), wie sie im Anschluß mit einer Reihe interessanter Erwägungen beweist.

3. Bakunins Sexualleben ist in aller Ausführlichkeit erst im 20. Jahrhundert ins Visier der Biographen gekommen und hat dabei die vielfältigsten Blüten getrieben. Grawitz widersteht der Versuchung, der so manche Biographen erlegen sind, das spekulative Feuer mit weiteren Mutmaßungen anzuheizen: sie zählt die verschiedenen Theorien auf, die von Bakunins angeblicher Impotenz bis hin zum Ödipuskomplex reichen, erklärt aber mit voller Berechtigung, daß „sowohl die Sprache der damaligen Zeit als auch Michails persönlicher überschwenglicher Ton" sowie die uneindeutige Quellenlage zu vorsichtigen Interpretationen zwinge (S. 39, franz. S. 43).[19]

Eine besondere Kombination der oben genannten Vorwürfe an die Adresse Bakunins enthält die der modernen „psycho-history" verpflichtete Bakunin-Biographie von Arthur Mendel,[20] dessen in großem Stil aufgezogene Psycho-Analyse Grawitz in ihrem Buch verschiedentlich anhand von Fakten widerlegt. Grawitz geht aber noch weiter. Statt beim Studium Bakunins den zahlreichen spektakulären Details seines Lebens zu verfallen, porträtiert sie einen Bakunin, wie er von seinen Freunden und Bekannten erlebt wurde: als den liebenswürdigsten aller Revolutionäre, als charmante, eindrucksvolle Persönlichkeit, dessen unkompliziertes Wesen auf vielbeschriebene Weise die Menschen, mit denen er in Kontakt kam, für sich eingenommen hat. Mit einfachen Worten setzt sie dieser Figur an verschiedenen Stellen ihrer Biographie die heute bis ins kleinste bekannten wutschnaubenden Attacken von Marx entgegen – auch dies ein Verdienst, gerade in der deutschen Ausgabe: in Deutschland verhindert noch so mancher in Ost und West, links und rechts bis in die Gegenwart hineinreichende alte Zopf, einer Figur wie Bakunin gerecht zu werden. Schließlich ist es sehr erfreulich, daß Bakunins Ehefrau Antonia, die sonst meist nur en passant erwähnt wird, in einem eigenen Kapitel aus dem Dunkel geholt wird. Es gehört zur Tragik dieses Buches, daß seine positiven Aspekte durch die zahlreichen haarsträubenden Fehler wieder zunichte gemacht werden. So hinterläßt Grawitz' Vorgehen, eher eine stimmungsvolle Annäherung an Bakunin (teilweise sogar mit romanhaften Passagen und fiktiven Dialogen) geschrieben zu haben als eine im einzelnen brauchbare Biographie, im ganzen ein zwiespältiges Gefühl. Eine sympathische Lebensbeschreibung Bakunins im Ton von Grawitz gibt es bereits im Deutschen: Ricarda Huchs im Jahre 1923 ohne jeden wissenschaftlichen Ehrgeiz veröffentlichte Bakunin-Biographie.[21] Dagegen fehlt im Deutschen bis heute eine umfangreiche, zuverlässig recherchierte und verfügbare Biographie.

19 Wenn sie mit den relevanten Quellen zu dieser Frage besser vertraut gewesen wäre, hätte sie sogar noch offensiver auftreten können. Am 16. Februar 1862 berichtete ein ehemaliger Mitverbannter Bakunins dessen Familie, daß Bakunin in Sibirien einen Sohn gezeugt habe (vgl. E. Kornilova: Michail Aleksandrovič Bakunin v pis'mach ego rodnych i dryzej [1857–1875 gg.]. Iz pisem semejnogo archiva Bakuninych, in: *Katorga i Ssylka. Istoriko-revoljucionnyj vestnik*, Buch 2 [S. 63], 1930, S. 54–79, hier S. 68) – ein wenig beachtetes Zeugnis in der breitgetretenen Diskussion zur Frage von Bakunins Impotenz, das der seit langem geführten Debatte schon längst eine andere Richtung hätte weisen können.

20 Arthur P. Mendel, Michael Bakunin. Roots of Apocalypse, New York 1981.

21 Ricarda Huch, Michael Bakunin und die Anarchie, Leipzig 1923. – Zu deren Neuauflage im Jahre 1972 hieß es in der IWK vom Dezember 1973: „Der litarische Wert dieses Werkes kann hier nicht beurteilt werden, der Sozialwissenschaftler wird aber kaum neue Erkenntnisse gewinnen können" (S. 138).

Nach seiner ersten großen Bakunin-Biographie hat Max Nettlau übrigens in den Jahren 1924 bis 1926 noch eine zweite geschrieben. Sie stellt im Unterschied zur ersten keine schwer lesbare Materialsammlung dar, sondern eine prägnante, kenntnisreiche und wohldokumentierte Lebensbeschreibung in vier Bänden. Das Manuskript ist in deutscher Sprache, druckfertig, im Besitz des Amsterdamer IISG.[22] Wann findet sich ein Verlag, der es herausbringt?

22 Collection Nettlau, Signatur 525 und 526. Es wäre ratsam und ohne großen Aufwand realisierbar, in einem Anhang auf die neueren Forschungsergebnisse hinzuweisen.

Willy Brandt – Perspektiven aus den Exiljahren

Ein Tagungsbericht

Von Michael F. Scholz

Die Stiftung „Bundeskanzler Willy Brandt" und der „Heinrich-Steffens-Lehrstuhl", der auf Anregung des früheren Bundespräsidenten Roman Herzog zur Pflege der deutsch-norwegischen Beziehungen jüngst am Berliner Nordeuropa-Institut eingerichtet worden ist, organisierten gemeinsam einen Workshop zum Thema „Willy Brandt – Perspektiven aus den Exiljahren". Gekommen waren Spezialisten und Gäste aus dem In- und Ausland. Neben Frau Seebacher-Brandt gaben sich u. a. der Botschafter Norwegens und die Frau des schwedischen Botschafters die Ehre. Nach einer Einführung durch den Vorstandsvorsitzenden der Stiftung, Gerhard Gross, und den Inspirator des Workshops, Einhart Lorenz, Exilspezialist und erster Inhaber des genannten Lehrstuhls, eröffnete Knut Kjeldstadli, Professor für moderne Geschichte in Oslo, den Reigen der Vorträge mit einer Einführung in die Geschichte der politischen Arbeiterbewegung Norwegens. Er wollte die Frage klären, welcher Art die politischen Eindrücke waren, die der junge Willy Brandt im Norwegen der dreißiger Jahre aufnehmen konnte. Die norwegische Arbeiterpartei (DNA) stand deutlich weiter links als andere europäische sozialdemokratische Parteien. Doch als Regierungspartei trat sie zuerst für eine wirtschaftliche Erholung des Landes ein, ja sie definierte Sozialismus neu, indem sie von der Forderung nach sozialistischem Eigentum an den Produktionsmitteln abging. Die deutsche Sozialistische Arbeiterpartei (SAP) und Brandt sahen dies kritisch, werteten es zum Teil auch als Verrat an der sozialistischen Idee. Andererseits mußten sie konstatieren, daß die extreme Rechte in Norwegen aufgrund der Politik der DNA nicht zum Zuge kommen konnte.

Ausgehend von einer jüngst in der Diskussion stehenden Behauptung, das politische Exil zwischen 1933 und 1945 habe den Antisemitismus heruntergespielt, ja sei selbst teilweise antisemitisch aufgetreten, stellte Einhart Lorenz (Berlin/Oslo) die Haltung des jungen Willy Brandt zu den Judenverfolgungen und die Frage einer jüdischen Heimstätte in Palästina vor. Trotz der relativ dünnen Quellenlage – Brandts Artikel in der skandinavischen Presse stellten in aller Regel die deutsche Arbeiterschaft in den Mittelpunkt – konnte Lorenz nachweisen, daß sich Brandt in dieser Frage deutlich von den Positionen anderer SAP-Gruppen unterschied. Während sich die SAP gegen den Zionismus stellte und eine jüdische Ansiedlung in Palästina ablehnte, jedoch keine Lösung der Probleme anbot, sprach Brandt sich bereits im Januar 1939 für Palästina aus. Offenbar war er in dieser Frage durch die Erfahrung einer nach 1938 restriktiven Ausländerpolitik gerade auch in den skandinavischen Ländern geprägt. Spätestens seit März 1941 hatte er wiederholt auf die unhaltbare Lage der Juden, vor allem in Polen, aufmerksam gemacht und entsprechende Berichte auch nach Amerika geschickt. Andererseits war ihm noch im Sommer 1944 das Ausmaß der Vernichtung nicht bewußt; dies eröffnete sich ihm erst während der Nürnberger Prozesse, an denen er als Korrespondent teilnahm. Ungeachtet

dessen schrieb Brandt in einem Brief an Jakob Walcher im Sommer 1944 vom „Vernichtungsfeldzug gegen Teile des eigenen Volkes". Und in seinem Buch „Efter Segern" (Nach dem Sieg) stellte er bereits im Frühjahr 1944 klar, daß breite Teile des deutschen Volkes Verantwortung trügen. Unter Hinweis auf die einzelnen Marionettenregierungen in Europa wertete er dies jedoch auch als europäisches Problem. Die „Reinstallierung" der verfolgten Juden setze internationale Maßnahmen voraus. Zum einen sollte ein Fonds für ein jüdisches Palästina bereitgestellt werden, zum anderen sollten möglichst viele Juden wieder für ihre Heimatländer zurückgewonnen werden. Lorenz konnte eine Behauptung von Franz Josef Strauß aus dem Frühjahr 1975, Brandt habe sich 1944 gegen eine Rückkehr der Juden nach Deutschland ausgesprochen, in das Reich der Lügen und Verleumdungen verweisen.

Klaus MISGELD (Archiv und Bibliothek der Arbeiterbewegung, Stockholm) wandte sich in seinem Beitrag dem Thema „Willy Brandt und Schweden" zu. Obwohl Schweden für Brandt keine emotional so große Rolle wie Norwegen spielte, dessen Sprache er sich angeeignet hatte und wohin er familiäre Beziehungen unterhielt, konnte die modernere schwedische Gesellschaft dem späteren deutschen Außenminister und Bundeskanzler mehr Anregungen geben.

Helga GREBING (Göttingen) referierte mit Fokus auf Brandt zu den politischen Aktivitäten der Linkssozialisten aus der SAP in den ersten Jahren nach Hitler. Brandt hatte am 30. September 1944 um Aufnahme in die SPD-Ortsgruppe Stockholm gebeten. Er war der festen Überzeugung, daß für den Neuaufbau in Deutschland die frühere Zersplitterung der Arbeiterbewegung überwunden werden müsse. Ihm schwebte eine neue sozialdemokratische Einheitspartei vor, die – so zumindest die Vorstellungen in Stockholm – auch die Kommunisten einschließen könne. Letztlich zeigten sich viele ehemalige Mitglieder der SAP mit der weiteren Entwicklung in der SPD nicht unbedingt zufrieden. Grebing machte in diesem Zusammenhang auf ein sog. „Überläufersyndrom" aufmerksam, das ihr zum Beispiel Irmgard Enderle vermittelt habe. Große Karrieren, wie etwa für Willy Brandt, Otto Brenner und Heinz Kühn, blieben für die früheren SAP-Leute denn auch die Ausnahme.

Peter BRANDT (Fernuniversität Hagen) erinnerte aus sehr persönlicher Perspektive an das Verhältnis Willy Brandts zur Jugendradikalisierung der späten sechziger Jahre. Als Parteivorsitzender und Regierender Bürgermeister von Berlin blieb Brandts Perspektive an die Loyalität gegenüber den Schutzmächten gebunden. Der Vater hatte jedoch auch Verständnis für den Sohn (Jahrgang 1949), der sich seinerzeit in der trotzkistischen Bewegung engagierte. Sicher erinnerte ihn die 68er Bewegung an die eigene sozialistische Vergangenheit, die er nie als Jugendsünde abgetan sehen wollte. Willy Brandts Devise blieb, auf die Jugend müsse man zugehen. In der Diskussion machte Peter MERSEBURGER darauf aufmerksam, daß Brandt auch in dieser Frage ein liberales, antiautoritäres Verständnis auszeichnete, sicher eine Erfahrung aus der skandinavischen Emigration.

Eine Publikation der Vorträge ist geplant.

Neue Literatur

Fedor I. Dan und Otto Bauer. Briefwechsel (1934 bis 1938). Hrsg. von Hartmut Rüdiger PETER (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 18). – Frankfurt a. M. und New York: Campus Verlag 1999. 189 S.

Wenn sie einander schrieben, lautete ihre Anrede „Lieber Freund". Ganz so enge Freunde – Freundschaft rein menschlich verstanden – waren sie allerdings nicht. Briefe des anderen unbeantwortet zu lassen meinte sich der jüngere von beiden in seinen besseren Zeiten ohne weiteres herausnehmen zu können, schließlich war er ja wer: in der SAI, der Sozialistischen Arbeiter-Internationale, als österreichischer Parteiführer und anerkannter Theoretiker ein Stern erster Größe, als Mitherausgeber der Wiener Monatsschrift „Der Kampf" außerdem dann und wann Zubrotgeber des anderen, der was denn schon war? Parteichef lediglich eines menschewistischen Grüppchens im Exil, honorig, gewiß, verdienstvoll auch, bei Lichte besehen aber gerade noch zweite Wahl.

In späteren Jahren kamen sie sich näher und wurden doch nie so recht warm miteinander. Politisch immerhin konnte bei ihnen von Freundschaft schon eher die Rede sein. Da zählte Dan den brillanten Austromarxisten, der gleich ihm für eine „evolutionistische" Taktik gegenüber der Sowjetunion plädierte, zu seinen „nächsten Gesinnungsgenossen". Ein „Bauerianer", ein Vorkämpfer des „Bauerismus" war und wurde Dan deshalb noch lange nicht, was immer seine menschewistischen Opponenten ihm in dieser Hinsicht auch nachsagen mochten. Während der zwanziger Jahre bereits zeigt sich das beiderseitige Verhältnis durch eine Ambivalenz charakterisiert, für die frühe Anzeichen der „russischen ‚Vision'" Otto Bauers verantwortlich waren. Anfang der dreißiger dann, als Bauer mit seiner positiven Neubewertung der Erfolgschancen des bolschewistischen Regimes eine heftige Kontroverse vom Zaune brach, erreichte ihr Dissens eine außergewöhnliche Schärfe. Daß Dan es sich versagte, den Konflikt auf die Spitze zu treiben, sollte eine der wesentlichen Voraussetzungen der hier dokumentierten Zusammenarbeit sein.

Als sie einsetzte, hatten sich die internationalen Rahmenbedingungen einschneidend gewandelt. Dem Machtantritt Hitlers war in Österreich der Staatsstreich von Dollfuß gefolgt, dessen autoritäres Regime den Republikanischen Schutzbund im Februar 1934 zum Aufstand provozierte. Im Ergebnis seines Scheiterns hatte nun auch Otto Bauer den Gang ins Exil antreten müssen. Auf Europa lastete der Schatten eines drohenden Krieges. Hiergegen zu mobilisieren und die Internationale vor einer Wiederholung des Debakels vom August 1914 zu bewahren, sahen sich Bauer wie Dan in der Formulierungspflicht. Nach wie vor allerdings hielt die Gemeinsamkeit ihrer Anschauungen sich in Grenzen, und es waren nicht nur taktische Meinungsverschiedenheiten, die sie trennten. Dahinter verbargen sich „tiefere Gegensätze: Gegensätze in der Stellung zur Sowjetunion überhaupt", wie Otto Bauer offen aussprach, dem Dan in gleicher Offenheit eine „nicht revolutionärkritische, sondern apologetische Stellung der bolschewistischen Diktatur gegenüber" attestierte.

In der Prämisse ihrer strategischen Grundüberlegungen aber stimmten beide voll überein: „*Hitler-Deutschland* ist die mächtigste Zitadelle des Faschismus. Im Kriegsfalle würde der Sieg Hitler-Deutschlands ganz Europa der Herrschaft des brutalsten Faschismus unterwerfen." Als Schlußfolgerung ergab sich für sie trotz aller Vorbehalte gegenüber dem Sowjetregime: „Kommt es zum Kriege, so erheischt es das Interesse des internationalen Sozialismus, *daß die Sowjetunion siege.*" Auch in einer weiteren Konklusion waren sie einig: daß in allen kapitalistischen Ländern der Krieg zur Überwindung der herrschenden Gesellschaftsordnung ausgenützt werden müßte.

Die Zielmarke war also hoch angesetzt in dem Thesenpapier, mit dem sie im Sommer 1935 vor die Öffentlichkeit traten. In der Retrospektive mag es anmuten wie ein Demonstrationsbeispiel für den Stoff, aus dem manche Tragikomödien sind: die Ohnmacht in Aktion. Damals jedoch mußten derlei Erwägungen keineswegs zwangsläufig als müßige Sandkastenspielereien erscheinen. Die außenpolitische Umorientierung des Kreml; die auf dem VII. Weltkongreß besiegelte Wendung der Komintern; die Verfassungsdebatte in der SU – war all das etwa nicht Realität? Mußte es da schlechterdings illusorisch, ja geradezu abenteuerlich sein, der kommunistischen Bewegung den Donner stehlen und die sozialistische Internationale an die Spitze der Einheitsbewegung setzen zu wollen? Die Widersacher Bauers

und Dans in der SAI meinten eben diese Auffassung vertreten zu müssen, und je länger, desto mehr sahen sie ihre Position durch die Entwicklung bestätigt: Schauprozesse, Winkelzüge Moskaus in der Volksfrontpolitik, das Verhalten des Kreml in der italo-abessinischen ebenso wie in der spanischen Frage – das alles und einiges mehr sorgte dafür, den Gegenspielern Auftrieb zu geben. Die SAI trug mit ihrem Immobilismus ein übriges dazu bei, die anfängliche Zuversicht in resignative Anwandlungen und bei Dan in einen Optimismus nur noch „auf weite Sicht" umschlagen zu lassen.

Wer auf die großen historischen Koordinaten fixiert ist, darf sich die Lektüre dieser Quellenpublikation sparen. Umstürzende Erkenntnisse zum Konzert der europäischen Mächte bietet sie ihm nicht. Daß sie für eine „Geschichte des ‚Rußlands jenseits der Grenzen'" sonderlich viel hergibt, läßt sich bezweifeln. Ihr zentraler Erkenntniswert beruht denn wohl doch mehr in den komplementären Aufschlüssen über die Problemauseinandersetzungen der sozialistischen Arbeiterbewegung im Europa der mittleren dreißiger Jahre einerseits und zum anderen – um es in den Worten des Herausgebers zu sagen – in dem Einblick, den sie „in die individuelle Dimension des Prozesses der politischen Selbstdefinition russischer Emigranten und Sozialisten" eröffnet. Zur Biographie der Korrespondenzpartner liefert sie allerdings ein partiell nur lückenhaftes und proportional unausgewogenes Bild. Zwischen einigen der Briefe Dans liegen Abstände von dreieinhalb bis zu sechs Monaten und mehr. Aus der Feder von Otto Bauer wiederum stammen lediglich zehn dieser insgesamt zweiundfünfzig Schreiben. Dieses Verhältnis von gut 80 zu knapp 20 Prozent verträgt sich zwar mit der erklärten Absicht des Herausgebers, der seine Edition „primär in den Kontext der Menschewismusforschung und der Erarbeitung einer Biographie Fedor Dans gestellt wissen will", wirft jedoch gleichwohl unbeantwortet bleibende Fragen auf. Sind die Lücken dem Amsterdamer Teilnachlaß Otto Bauers inhärent, auf dem die Edition basiert, oder hat der Herausgeber aus einem umfangreicheren Bestand eine gestrenge Auswahl getroffen? Wenn ja: Welchen Maßstab hat er seiner Selektion zugrunde gelegt? Das Kriterium der Relevanz? Dann wäre doch wohl Dans Brief vom 6. Juni 1935 gleichfalls zu berücksichtigen gewesen.

Bei der „korrekten Umschrift russischer Namen und Titel" innerhalb des Darstellungs- und des Anmerkungsteils wurde des Guten zuviel getan. Abramovič pflegte sich hierzulande nun einmal Abramowitsch zu schreiben, Švarc lief als Schwarz, Šifrin als Schifrin, Vojtinskij als Woytinsky über die deutsche politische Bühne, und das Exilorgan der Menschewiki firmierte in seiner Berliner Ausgabe mitnichten als „Socialističeskij vestnik"; die schlichtdeutsche Transkription „Sozialistitscheski Westnik" genügte den Ansprüchen seiner keineswegs ungebildeten Urheber und Leser auch. Dan übrigens zog es vor, sich innerhalb des germanistischen Herrschaftsbereichs Theodor und nicht etwa Fedor zu nennen.

Wissenschaftliche Quellenausgaben sprechen für sich selbst. Über den essayistischen Begleitkommentar dieses Bandes scheinen viele Worte deshalb unangebracht. Die eine Formulierung problematisch, die andere Akzentsetzung auch? Das grundsätzliche Urteil wird dadurch in keiner Weise berührt: eine wertvolle Edition.

Henryk Skrzypczak

REIMANN, Günter, und Herbert WEHNER: **Zwischen zwei Epochen. Briefe 1946.** Hrsg. von Claus BAUMGART und Manfred NEUHAUS. Mit einem Vorwort von Hermann WEBER. – Leipzig: Gustav Kiepenheuer Verlag 1998. 160 S.

Zwischen zwei Epochen – das meint die geschichtliche Atempause nach dem Sieg der Antihitlerkoalition und vor dem Kalten Krieg zwischen den Siegern, in der sich gesellschaftliche Kräfte neu ordneten und ausrichteten. Wenig schien vorausbestimmt, vieles noch offen zu sein. In dieser Zwischenzeit also, von Februar bis Oktober 1946, entstanden im schwedischen bzw. US-amerikanischen Exil zehn der hier abgedruckten elf Briefe von Wehner und alle neun von Reimann.[1] Teilweise konnte Michael F. Scholz diese Korrespondenz schon vor Jahren im Archiv der sozialen Demokratie auswerten,[2] teilweise fand sie sich neuerdings in Reimanns Privatarchiv. Veröffentlicht werden nunmehr auch einige der Auszüge, die Wehner aus Briefen Dritter gemacht und Reimann zugesandt hatte, um ihm Eindrücke von deutschen Zuständen zu vermitteln (S. 153).

In dem nahezu rückhaltlosen Nachrichten- und Meinungsaustausch der beiden Männer, die sich reichlich fünfzehn Jahre zuvor im KPD-Apparat kennengelernt und später von der stalinisierten Partei gelöst hatten, geht es hauptsächlich um Voraussetzungen und Erfordernisse für die

Neuformierung und Neuorientierung der deutschen Arbeiterbewegung. Von Wehner um Rat gebeten (S. 34), warnt Reimann vor der Rückkehr nach Deutschland. Dies nicht nur, weil dort „unsere Freunde verhungern" (S. 35), sondern letztlich wohl deswegen, weil er nicht recht weiß, wie „eine Bewegung aufzubauen" wäre, die „nicht lediglich ein Instrument der östlichen oder westlichen Politik" sein würde. Und er läßt dem Brief ein „Resümee der Diskussion" folgen, die in New York mehrere Monate hindurch „in einem ganz kleinen Kreise" stattfand (S. 36), in dem die „rein induktive Denkmethode", die bei Sozialdemokraten „dialektisches Denken überwuchert hat", ebenso verpönt war, wie die „mechanistisch-doktrinäre Denkweise", kultiviert insbesondere von Kommunisten. Man wies keine Fragestellung „aus rein doktrinären Gründen" ab und diskutierte über Staatskapitalismus, Imperialismus und Totalitarismus mit Bezug auch auf die Sowjetunion (S. 38f.). – Die Prognose, die sich dabei für Deutschland ergab, erwies sich als im wesentlichen richtig: „Soziale Korruption unter imperialistischer Fremdherrschaft führt zu völliger Dekadenz und Korrumpierung der alten Bewegung, insbesondere auch der KPD, aber auch der SPD" (S. 53).

„Unabhängig bleiben", das bezeichnet zwar auch Wehner als seinen Grundsatz (S. 60), doch verweist er bald auf die „Zwangslage", in der er über seinen Verbleib nicht frei entscheiden kann (S. 58). Etwas später gibt er Reimann zu bedenken: Eine „allzu vorsichtige Zurückhaltung seitens derer, die wirklich etwas gelernt haben, wird sie weiter und weiter von denen entfernen, die ihre Hilfe und ihren Beistand nötig haben" (S. 67). Während Reimann meint, es gebe „viel Gemeinsames" und „auch menschliches Vertrauen" zwischen ihnen, während er auf eine „enge Zusammenarbeit" hofft (S. 76), beginnt Wehner über Wirkungsmöglichkeiten in der SPD nachzudenken und äußert schließlich die Erwartung, „daß sich aus den unter sozialdemokratischem Einfluß stehenden Organisationen und Gruppen die hauptsächlich für eine Neuformierung der Arbeiterbewegung in Frage und Betracht kommenden Kräfte entwickeln werden", während die von der KPD beeinflußten Organisationen „wenig Spielraum für eine grundsätzliche Neuorientierung geben werden" (S. 96).

Auch über das Biographische hinaus ist diese Korrespondenz ein bemerkenswertes Zeugnis der Schwierigkeit, Voraussagen und Entscheidungen zu treffen, die von der Zukunft sanktioniert werden.

1 *Über Reimann erfährt der Leser das Wichigste in aller Kürze im Vorwort von Hermann Weber (S. 11 f.), mehr in einem biographischen Interview von Claus Baumgart: Günter Reimann, Zwischenbilanz. Ein Zeuge des Jahrhunderts gibt zu Protokoll. Hrsg. von Klaus Kinner und Manfred Neuhaus, Frankfurt an der Oder 1994, S. 7–49.*

2 *Siehe Michael F. Scholz, Herbert Wehner in Schweden 1941–1946 (= Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Bd. 70), München 1995, S. 128 f. und S. 133.*

Jochen Černý

BECKER, Ernst Wolfgang: **Zeit der Revolution! Revolution der Zeit? Zeiterfahrungen in Deutschland in der Ära der Revolutionen 1789–1848/49** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 129). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1999. 396 S.

Daß gesellschaftliche Umbrüche tiefe Spuren im alltäglichen Denken der Menschen hinterlassen, ist eine immer wieder bestätigte Erfahrung. Inwieweit auch politisches Denken von solchen Umbrüchen berührt wird, ist eine der Fragestellungen in diesem aus einer Tübinger Dissertation (bei Dieter Langewiesche) hervorgegangenen Buch.

Ausgehend von der These, daß 1789 das moderne Revolutionsverständnis in den „Horizont des bewußten Erlebens" (S. 14) rückte, untersucht Becker, wie sich Konservative, Liberale und Demokraten diesem Phänomen stellten. Die Arbeit stellt keine Rezeptionsgeschichte der Französischen Revolution dar, den ersten Teil ausgenommen. Im übrigen bilden die in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwachsenen, immerhin im abstrakten Verbund mit der Französischen Revolution stehenden Umwälzungsprobleme den Hintergrund. Die Revolution sei vor allem in drei Richtungen verarbeitet worden: als gesellschaftlicher Umbruch („Epochenbruch-erfahrung"), als Erfahrung einer schneller voranschreitenden Zeit („Beschleunigung und Machbarkeit von Zeit") und als Wahrnehmung „einer Revolution in Permanenz" (S. 16).

Becker unterscheidet drei chronologische Etappen: den Abschnitt von 1789 bis zu den Befreiungskriegen, den Vormärz (im wesentlichen die dreißiger und vierziger Jahre) und 1848/49.

Untersuchungsraum ist der Deutsche Bund (ohne Österreich), genauer: die „politischen Landschaften" Bayern, der Südwesten, das Rheinland, der preußische Norden mit Sachsen und Kernpreußen mit Berlin. Becker stützt sich ausschließlich auf gedruckte Quellen. Er wertet Zeitschriften und Zeitungen aus (u. a. „Politisches Journal", „Politische Annalen", „Historisch-politische Blätter", „Augsburger Allgemeine", „Kreuz-Zeitung", „Bremer Zeitung", „Leipziger Allgemeine" [fehlt im Literaturverzeichnis!]), er zieht repräsentative Ausgaben wie das Rotteck-Welckersche Lexikon heran, oder er gibt Publizisten wie E. M. Arndt, J. Görres, K. Varnhagen van Ense, F. J. Stahl und J. G. A. Wirth das Wort.

Insgesamt treten die Kontinuitätslinien stärker hervor als die Unterschiede zwischen den zeitlichen Etappen. Das trifft besonders auf die Liberalen zu. Der reformerisch-evolutionäre Grundzug ist vor allem bei ihnen ebenso deutlich wie das Fehlen der Umbruchserfahrung. Die direkte Bezugnahme vieler Liberaler von 1848/49 auf die Französische Revolution – und zwar die eindeutige Ablehnung – ist klarer und eindeutiger gewesen, als es bei Becker den Anschein hat, gibt sie doch eine wichtige historische Begründung für ihre Abkehr von der Revolution und die Bevorzugung von Reformen zum Zwecke gesellschaftlicher Veränderungen.

Der Natur der Sache nach konnte Becker kaum neues Material erschließen. Sein Verdienst liegt vor allem in der schärferen Durchleuchtung von vielfach bereits bekannten Problemen und Sachverhalten. Als Beispiel mag die Ambivalenz liberaler Vertreter bzw. Organisationen in der 48er Revolution dienen: das „liberale Pendel zwischen Revolution und Reaktion". Als sich die „dritte Revolution" – so Becker – im Herbst 1848 „immer unverhüllter auch gegen die Throne richtete und für Liberale alle Anzeichen einer sozialen Anarchie aufwies, wurde die Reaktion [...] zu einem notwendigen Rückschritt, auf dessen Basis einer konservativ-pazifizierten Ordnung erst evolutionärer Fortschritt gedeihen könne. Die reaktionären Kräfte beendeten eine Revolution, nachdem sie erst ihren Ausbruch herausgefordert hatten, und avancierten zum Garanten einer beherrschbaren Politik" (S. 323).

Der ambitionierte Stil des Autors macht das Buch allerdings zu keiner leichten Lektüre.

Gunther Hildebrandt

SCHEIL, Stefan: **Die Entwicklung des politischen Antisemitismus in Deutschland zwischen 1881 und 1912. Eine wahlgeschichtliche Untersuchung** (= Beiträge zur Politischen Wissenschaft, Bd. 107). – Berlin: Duncker und Humblot 1999. 400 S.

Zunächst einmal: der Haupttitel ist irreführend. Stefan Scheil schreibt keine Geschichte des politischen Antisemitismus im Kaiserreich; selbst zwei der Organisationen, die er zum „Kristallisationskern" des Antisemitismus rechnet, werden nur gelegentlich mit Namen erwähnt, ohne daß man etwas über ihre Geschichte, ihre Ziele und ihr Programm (sofern vorhanden) erführe. In seltsamem Kontrast dazu sind den anderen Parteien des politischen Spektrums dagegen eigene Abschnitte gewidmet.

Viel eher beschreibt der Untertitel das Anliegen des Autors. Scheil konzentriert sich in seiner Arbeit, die aus einer Karlsruher Dissertation hervorgegangen ist, auf die Analyse der Reichstagswahlen, soweit antisemitische Organisationen oder antisemitisch gesinnte Personen daran teilnahmen. Er gibt einen Überblick über die Ergebnisse aller Parteien mit antisemitischer Ausrichtung bei den Wahlen von 1881 bis 1912 und analysiert die Siedlungs- und Konfessionsstruktur der antisemitischen Hochburgen, für die er zusätzlich einen ausführlichen diachronen Vergleich aller Wahlergebnisse vorlegt. Dazu bringt er eine detaillierte Auflistung „aller Kandidaten und Mandatsträger, die sich bei den Wahlen zwischen 1881 und 1912 für ausdrücklich antisemitische Parteien und Organisationen engagiert haben".

Im Anhang liefert Scheil schließlich auf mehr als 100 Seiten eine Übersicht über all jene Wahlkreise, in denen in dem genannten Zeitraum antisemitische Gruppierungen oder unabhängige Antisemiten kandidierten.

Zusammenfassend kommt er zu dem Ergebnis, daß die Antisemiten „einen gut integrierten Bestandteil" der zersplitterten politischen Rechten des Kaiserreichs gebildet hätten, und vertritt die These, „daß der Auftritt des Antisemitismus als politische Kraft der Ausdruck des bereits entstandenen völkischen Bewußtseins war und der politische Antisemitismus notwendig immer dessen Teil blieb".

Die Fülle des von Scheil präsentierten Materials wird allerdings dadurch beeinträchtigt, daß der Autor keine eindeutige Definition seines Begriffes „politischer Antisemitismus" liefert, auch wenn er kurz auf die kontroversen Versuche der Forschung eingeht, den modernen Antisemitismus

von der traditionellen Judenfeindschaft zu unterscheiden. Hieraus ergeben sich nun Probleme in der Darstellung, besonders für die Beziehungen zwischen Konservativen und Antisemiten. So zeigt Scheil zwar, daß den Antisemiten Anfang der neunziger Jahre der Einbruch in konservative Wählerschichten gelang und daß sie ihre Mandate in vorher konservativen Wahlkreisen errangen, geht aber nicht näher auf die Konflikte zwischen Antisemiten und Konservativen ein. Auf der anderen Seite findet er aber am sogenannten Tivoli-Programm der Konservativen von 1892 die Nähe zu den Forderungen der verschiedenen antisemitischen Gruppierungen bemerkenswert. Trotz dieser behaupteten Nähe rechnet er nun aber in seinem diachronen Vergleich der antisemitischen Hochburgen die Konservativen nicht zu den Antisemiten, wohl aber den „Bund der Landwirte", dessen Judenfeindschaft sich doch von dem Antijudaismus der Konservativen kaum unterschied. Die dafür vorgelegte Begründung (S. 129) kann nicht überzeugen.

Bei dieser Übersicht stellen sich auch andere Fragen nach Scheils Begrifflichkeit, wenn etwa Wahlkreise wie Oberfranken 4 (S. 190) oder Hannover 2 (S. 161) als antisemitische Hochburgen auftauchen, nur weil in ihnen der „Bund der Landwirte" einmal 15,0 Prozent bzw. 16,3 Prozent der Stimmen erhielt, wogegen andere rein antisemitische Gruppierungen dort nie in Erscheinung traten.

Bei all diesen Statistiken wäre eine – kursive oder fette – Hervorhebung des siegreichen Kandidaten sehr leserfreundlich. Noch benutzerfreundlicher wäre das Buch, wenn der Autor zusätzlich zu seinen vielen Statistiken und Verzeichnissen, die einen großen Teil des Buches ausmachen, Platz für eine kleine Liste der gewählten antisemitischen Abgeordneten gefunden hätte, so daß man sie sich nicht mühsam aus anderen Verzeichnissen zusammensuchen müßte. Gerne hätte man auch etwas mehr über die parlamentarische Tätigkeit der antisemitischen Abgeordneten erfahren, denn sie sollten mit der Teilnahme an Wahlen doch – zumindest vor der Einführung der Diäten – die Erreichung bestimmter politischer Ziele verfolgt haben.

Insgesamt hinterläßt die Publikation einen zwiespältigen Eindruck: einerseits eine Menge wichtigen statistischen Materials und zutreffende Feststellungen zur Parteienlandschaft des Kaiserreichs, andererseits aber eine unklare Begrifflichkeit, die viel von den vorgelegten Arbeitsergebnissen entwertet. – Leider ist auch an diesem Buch schmerzlich zu spüren, daß der Beruf des Korrektors ausgestorben ist.

Wolfgang Kaiser

WEICHLEIN, Siegfried: **Sozialmilieus und politische Kultur in der Weimarer Republik. Lebenswelt, Vereinskultur, Politik in Hessen** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 115). – Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996. 404 S.

Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, Politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich. Hrsg. von Detlef SCHMIECHEN-ACKERMANN (= Schriften der Gedenkstätte Deutscher Widerstand; Reihe A: Analysen und Darstellungen, Bd. 3). – Berlin: Edition Hentrich 1997. 307 S.

Arbeiterpartei und Großstadtpolitik. Zum Wandel der SPD in Hamburg im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Uwe LOHALM (= Veröffentlichung der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg). – Hamburg: Ergebnisse Verlag 1996. 99 S.

TORMIN, Walter: **Die Geschichte der SPD in Hamburg 1945 bis 1950** (= Forum Zeitgeschichte, Bd. 4). – Hamburg: Ergebnisse Verlag 1995. 392 S.

Der Landkreis Harburg 1918–1949. Gesellschaft und Politik in Demokratie und nationalsozialistischer Diktatur. Hrsg. von Dirk STEGMANN (= Schriften zur Volkskunde und Geschichte des Landkreises Harburg, Bd. 4). – Hamburg: Christians Verlag 1994. 632 S.

Klaus Tenfelde hat in jüngerer Zeit dafür plädiert, nicht *zu* sozialgeschichtlich zu argumentieren, wenn es um die Geschichte der Arbeiterbewegung geht. Um die soziale Formierung und politische Formung der Arbeiterbewegung sowie deren Wandlungsprozesse im Generationswechsel präziser zu analysieren, hält auch er die Milieuforschung für unverzichtbar.[1] Dieses Plädoyer unterstreicht nur einmal mehr, daß die früher gepflegte Frontstellung zwischen Sozialhistorikern und Politikhistorikern im Interesse eines erweiterten Zugriffs auf den historischen Gegenstand überwunden werden sollte. In der Tat wurde der Erkenntnisgewinn der Arbeiterbewegungshistoriographie vor allem durch eine Reihe regionalhistorischer

Studien getragen, die den großen methodischen Vorteil boten, über ihren räumlichen Bezug hinaus Typisierungen zu versuchen, und deshalb einen Vergleich mit anderen regionalen Typen von Arbeiterbewegung ermöglichten.

Ein herausragendes Beispiel dieser Art ist die Dissertation von Siegfried Weichlein über soziale Milieus und politische Kulturen im preußischen Regierungsbezirk Hessen-Kassel. Weichlein entwirft uns ein scharfes Bild der ökonomischen, sozialen, konfessionellen und sozialkulturellen Entwicklung Nordhessens, bevor er, gestützt auf die Auswertung von „Milieupublikationen" (Zeitschriften, Festschriften, Chroniken etc.) und „Milieuüberwachungsberichten" (Polizeiberichte) sowie von quantitativen Daten (Volks- und Betriebszählungen) und Adreßbüchern, die Zentren und Grenzen des katholischen und des sozialdemokratischen Sozialmilieus ebenso präzise nachzeichnet wie diejenigen des liberalen und des konservativen Milieus und der kommunistischen Subkultur. Und dies alles, um neue Antworten auf die alte „Meisterfrage" nach den Ursachen des Scheiterns der ersten deutschen Demokratie zu finden.

So luzide die Analyse der einzelnen Milieus ausfällt, so gewunden bleibt Weichleins Antwort auf die zentrale Fragestellung. Zunächst bestätigt er die alte Interpretation, daß eine starke Milieubildung die moderne parlamentarische Demokratie schwäche. Aber er weicht sie auf, weil er zeigen kann, daß (in diesem Fall) das katholische Stammilieu seine politischen Anführer – wie im Volksentscheid für die Fürstenenteignung von 1926 geschehen – durchaus im Stich lassen kann. Eben deswegen erweist es sich auch als sinnvoll, Karl Rohes Ansatz aufzunehmen und zwischen sozialem Vereinsmilieu und politischem Milieu zu unterscheiden. Nicht immer nämlich waren das Zentrum oder die SPD die politische Stimme eines stummen Milieuzwangs. Im Extremfall – und vor allem, wenn die organisatorischen Bindungen locker waren – konnte das Milieu seine parteipolitische Vertretung „abwählen".

Lösten sich die Sozialmilieus im Laufe der zwanziger Jahre auf? Auf diese seit langem umstrittene Frage gibt Weichlein eine differenzierte Antwort: Die katholischen und die sozialdemokratischen Vereinsmilieus igelten sich noch mehr ein, während die politischen Orientierungen unklarer wurden. Die Ausnahme bildete hierbei die kommunistische Teilkultur, deren politische Homogenisierung von oben durch die Diktatur der Parteileitung und von unten durch eine wachsende lebensweltliche Uniformierung erfolgte, die sie sowohl vom sozialdemokratischen Arbeitermilieu als auch von der NS-Bewegung scharf abgrenzte.[2] Der Erfolg der NSDAP beruhte indes nicht zuletzt auf der geschickten Überspielung der Milieus, weshalb Weichlein sie als „eine Partei neuen Typs" (S. 316) bezeichnet. Demgegenüber kommt er um eine Ehrenrettung des sozialdemokratischen und des katholischen Milieus, die sich als letzte Stützen der Demokratie erwiesen, nicht herum. Aber er schränkt sogleich ein: Nur auf ihrem alten Territorium verteidigten das Zentrum und die SPD die Republik. Insoweit kam die Behauptung ihrer Milieus einem Pyrrhussieg für die parlamentarische Republik gleich.

Welche Rolle soziale Milieus und politische Kulturen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus spielten, wird in einem vorzüglichen, von Detlef Schmiechen-Ackermann herausgegebenen Sammelband untersucht, den man als Basislektüre zur Einführung in die moderne Widerstandsforschung empfehlen möchte. Freilich besitzt er eine Schwäche: auf das im Titel genannte Konzept der „politischen Kultur" wird gar nicht explizit eingegangen. Aber der besondere Vorzug des Bandes besteht darin, daß in den einzelnen Beiträgen die Facetten der neueren Widerstandsforschung überaus plastisch herausgearbeitet werden. Dabei schadet es nicht unbedingt, wenn sich manche Autoren in ihren Beiträgen nicht länger mit dem Konzept des sozialen Milieus aufhalten, während andere sich hieran geradezu erschöpfend abarbeiten.

Als langjähriger Spezialist und großer Anreger in dieser Hinsicht tritt einmal mehr Franz Walter in Erscheinung. Zusammen mit Helge Matthiesen liefert er den Schlüsselbeitrag zum Thema des Bandes. Beide lassen es an nichts fehlen – weder an energischer Kritik an bisherigen Forschungen, weder an einer pointierten Verteidigung der These, daß die Milieubildung erst in den zwanziger Jahren ihren Scheitelpunkt erreichte, noch an der Präsentation neuer Untersuchungsergebnisse aufgrund empirischer Regionalforschungen. Im Zentrum des Beitrags steht die Frage nach dem politisch-sozialen Charakter der SPD und der Rolle des sozialdemokratischen Milieus für die Verteidigung der Weimarer Republik. Walter und Matthiesen geben hier klare Antworten: Sie betrachten die SPD bis tief in die fünfziger Jahre hinein noch als Milieupartei und unterstreichen die Bedeutung des sozialdemokratisches Milieus als gleichsam demokratische Grundsubstanz der Republik von Weimar. Der Beitrag von Schmiechen-Ackermann bestätigt den letzten Befund für die

NS-Zeit anhand einer Studie über Anpassungs- und Verweigerungsstrategien der Arbeitersportler und Arbeitersänger.

In diesem Zusammenhang bietet der Aufsatz von Detlef Lehnert, in dem er das „rote Wien" mit dem „roten Berlin" vergleicht, interessanten Aufschluß über sozialistische Milieubildungsprozesse in Metropolen. In Wien – so ein Ergebnis des Vergleichs – kannte die Sozialdemokratische Arbeiterpartei das von der Historiographie vielfach beschriebene Dilemma, Arbeiterpartei zu sein und Volkspartei werden zu sollen, nicht – sie war einfach beides. Die Integration nach links schadete der Attraktivität bei den Mittelschichten nicht. Anders die SPD in Berlin: sie verlor nach rechts und links, etablierte sich weder als Kommunal- noch als unangefochtene Arbeiter- oder Volkspartei. Sie vertrat ein Milieu, während die Wiener Schwesterpartei die Einwohnerschaft einer europäischen Metropole verkörperte.

Schon August Bebel hatte betont, daß Berlin zwar die Hauptstadt des Reiches, doch Hamburg die Hauptstadt des deutschen Sozialismus sei. Das Wirken der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Großstadtpolitik wird durch sechs knappe Beiträge in einem von Uwe Lohalm herausgegebenen Band untersucht, der auf eine Vortragsreihe der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg zurückgeht. Die Verfasser der Mehrzahl der Beiträge lassen sich zu sehr von der teleologischen Interpretation einer Entwicklung „von der dogmatischen Klassenpartei zur linken Volkspartei" (Uwe Lohalm) leiten. Nicht nur, daß dies eine Zwangläufigkeit und eine Alternative suggeriert, die sich vielleicht nicht so holzschnittartig stellte; es läßt sich auch fragen, ob nicht die „Volkspartei" SPD zu Beginn der 1960er Jahre dogmatischer auftrat als die „Klassenpartei" SPD sechs Jahrzehnte zuvor. Insbesondere Ursula Büttner setzt einen wenig problematisierten Zwang zur Volkspartei in der Weimarer Republik voraus, der im Grunde genommen auf einer fragwürdigen retrospektiven Wertung beruht. Denn die Politik der „traditionellen Arbeiterpartei" in Hamburg läßt sich durchaus sehen. Anders als in Berlin behauptet sie zusammen mit den Linksliberalen – ähnlich wie in Anhalt – die Demokratie bis zum Untergang der Weimarer Republik.

Walter Tormin bilanziert in seinem Beitrag über die Wiedergründung der SPD nach 1945, daß die Hamburger Partei die „Godesberger ‚Wende'" schon zehn Jahre früher vorgenommen habe, während Axel Schildt die SPD erst im Laufe der sechziger Jahre in „modernen Zeiten" verortet. Tormin liefert für seine Quintessenz eine organisationspolitische Analyse, die auf den Ergebnissen seiner grundsoliden Organisationsgeschichte der SPD in Hamburg 1945–1950 beruht; Schildt nimmt hingegen stärker sozialgeschichtliche Apekte politisch-kulturellen Wandels in den Blick und überzeugt damit eher. Frank Bajohr schließlich argumentiert in seinem Beitrag über die Hamburger Arbeiterschaft im Nationalsozialismus immer wieder mit dem Konzept des Milieus, aber leider wird der Leser mit dem Hamburger Arbeitermilieu weder bei ihm noch bei anderen Autoren des Bandes hinreichend vertraut gemacht.

Eine eindruckvolle sozialhistorische Gesamtschau nicht über Hamburg, aber über den südlich der Hansestadt gelegenen Landkreis Harburg bietet ein von Dirk Stegmann herausgegebener Band, der vor allem auf einer mehrjährigen Forschungstätigkeit von Günter Könke beruht. In dieser umfangreichen Studie werden die wirtschaftlichen Voraussetzungen der agrarisch-kleingewerblichen Region ebenso beleuchtet wie die verwaltungspolitischen Veränderungen, der Wandel sozialer Milieus, die Zusammensetzung politischer Eliten und der Auf- bzw. Abstieg sozialer Bewegungen. Daneben treten genauere Studien zur Rolle der Kirchen, zur Verfolgung der jüdischen Bevölkerung und zum kommunalen Neuaufbau nach 1945, was dem Band schon fast die Form eines politisch-historischen Handbuchs verleiht. Dies schmälert die wertvollen Erträge der Forschungsarbeit natürlich nicht. Im Gegenteil: man wünschte sich ein Mehr an solchen Forschungsarbeiten, die von den Landkreisen direkt unterstützt werden.

Die Verfasser der hier besprochenen Arbeiten bemühen sich – wenn nicht offen, so doch wenigstens stillschweigend –, der von Tenfelde verlangten Leistung zur Typisierung und zum Vergleich nachzukommen. Es zeigt sich indes dabei auch, daß es – obwohl die Fülle lokal- und regionalhistorischer Darstellungen weiter anschwillt – nur wenige Studien gibt, die der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung mit Hilfe des Milieukonzepts nachspüren und der Arbeiterbewegungshistoriographie aus organisationspolitischen und ökonomisch-sozialen Verengungen helfen.

1 *Klaus Tenfelde, Milieus, politische Sozialisation und Generationskonflikte im 20. Jahrhundert (= Gesprächskreis Geschichte, H. 19), Bonn 1998.*

2 *Vgl. demgegenüber die Interpretation von Klaus Michael Mallmann, Kommunisten in der Weimarer Republik. Sozialgeschichte einer sozialrevolutionären Bewegung, Darmstadt 1996, und meine Einlassung in dieser Zeitschrift: Karsten Rudolph, Das Scheitern des Kommunismus im deutschen Oktober 1923, in: IWK, Jg. 32 (1996), H. 4, S. 484–519.*

Karsten Rudolph

ARBOGAST, Christine: **Herrschaftsinstanzen der württembergischen NSDAP. Funktion, Sozialprofil und Lebenswege einer regionalen NS-Elite 1920 bis 1960** (= Nationalsozialismus und Nachkriegszeit in Südwestdeutschland, Bd. 7). – München: R. Oldenbourg Verlag 1998. 295 S.

Die Studie über „Herrschaftsinstanzen der württembergischen NSDAP", eine von Dieter Langewiesche betreute Tübinger Dissertation, kann in ihrer sehr gelungenen Mischung aus Kollektivbiographie und Strukturanalyse einer regionalen Elite wegen ihrer Komplexität als besonders schwieriges Unterfangen angesehen werden. Einen zusätzlichen Erkenntnisgewinn zieht der Leser aus der Nachzeichnung individueller Lebenswege über das Jahr 1945 hinaus. Im Kontext der Darstellung der politischen Säuberung zeigt die Verfasserin mit einer nicht nur quantitativen Bestandsaufnahme, sondern auch aufschlußreichen „Diskursanalyse" die gesellschaftliche Funktion der „Entnazifizierung" auf. Für eine ganze Region wird so die These von dem fast unbegrenzten Willen zur Amnestie als unbewußte Anerkennung und vehemente Abwehr der Kollektivschuldthese (Norbert Frei) am Beispiel der Kreisleiter und der Kreisfrauenschaftsleiterinnen besonders anschaulich belegt (S. 199–253). Bestätigt wird auch, daß eine so angelegte „Vergangenheitsbewältigung" mißlang. Ob die Spruchkammerverfahren ein wesentlicher Beitrag zum gesellschaftlichen Umdenken waren (S. 212), wird man gerade nach der eindringlichen, differenzierten und – besonders für manche Gegner der These von der verdrängten Vergangenheitsbewältigung – wohl eher ernüchternden Darstellung der Verfasserin allerdings bezweifeln können.

Die NS-Herrschaftsübernahme und -Herrschaftspraxis wird hier mit drei Instanzen der mittleren und unteren Herrschaftsebene – Kreisleiter, Ortsgruppenleiter und Kreisfrauenschaftsleiterin – in den Blick genommen (S. 37 ff., S. 74 ff., S. 85 ff.). In Württemberg rekrutierten sich die Kreisleiter, überwiegend junge soziale Aufsteiger, aus dem unteren neuen Mittelstand, die Leiterinnen der Kreisfrauenschaft jedoch aus der Mittel- bzw. Oberschicht. Bei den Ortsgruppenleitern (hier war offenbar die dünne Quellenlage für eine eingehendere Untersuchung bedauerlicherweise hinderlich) lassen sich daher zwar Funktion und Tätigkeitsfeld, aber nur sehr begrenzt ein Sozialprofil ermitteln (S. 74 ff.). Bei den Kreisleitern, deren Machtfülle und -praxis auch an mehr oder weniger herausragenden Beispielen demonstriert werden, bestätigt sich die Annahme, daß sich der NS-Staat als ein relativ heterogenes Machtkonglomerat auch auf diesen Ebenen präsentierte.

Die unter ihnen fungierenden Ortsgruppenleiter waren als Macht- und Informationsinstanzen eine für die Bevölkerung unmittelbar wahrnehmbare Instanz und ein ambivalentes Instrument zur Ausübung von Herrschaft von oben nach unten oder, wie sich z. B. beim Spitzel- und Denunziationswesen zeigte, auch von unten nach oben. In der damit jetzt weitaus konkreter sichtbaren, aber auch in den Funktionen der Kontrolle und Selbstkontrolle bis hin zur Nutzung, Verlagerung oder Entschärfung bzw. Neutralisierung von Konflikten zutage tretenden „Kooperation zwischen Herrschenden und Beherrschten" (S. 258) entfaltet sich das regionale Porträt einer Polykratie. Wie sich Zuständigkeitsprobleme in diesen Feldern zwischen Partei und Staat auswirkten, wie Fragmentierung von Verwaltung und Radikalisierung sich darstellten, wird an prägnanten Beispielen der Überwachung, der „Erziehung" und der Kontrolle mit allen Facetten deutlich. Die bislang z. T. verbreitete Vorstellung von der gänzlich unbedeutenden weiblichen Machtausübung ist in verschiedener Hinsicht, wenn auch mehr im Sinne informeller Strategien und Einflüsse, aufgrund der auch in dieser Hinsicht sehr bemerkenswerten Studie zu korrigieren (S. 96).

Der Verfasserin ist es in hervorragender Weise gelungen, den „Aktionsraum der mittleren und unteren Herrschaftsebene auszuleuchten" (S. 12). Es zeigt sich, daß die Kreisleiter doch vergleichsweise weit in Einflußbereiche von Staat, Kirche und Wirtschaft eindringen konnten.

Nicht ganz einleuchten will es, wenn Arbogast bei den Kreisleitern ein klares Schema ihrer politischen Sozialisation nicht erkennen will (S. 259). Geht man davon aus, daß aus der Gruppe der 64 Kreisleiter alle in den Jahren von 1879 bis 1910, die Mehrzahl (53) aber zwischen 1892 und 1905 geboren wurden, sie also zwei Generationen, der

„Frontgeneration" der achtziger und neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts und der folgenden „überflüssigen Generation" (Detlev Peukert) entstammten, dann läßt sich feststellen, wie hier die politische Sozialisation verlief und welchen Langzeitwirkungen sie unterlag. Das von der Autorin selbst ausgebreitete Material (vgl. S. 127 ff.) bietet daher vielleicht nicht unbedingt ein „klares Schema" der politischen Sozialisation, aber doch genügend Anhaltspunkte für die Annahme, daß hier eine neue, jüngere Generation, gewissermaßen auch eine Art „Jugendbewegung", den Aufstieg durch Hinwendung zu radikalen politischen Strömungen erreichte.

Betrachtet man die von der Verfasserin vorgelegte, ausgezeichnet differenzierte Soziographie (S. 127 ff.), dann scheint sie in diesem Punkt ihr eigenes Resümee zu widerlegen, wonach die Motive für das NS-Engagement keine verallgemeinerungsfähigen Übereinstimmungen erkennen ließen. Die spezifischen Erfahrungshintergründe dieser beiden Generationen in ihrer hier sehr konkret dargestellten Ausgangslage und Entwicklung müssen also für die spätere parteipolitische Wahl entscheidend oder jedenfalls mit entscheidend gewesen sein. Die relativ allgemeine Erklärung, „vielfältige individuelle Erlebnisse" seien vor dem Hintergrund einer „gemeinsamen Zeiterfahrung" für die spätere nationalsozialistische Überzeugung maßgeblich gewesen, erscheint auf der Grundlage der eigenen Untersuchungsergebnisse der Verfasserin nicht als zwingend. Möglicherweise könnte eine sozialgeschichtliche Untersuchung, die auch die Zeit vor 1920 einbezieht, noch genauere Aufschlüsse vermitteln.

Albrecht Götz von Olenhusen

KRÄMER, Gerd: **„Bollwerk der Sozialisten des Nordens". Die Anfänge der Altonaer Arbeiterbewegung bis 1875.** – Hamburg: Dölling und Galitz Verlag 1997. 302 S.

Die Publikation Krämers wurde 1996 vom Fachbereich Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg als Dissertation angenommen, der SPD-Kreis Altona unterstützte finanziell ihre Veröffentlichung. An das als Titel gewählte Zitat „Bollwerk der Sozialisten des Nordens", eine Formulierung des „Hamburg-Altonaer Volksblattes" vom 3. Februar 1876, anknüpfend, will der Verfasser die übergreifende Fragestellung beantworten, warum sich im industriell wenig entwickelten Schleswig-Holstein und dort insbesondere in Altona/Ottensen bereits Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts das „Bollwerk" der Arbeiterbewegung im Norden Deutschlands entwikkeln konnte. Denn neben Leipzig und Berlin bildete das Vierstädtegebiet von Hamburg, Wandsbek, Harburg und Altona ein traditionelles Zentrum der Arbeiterbewegung. Zentrale Untersuchungsaspekte sind die ökonomischen, sozialen und politischen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Altona, Voraussetzungen für die Bildung eines sozialdemokratischen Milieus. Der Autor fragt, „ob es einen nachweisbaren Zusammenhang zwischen Alltagserfahrungen und programmatischer Ausrichtung der Altonaer Arbeiterbewegung gibt" (S. 13). In seine Untersuchung bezieht Krämer Ottensen, die zunächst selbständige Nachbargemeinde, die sich zum Industriedorf entwickelt hatte, ein. Ottensen wurde 1867 dem Stadtkreis Altona zugeschlagen, aber erst 1889, als Altona in das deutsche Zollgebiet einbezogen worden war, auch eingemeindet. Der Untersuchungszeitraum umfaßt die Phase von 1848 bis 1875; im Mittelpunkt des Interesses steht der ADAV und damit die Zeit von 1863 bis 1875.

Im Hinblick auf die historischen Rahmenbedingungen und ihre Veränderungen im Untersuchungsgebiet und -zeitraum ist zu bemerken: Altona gehörte zum Herzogtum Holstein, das bei der Gründung des Deutschen Zollvereins diesem nicht beigetreten war, so daß das holsteinische Hinterland und Dänemark die wichtigsten Handelspartner Altonas blieben. Doch im Jahre 1853 wurde die Stadt aus dem dänischen Zollgebiet ausgegrenzt, und nach dem deutsch-dänischen Krieg (1864) und der bald folgenden militärischen Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich wurden zwar die Elbherzogtümer von ersterem als Provinz in dessen Staatsgebiet einverleibt, doch die Stadt Altona blieb außerhalb des deutschen Zollgebietes: beides Faktoren, die die Ansiedlung von Industrie verzögerten. Altona gehört in politischer Hinsicht erst seit dem Jahre 1937 zu Hamburg, als der Stadtstaat mit dem Großhamburg-Gesetz seinen heutigen territorialen Umfang erhielt. Die deutsch-dänische Auseinandersetzung um den Status der Elbherzogtümer, d. h. die nationale Frage, spielt als regionales Spezifikum in Krämers Untersuchung eine nicht unbedeutende Rolle, die die soziale Frage zeitweise überlagert.

Nach einer knappen Skizze des Forschungsstandes, seines Erkenntnisinteresses und seiner

Vorgehensweise geht Krämer in seiner klar strukturierten Untersuchung in vier weiteren Kapiteln das Thema an. Zunächst stellt er die wirtschaftliche Entwicklung und die Beschäftigtenstruktur im Altonaer Raum zwischen 1800 und 1880 dar. Die lokale ökonomische Entwicklung ging in der Anlaufphase der Industrialisierung (1835–1850) im Vergleich zu anderen deutschen Städten verzögert vor sich. Die eigentliche Industrialisierung im Gebiet der Herzogtümer Schleswig und Holstein begann erst nach dem Anschluß an Preußen (1867). Die Tabakverarbeitung, d. h. vor allem die Zigarrenfabrikation, war in Altona ein traditionelles Gewerbe; dagegen blieb Altonas Stellung in der Metallindustrie – dem Leitsektor auch der schleswig-holsteinischen Industrialisierung – im Vergleich zu den regionalen Schwerpunkten Kiel und Rendsburg untergeordnet. Ein typisches Fabrikproletariat gab es in Altona nicht. Neben Hamburg profitierten Altona und Ottensen von der regionalen Mobilität der Landbevölkerung Schleswig-Holsteins. Verstädterung und Urbanisierung konzentrierten die Arbeiterbevölkerung in bestimmten Stadtvierteln, in denen sich das für die Arbeiterbewegung notwendige soziale Milieu entwickelte. Altona blieb ein Zentrum von Kleinhandel und Kleingewerbe. Seine Stellung als Zollausland bis 1889 bildete das stärkste Hindernis für die Ansiedlung industrieller Betriebe. Lediglich die Zigarrenfabrikation konnte ihre Position nach 1850 ausbauen. Doch trotz des Zurückbleibens der industriellen Entwicklung war Lohnarbeit „zur gängigen Erwerbsform" der Bevölkerung geworden.

Die frühe Altonaer Arbeiterbewegung war geprägt von Handwerksgesellen. In der Handwerkerbewegung zeigten sich schon 1848 erste Ansätze einer politischen Konstituierung, die nach der 48er Revolution zu ihrer Organisierung in neuen Zusammenhängen führte. Es bildeten sich schnell feste Mitgliedschaften in der „Arbeiterverbrüderung" und in den entstehenden Gewerkschaften. Sowohl das Lokalkomitee der „Arbeiterverbrüderung" als auch der „Feierabendverein", der als Bildungsverein fungierte, ermöglichten ein vom Bürgertum unabhängiges Vereinswesen. Krämer arbeitet Kassen und Vereine als frühe Lernorte der Arbeiterbewegung heraus und befaßt sich mit dem Lokalkomitee der „Arbeiterverbrüderung" und dem „Bund der Kommunisten" in Altona sowie schließlich mit der Zeit der informellen Fortexistenz der Arbeiterbewegung in den 1850er Jahren; denn eine organisatorische Kontinuität des Arbeitervereinswesens konnte während der Reaktionszeit nicht aufrechterhalten werden. Die seit dem Beginn der Kongreßbewegung 1862/63 erfolgende Rezeption der lassalleanischen Programmatik durch die Altonaer Arbeiterbewegung bedeutete einen Neubeginn und führte schließlich zu ihrer „eigentlichen politischen Konstituierung", d. h. zur Gründung der Altonaer ADAV-Gemeinde (Mai 1864) und deren Entwicklung zum Agitationsverein (1864 bis 1867). Altona schickte zur Leipziger Gründungsversammlung des ADAV zwar keinen eigenen Delegierten, war dort aber durch Carl Bruhn, den Herausgeber des „Nordsterns", der inoffiziellen Parteizeitung, vertreten. Nur mit wenigen Personen (wie Carl Bruhn) kann Krämer „eine schwache Kontinuitätslinie zwischen 1848 und den neuen politischen Aktivitäten der Arbeiterbewegung 1862/63" aufzeigen (S. 106).

Im folgenden Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit dem Verhältnis zwischen Berufsstruktur in Altona und dem politischen Organisationsgrad im ADAV. Er versucht, die Frage nach dem Bewußtsein von Arbeitern bzw. von Arbeitergruppen vor allem am Beispiel des politischen Konstituierungsprozesses der Zigarrenarbeiter zu beantworten. Dabei liefert ihm die Autobiographie von Hermann Molkenbuhr wichtige Details, um dieses mentale Milieu zu rekonstruieren. Die ADAV-Gemeinden in Altona und Ottensen waren beide von der handwerklichen Berufsstruktur ihrer Mitglieder geprägt. Zentrale Berufsgruppe waren die Zigarrenarbeiter, die zumeist als Heimarbeiter oder in Heimarbeitergruppen im Verlagssystem arbeiteten, also nicht der Fabrikdisziplin unterworfen waren; sie stellten die meisten Mitglieder und Funktionäre. Der Vorleser einer Zigarrenarbeitergruppe ermöglichte die Vermittlung politischen Wissens und die Diskussion politischer Fragen; aus ihrem Kreis kamen die meisten Agitatoren des ADAV in Altona bzw. Ottensen. Die Zigarrenarbeiter hingen der lassalleanischen Programmatik an, bei der das Prinzip der Produktivassoziation mit vollem Arbeitsertrag als Möglichkeit zur Überwindung ihrer sozialen Misere erschien. Die lassalleanische Theorie sollte das politisch-ideologische Profil der Trägerschicht der Arbeiterbewegung in Altona und deren Mentalität lange beeinflussen.

Es folgt eine Analyse der Altonaer ADAV-Gemeinde, ihrer Konsolidierung nach 1868, ihres Engagements bei den Reichstagswahlen von 1871 und 1874 sowie ihrer beginnenden politischen Verfolgung in Schleswig-Holstein. Mit den „Eisenachern" konstituierte sich 1869 eine zweite, mit

dem ADAV konkurrierende sozialistische Partei. Die von ihr in Altona im selben Jahr gegründete Lokalorganisation konnte sich zwar im Unterschied zu den anderen Gruppen der Eisenacher in Schleswig-Holstein länger halten, erlangte aber keine große Bedeutung. Zu einem selbständigen Agitationsverein entwickelte sich der ADAV in Altona erst ab 1870, als sich eine Gruppe einheimischer Funktionäre gebildet hatte.

Durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts erhielt die Bedeutung der Arbeiterorganisationen eine neue Qualität für den lokalen und regionalen Bereich. Altona und Ottensen gehörten zu verschiedenen Wahlkreisen, besaßen jeweils eine eigenständige ADAV-Gemeinde und ein eigenes Wahlkomitee. Beide standen vor dem Problem, Wahlagitation für große Landgebiete organisieren zu müssen. Bei der Reichstagswahl im März 1871, bei der August Bebel und Wilhelm Liebknecht in Sachsen als einzige Sozialdemokraten gewählt wurden, gewann der ADAV in Preußens nördlichster Provinz mit 124655 Stimmen knapp 9 Prozent der im Reich von der Sozialdemokratie gewonnenen Stimmen. Danach vermehrte sich die Anzahl der ADAV-Anhänger in Altona sprunghaft. Ihre Gemeinde wurde nach denen in Berlin und Hamburg zur bedeutendsten Gruppe im Verein. Für die Reichstagswahlen im Januar 1874 zählte Altona zu den aussichtsreichsten Wahlkreisen des ADAV, auf die die Partei ihre Wahlkampfanstrengungen konzentrierte. Tatsächlich konnte der ADAV-Vorsitzende Wilhelm Hasenclever 1874 bereits im ersten Wahlgang in Altona das erste sozialdemokratische Reichstagsmandat im Vierstädtegebiet mit erheblicher Mehrheit erobern. Gegenüber 1871 vervierfachte der ADAV seine Stimmenzahl in Schleswig-Holstein. Zu diesen Erfolgen hatten die vom ADAV praktizierte Versammlungsdemokratie, die partiell auch Nichtmitglieder in politische Entscheidungsprozesse einbezog, sowie die Altonaer Agitatorenschule erheblich beigetragen.

Im Jahre 1870 hatte in der Provinz eine Verfolgungswelle eingesetzt, die die spätere unter dem Bismarckschen Sozialistengesetz vorwegnahm. So wurde ein sozialdemokratischer Funktionär zu Beginn des 1874er Wahlkampfes wegen Beamtenbeleidigung zu 20 Talern Strafe verurteilt, weil er behauptet hatte, daß der Überwachungsbeamte bei einer Versammlung eingeschlafen sei und später seine Träume protokolliert habe. Die Schikanen und staatlichen Repressionsmaßnahmen führten im Mai 1875 in Gotha zur Vereinigung von Lassalleanern und Eisenachern auf Reichsebene zur „Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands" (SAP).

Den Ertrag seiner Arbeit bringt Krämer im Rahmen einer knappen, aber konzentrierten Zusammenfassung im Schlußkapitel. Eingefügt in den Text sind 21 Tabellen mit ökonomischen und demographischen Fakten sowie Wahlergebnissen und anderen statistischen Angaben. Insgesamt 19 Abbildungen von Fotos, Gemälden und Stichen, Faksimiles von Mitgliederlisten, Wahlflugblättern sowie ein Plan Altonas aus dem Jahre 1860 geben optische Informationen und lockern den Text auf. Ein Quellen- und ein umfangreiches Literaturverzeichnis, in dem allerdings z. B. die – zugegebenermaßen nicht mehr druckfrische, aber doch dasselbe Thema für Bremen analysierende – Dissertation von Ulrich Böttcher[1] fehlt, und Tabellen über die Ergebnisse der Reichstagswahlen von 1867 bis 1878 im Anhang schließen die Veröffentlichung.

Stellt Krämer den Anspruch, die „Trias von Lage, Bewußtsein und Organisation" der Arbeiterschaft im Untersuchungsbereich und -zeitraum zu analysieren (S. 14), so ist ihm das überzeugend gelungen. Er charakterisiert die Quellenlage für seine Untersuchung selbst als „schwierig" und weicht manchmal wegen fehlender Informationen über Altona, seinen eigentlichen Untersuchungsgegenstand, auf Beispiele in Hamburg aus, womit er die Lücken in seiner Materialbasis kaschiert. Über Altona hinausgehend, will er mit seiner Untersuchung auch einen Beitrag zur Regionalgeschichte der norddeutschen Arbeiterbewegung leisten. Zweifellos beschränkt sich die Arbeit nicht auf Altona, der damals größten Stadt Schleswig-Holsteins und zudem „Vorort" der Arbeiterorganisationen der Provinz. Doch ist die Verwendung des Begriffs „Norddeutschland" durch Krämer nicht unproblematisch. Spricht das „Hamburg-Altonaer Volksblatt" vom „Bollwerk des Nordens", so ist aus der Sicht des Erscheinungsortes dieser Zeitung deutlich, welcher geographische Bereich gemeint ist: das Gebiet nördlich von Hamburg und Altona. Benutzt Krämer jedoch den Begriff Norddeutschland, so ist es nicht immer eindeutig, welcher Bereich gemeint ist; hier wäre eine präzisere Eingrenzung wünschenswert gewesen. Kann die allgemeine Organisationsgeschichte des ADAV als erforscht angesehen werden, so blieb doch – bezogen auf Altona – eine regionalgeschichtliche Forschungslücke, die Krämers Arbeit geschlossen hat. Sie stellt einen wichtigen Beitrag zur Aufarbeitung nicht nur der regionalen Frühgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung dar.

1 *Ulrich Böttcher, Anfänge und Entwicklung der Arbeiterbewegung in Bremen von der Revolution 1848 bis zur Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, H. 22), Bremen 1953.*

Peter Kuckuk

WALTER, Dirk: **Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik.** – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1999. 349 S.

Studien zum Antisemitismus in der Weimarer Republik fehlen zwar nicht so völlig, wie der Autor dieser Münchener Dissertation gleich zu Anfang etwas kühn behauptet. Dennoch kann Dirk Walter schon beanspruchen, etwas Neues und auch qualitativ Gutes vorgelegt zu haben. Dies gilt einmal in thematischer Hinsicht. Hat er sich doch vornehmlich auf eine Beschreibung von „antisemitischer Kriminalität" und Gewaltakten gegen Juden konzentriert.

Die Darstellung beginnt mit den antisemitischen Ausschreitungen in der ersten Phase der Weimarer Republik, die ihren Höhepunkt einmal während des Hitler-Putsches in München und zum anderen in den (zeitgleichen) Pogromen im Berliner „Scheunenviertel" fanden. Walter zeigt dann, daß es auch in der sogenannten Stabilisierungsphase der Weimarer Republik zwischen 1924 und 1930 antisemitisch motivierte Gewalttaten gegeben hat, wobei vor allem die Welle von Friedhofsschändungen zu erwähnen ist. Schließlich werden die Übergriffe auf einzelne Juden durch Angehörige der SA geschildert, die sich 1931 (Kurfürstendammkrawall vom 12. September 1931) häuften und auch noch 1932 anhielten.

In die Darstellung dieser „Pogrome" (ein Begriff, der erst seit Beginn der Weimarer Republik in der deutschen Umgangssprache auftauchte und nun auch für deutsche Gewalttaten gegen Juden benutzt wurde) und anderer isolierter antisemitischer Gewaltakte wird einmal die (vorläufige) „Lösung" der sogenannten „Ostjudenfrage" eingestreut, die in der Ausweisung und vorherigen Internierung von „Ostjuden" in den Internierungslagern Ingolstadt, Cottbus-Sielow, Kassel, Hamburg-Harburg und Stargard/Pommern gipfelte, die selbst in offiziellen Dokumenten „Konzentrationslager" genannt wurden. Diese ersten deutschen „Konzentrationslager" wurden 1920/21 eröffnet und erst 1923/24 wieder geschlossen.

Walter hat sich ferner auf die eskalierende antisemitische Hetzkampagne sowie auf die – sehr ambivalente – gerichtliche Ahndung der Gewaltakte und dieses, wie er es nennt, „antisemitischen Voyeurismus" (ein problematischer Begriff!) konzentriert, womit vor allem die Ritualmordpropaganda gemeint ist. Schließlich werden auch die intensiven, aber letztlich erfolglosen Abwehrbemühungen jüdischer Organisationen wie des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten (RjF) und vor allem des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV) gewürdigt.

Auf einem vom CV angelegten Aktenbestand, der erst vor kurzem im Moskauer „Sonderarchiv" gefunden und der Forschung zugänglich gemacht wurde, basiert die Arbeit auch ganz wesentlich. Ferner wurden neben publizistischen Quellen Gerichtsakten aus Münchener und Berliner Archiven herangezogen und sehr akribisch ausgewertet.

Was sind die Hauptergebnisse dieser auch sprachlich guten und überzeugenden Arbeit sowie die Verdienste ihres Verfassers? Neben der dichten Beschreibung der einzelnen antisemitischen Aktionen, die äußerst aussagekräftig ist, aber hier nicht im einzelnen gewürdigt werden kann, ist dies der Nachweis, daß sich der Antisemitismus in der Weimarer Republik einmal verstärkt (was vor Walter schon andere Autoren behauptet haben), zum anderen aber auch verändert hat. Letzteres gilt vor allem für die Häufung und zugleich Radikalisierung antisemitischer Gewaltakte, die es in dieser Form und Anzahl vorher nicht gegeben hat. Dieser Antisemitismus „von unten" (Walter benutzt in diesem Zusammenhang den zeitgenössischen Begriff des „Radauantisemitismus", was etwas verharmlosend ist) radikalisierte zugleich den antisemitischen Diskurs, der von „intellektuellen Rechtsradikalen" geführt wurde, wobei neben einer Rückgängigmachung der Emanzipation auch die Ausbürgerung und selbst Ausweisung der „deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens" gefordert wurde.

Eine zentrale Bedeutung kommt bei diesem Radikalisierungsprozeß meines Erachtens der „Lösung der Ostjudenfrage" durch Internierung in „Konzentrationslagern" und Abschiebung ins Ausland zu. Beides erinnert in mancher Hinsicht an die späteren (!) Deportationen. Die scharfe Kritik, die Walter in einer Anmerkung an Daniel E. Goldhagens Buch übt, erscheint mir daher nicht ganz berechtigt zu sein. Sicherlich ist richtig, daß von man von einem „eliminatorischen Antisemitismus" „der Deutschen" zur Zeit der Weimarer Republik nicht reden kann. Doch die vereinzelten

Abwehrbemühungen einiger nichtjüdischer Deutscher und vor allem die juristische Behandlung des verbalen und gewalttätigen Antisemitismus rechtfertigen Walters Behauptung meines Erachtens nicht, „daß die deutsche Gesellschaft in der Frage des Antisemitismus gespalten war". Sieht man von einigen kritischen Artikeln in der liberalen Presse ab (die von Walter vornehmlich herangezogen wurden), so herrschte doch ein ebenso bemerkenswertes wie weit verbreitetes Schweigen vor, das man auch als zustimmend deuten kann. Von einem wirklichen Dissens in der (von den Nichtjuden geschaffenen!) „Judenfrage" wird man kaum reden können, von einem totalen Konsens aber auch nicht.

Wolfgang Wippermann

Doppelte Zeitgeschichte. Deutsch-deutsche Beziehungen 1945–1990. Hrsg. von Arnd Bauerkämper, Martin Sabrow und Bernd Stöver. Christoph Kleßmann zum 60. Geburtstag. – Bonn: Verlag J. H. W. Dietz Nachf. 1998. 455 S.

Der vorliegende Band ist Christoph Kleßmann, Zeithistoriker an der Universität Potsdam und Direktor des Zeithistorischen Zentrums in Potsdam, anläßlich seines 60. Geburtstages gewidmet. In der Festschrift kommen 32 Autoren und Autorinnen zu Wort, wobei die Anlage des Buches einer Gliederung folgt, die eng an Kleßmanns Forschungs- und Publikationsfeldern orientiert ist: 1. Abgrenzung und Verflechtung: der Stellenwert der staatlichen Teilung für die Geschichte von Bundesrepublik und DDR; 2. Wahrnehmungs- und Deutungsmuster im Ost-West-Konflikt; 3. Milieus und Identitäten im Vergleich; 4. Widerstand: Handlungsfelder und Legitimationsmuster; 5. Die doppelte Vergangenheit als Herausforderung der Zeitgeschichtsforschung: theoretische Fragen einer deutsch-deutschen Vergleichs- und Beziehungsgeschichte.

Zu den Verfasserinnen und Verfassern zählen u. a. Ute Frevert, Manfred Görtemaker, Jerzy Holzer, Josef Mooser, Klaus Schönhoven, Axel Schildt, Wolfgang Jacobmeyer, Helga Grebing, Peter Steinbach, Bernd Faulenbach, Hans-Ulrich Wehler, Jürgen Kocka, Ulrich Herbert, Werner Abelshauser, Norbert Frei, Arnold Sywottek und Konrad H. Jarausch, darunter auch einige ostdeutsche Historikerinnen und Historiker wie Michael Lemke, Werner Bramke, Simone Barck, Peter Hübner und Mario Keßler.

Die Herausgeber betonen in ihrer Einleitung das Anliegen und Ziel des Bandes: „Er will [...] verstanden sein [...] als Beitrag zur Formulierung eines zwei Teilgeschichten reflektiert miteinander verknüpften Interpretationsrahmens, der für Distanz und Nähe der deutschen Geschichte in der Zeit ihrer Zweistaatlichkeit gleichmaßen Raum läßt" (S. 16). Diesem Anspruch kommen in der Tat die meisten Beiträge sehr nahe. Besonders gelungen erscheint hierbei der Artikel von Axel Schildt über die gemeinsame deutsche „Hörfunk- und Fernsehnation" und die Bedeutung der Massenmedien während der Teilung. Im Gegensatz dazu aber findet sich eine Reihe von Beiträgen, die weniger der deutsch-deutschen Beziehungsgeschichte bzw. synchronen Vergleichen gewidmet sind, sondern eher diachrone Vergleiche verwenden und insbesondere NS- und SBZ/DDR-Vergangenheit in einen komparatistischen Bezug setzen. Diese Aufsätze sind durchaus interessant, nur scheinen sie in diesem Band fehlplaziert. Insofern ist den Herausgebern zunächst anzulasten, daß sie ihr Konzept nicht wirklich stringent durchsetzten und statt dessen einen Sammelband vorlegten, der relativ bekannte Namen vereinigt, aber keine wirklich klare Linie erkennen läßt. So sehr dies die Kapitelüberschriften noch nahelegen, so wenig überzeugend ist dann, was sich an einzelnen Beiträgen jeweils unter einer Kapitelüberschrift vereinigt wiederfindet.

Prinzipiell stellt sich das Problem für die Kritik, wie mit relativ willkürlich zusammengestellten Sammelbänden, die als Festschriften gereicht werden, umgegangen werden kann. Es bietet sich an, ein, zwei, drei Beiträge herauszugreifen, diese zu besprechen, um dann ein Gesamtvotum abzugeben. Diese etwas undifferenzierte Methode bietet den Raum, einen Sammelband entweder anhand der ausgewählten Beispiele überzeugend zu verreißen oder aber ebenso überzeugend in den Himmel zu loben – je nachdem, aus welchen Gründen man welches Votum abgeben möchte. Der umgekehrte Weg wäre dann, alle Beiträge kurz vorzustellen, um die Leserschaft am Ende genauso ratlos zurückzulassen, wie man es wahrscheinlich selbst ist. Wen interessiert schon der fremde Zettelkasten?

Nun gibt es aber noch eine weitere Möglichkeit, die zwar ebenso nicht vollkommen befriedigt, aber wohl dennoch einiges mehr über den Band aussagt: Die Kritik richtet sich einfach an der potentiellen Leserschaft aus. Im vorliegenden Fall ist es relativ eindeutig, daß sich dieser Band vor allem an das Fachpublikum wendet.

Dies legen nicht nur die zumeist üblichen Anmerkungsapparate nahe, sondern auch die theoretischen und reflektierend-abstrakten Überlegungen, die den meisten Beiträgen immanent sind. Dies ist keine Kritik, sondern nur ein Hinweis auf die gedachte Leserschaft, die durchaus daran Gefallen findet, immer wieder vor allem über sich selbst nachzudenken und zu reflektieren: Die Historiker ...; Was heißt Zeitgeschichte ...; Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte ...; Diktaturenvergleich ...; Zur Frage der Vergleichbarkeit ...; Über den Umgang mit der Zeitgeschichte ... usw. Daneben stehen ebenso fundierte Spezialstudien, die aber letztlich ihren Untersuchungsgegenstand nur benutzen, um theoretische Überlegungen zu exemplifizieren. Dies ist alles legitim und notwendig, nur läßt sich damit freilich kein breites Lesepublikum gewinnen. Insofern haben wir es hier schon mit einem Band zu tun, der sich ganz eindeutig an die Fachwelt richtet.

Die Fachwelt zeichnet sich dadurch aus, daß sie, zumeist gut bestallt, vor allem damit zu tun hat, die Produkte ihrer Kolleginnen und Kollegen in noch so entfernt liegenden Spezialblättern zu lesen und auszuwerten. Spätestens seit das Zeitalter von Internet und modernen elektronischen Medien begonnen hat, hat sich diese Arbeit erheblich vereinfacht, weil die notwendigen Recherchen lange ihre einstige Zeitintensität verloren haben. Dies betrifft in einem besonderen Maß die Zeitgeschichte. Es ist überhaupt kein Problem mehr, zum Beispiel von den wegweisenden Aufsätzen der neuseeländischen Lokalhistoriker über Mayfield Kenntnis zu erlangen ... Dies erfolgt über das Internet und andere Medien beinahe ohne eigenes Zutun. Wenn sich früher noch mancher Autor eventuell gezwungen sah, seine überragenden Erkenntnisse der Wissenschaftsgemeinschaft an vielen Stellen und Plätzen immer wieder zu verkünden, damit sich auch keiner damit herausreden konnte, man habe von dieser Publikation nicht gewußt – obwohl das schon immer ein zweifelhaftes Argument war –, so ist dies mittlerweile obsolet geworden.

Tatsächlich aber hat der Einzug der Computer dafür gesorgt, daß vor allem „Mischprogramme" bedient werden, die aus älteren Produkten stets „neue" hervorzaubern. So wie Untersuchungen ergeben haben, daß der Computereinsatz für mehr statt für weniger Papierverbrauch verantwortlich ist, so hat dieser auch dazu beigetragen, daß sich die Wiederpublikationsrate erheblich gesteigert hat: Ein neuer Titel, ein paar Sätze hier, eine Anmerkung dort, ein neuer Schlußgedanke – und schon ist wieder ein Artikel fertig. In der DDR nannte man dies – auf die Wirtschaft bezogen – „Tonnenideologie"; ein Ausdruck übrigens, der aus dem Westen stammte.

Diese Festschrift ist der beste Ausdruck dafür, wohin „Computermischprogramme", „Selbstreflexion" und „Tonnenideologie" führen können. Nur eine Minderheit der Beiträge bietet Neues. Die Mehrheit der Artikel ist bereits anderswo publiziert worden – natürlich mit den erwähnten Veränderungen. Andere Beiträge wiederum wiederholen beinahe gebetsmühlenartig Erkenntnisse, die bereits zuvor publiziert worden sind. Insofern ist dieser gesamte Band außerordentlich ärgerlich. Es machte deshalb zumindest dem Rezensenten überhaupt keinen Spaß, daß „Ding" zu lesen.

Eine von wenigen Ausnahmen stellt dabei der Artikel von Wehler dar. Unter der Überschrift „Diktaturenvergleich, Totalitarismustheorie und DDR-Geschichte" doziert Wehler zwar über historische Vergleiche und die Totalitarismustheorie als hätte es in den vergangenen zehn Jahren keine Diskussionen darüber gegeben und als hätte die Zunft auf sein Wort gewartet. Ob sie allerdings auch Wehler inhaltlich folgen wird, bleibt abzuwarten. Denn immerhin bekennt er sich zum „Kern der Totalitarismustheorie", die ihm „als Hilfsmittel bei der Interpretation moderner Diktaturen stets eingeleuchtet" (S. 347) habe. Wehler geht sogar noch einen Schritt weiter und stellt Bautzen in unmittelbare Nähe zu den Konzentrationslagern aus den Jahren 1933 bis 1939 (S. 348). Ebenso spricht sich Wehler klar dagegen aus, die DDR aus ihren eigenen Bedingungen heraus verstehen zu wollen (S. 346). Dies ist alles erfreulich deutlich und gerade im wissenschaftlichen und politischen Kontext des hier zur Rede stehenden Bandes querstehend.

Diese Festschrift ist aber insgesamt eben nicht nur ärgerlich, weil sie kaum Neues bietet und der Wiedererkennungseffekt vieler Beiträge hoch ist. Eine solche Festschrift verfehlt zugleich ihr Ziel, den Jubilar zu ehren. Zweifellos ist Christoph Kleßmann einer der wichtigsten Zeithistoriker in Deutschland, der eine ansprechende Festgabe mehr als verdient hätte. Insofern haben die Herausgeber sich nicht gerade übermäßig mit Ruhm bekleckert. Wenn früher besonders geschätzte Fachkollegen eine Ehrengabe zur Emeritierung überreicht bekamen, so scheint es sich mehr und mehr durchzusetzen, daß heute die erste Festschrift zum 60. Geburtstag erstellt wird. Dahinter müssen einfach auch karrieretechnische Absichten der jeweiligen Herausgeber vermutet

werden, die dem eigentlichen Anliegen widersprechen. Aber in einem Zeitalter, in dem aus jeder Tagung ein oppulenter Band erwächst, aus jedem Vortrag ein kleines Buch und aus verstreut veröffentlichten Aufsätzen schnell eine Aufsatzsammlung, ist es letztlich auch egal, daß die Recyclingabteilungen auf Hochtouren arbeiten. Wen interessiert dies schon?

Ilko-Sascha Kowalczuk

Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950. Hrsg. von Sergej MIRONENKO, Lutz NIETHAMMER und Alexander VON PLATO (Koordination) in Verbindung mit Volkhard KNIGGE und Günter MORSCH. **Bd. 1: Studien und Berichte.** Hrsg. und eingel. von Alexander VON PLATO. – Berlin: Akademie Verlag 1998. 595 S.

Sowjetische Speziallager in Deutschland 1945 bis 1950. Hrsg. von Sergej MIRONENKO, Lutz NIETHAMMER und Alexander VON PLATO (Koordination) in Verbindung mit Volkhard KNIGGE und Günter MORSCH. **Bd. 2: Sowjetische Dokumente zur Lagerpolitik.** Eingel. und bearb. von Ralf POSSEKEL. – Berlin: Akademie Verlag 1998. 424 S.

Fast sechs Jahre arbeiteten zahlreiche Historiker und Historikerinnen daran, Licht in das Dunkel der Geschichte sowjetischer Speziallager in Deutschland zu bringen. Bis zur Öffnung der Grenzen der DDR und dem nachfolgenden Untergang des Regimes im östlichen Teil Deutschlands waren die sowjetischen Lager in Deutschland weitgehend mit einem Tabu belegt. In der DDR war es wegen der „Freundschaft zur Sowjetunion" nicht opportun und nicht selten gefährlich, über diese Lager und die in ihnen herrschenden Bedingungen öffentlich zu sprechen. Mehr noch war der offiziellen Propaganda daran gelegen, das 1950 bei Auflösung der Lager öffentlich verbreitete Bild, in den Lagern seien in der Mehrzahl „Nazis und Kriegsverbrecher" gefangen gewesen, aufrechtzuerhalten.

So sahen sich die Überlebenden der Lager und Historiker zu Anfang der neunziger Jahre mit der schier unlösbaren Aufgabe konfrontiert, ohne absehbaren Zugang zu Akten und Unterlagen diesen Aspekt deutscher Nachkriegsgeschichte aufzuarbeiten. Mit der teilweisen Öffnung der in sowjetischen Archiven lagernden Bestände konnte Zugang zu bislang unbekannten oder im Laufe der Jahrzehnte in Vergessenheit geratenen Informationen über die Lager gewonnen werden. Durch die Finanzierung der Volkswagenstiftung und die Unterstützung der Gedenkstätten Buchenwald und Sachsenhausen gelang es, mit Hilfe kundiger russischer Archivare umfangreiche Bestände zu den sowjetischen Lagern, die die Sowjets bei der Auflösung der Lager in die Sowjetunion transportiert hatten, nach Deutschland zu holen und auszuwerten.

Die im sogenannten „Kooperationsprojekt" des Staatlichen Archivs der Russischen Förderation (GARF), des Lüdenscheider Instituts sowie der Gedenkstätten Buchenwald und Sachsenhausen erzielten und im ersten der auf drei Bände angelegten Edition präsentierten Forschungsergebnisse bringen auf wesentliche Fragen historisch und wissenschaftlich abgesicherte Antworten. Das Verdienst der Autoren und Herausgeber ist es, eine Rekonstruktion der Geschichte der sowjetischen Lager in Deutschland und ihrer Einbindung in die sowjetische Geschichte, den Gulag und die deutsche Kriegs- und Nachkriegsgeschichte vorgenommen zu haben. Neben den politischen Bedingungen für die Einrichtung der Lager und ihre Positionierung innerhalb alliierter Politik in Deutschland werden Unterschiede und Besonderheiten der sowjetischen Lager im Vergleich zu anderen Lagersystemen herausgearbeitet. Wer die nach 1990 entbrannte und teilweise unerbittlich geführte Diskussion um die sowjetischen Lager in der SBZ verfolgt hat, wird im vorliegenden Band vor allem den Erkenntnisfortschritt dokumentiert finden, der die Sicht auf die sowjetischen Lager allmählich verändert hat. Wie die Veröffentlichung eindrucksvoll belegt, gehören die sowjetischen Lager mittlerweile zu den am besten erforschten von allen alliierten Internierungslagern.

Der erste Band der von Alexander von Plato eingeleiteten Trilogie informiert in 31 Einzelbeiträgen über die Hintergründe sowjetischer Besatzungspolitik sowie über die zehn Lager, die das sowjetische NKWD (Innenministerium) zwischen 1945 und 1950 auf dem Gebiet der SBZ unterhielt und in denen bis zu 189000 Personen gefangen waren. Unter ihnen befanden sich 35000 Ausländer (zu 90 Prozent sowjetische Staatsbürger) und 154000 Deutsche. Die Mehrzahl von ihnen war 1945 ohne Urteil interniert worden. Einige zehntausend weitere Häftlinge waren von sowjetischen Militärtribunalen zu meist hohen Haftstrafen zwischen 15 und 25 Jahren verurteilt worden. 35000 Menschen überlebten die Gefangenschaft nicht.

Zwei Fragen spalteten und spalten Historiker und Zeitzeugen. An der Frage, wer tatsächlich in diesen Lagern gefangen war, scheiden sich bis heute die Geister. Die Kategorien, nach denen die sowjetischen Behörden verhafteten, waren – so Alexander von Plato in der Einleitung – weit weniger differenziert als beispielsweise bei den US-Amerikanern. Zusätzlich unterließ es die sowjetische Seite, die Inhaftierten individuell auf ihren Anteil an Schuld und Verstrickung zu untersuchen. Während sich die Lager im Westen nach dem Urteil von Nürnberg, das für die Amerikaner eine direkte Handlungsanweisung hinsichtlich der Freilassung der von ihnen Inhaftierten bedeutete, leerten, kam es im Osten Deutschlands nicht zu nennenswerten Entlassungen. Und dies, obwohl hier der Belastungsgrad der inhaftierten Menschen weit niedriger war als in den Westzonen. Dieser unterschiedliche Belastungsgrad der von den Alliierten Inhaftierten hatte u. a. damit zu tun, daß ein überwiegender Teil der „großen Nazis" vor der heranrückenden Roten Armee in den Westen geflohen war und hier gegebenenfalls von den anderen Alliierten festgenommen wurde. So rechtfertigten die in den sowjetischen Lagerjournalen angegebenen Haftgründe aus Sicht sowjetischer Offiziere nicht die in diesem Ausmaß 1945 vorgenommenen Einweisungen in die Lager. Deshalb empfahlen sowjetische Stellen bereits 1946, von den damals 80000 Internierten 35000 zu entlassen, da die ihnen zugeschriebenen Haftgründe einen Verbleib in den Lagern nicht rechtfertigten.

Die zweite Frage, die Fachwelt und Zeitzeugen umtreibt, ist die nach dem Charakter der Lager als „Vernichtungslager". Aufgrund der Ungenauigkeiten in den russischen Akten ist es jedoch nicht möglich, über „seriöse Schätzungen" (von Plato) zur Zahl der Inhaftierten, der zu Tode Gekommenen und der Verschleppten hinauszukommen. Diese voneinander abweichenden Zahlen sind immer wieder Anlaß für Auseinandersetzungen sowie Zweifel an den sowjetischen Akten und der Arbeit der Historiker. Die strittigste Frage hierbei ist inzwischen die vor allem von Zeitzeugen der sowjetischen Seite unterstellte „Tötungsabsicht" und Vernichtung der Lagerinsassen durch die Absenkung der Lebensmittelrationen in den Speziallagern, die im Winter 1946/47 unter den Häftlingen zu einem Massensterben führte. Die Herausgeber des Buches argumentierten dagegen. Nicht nur, daß ein entsprechender Befehl zur vorsätzlichen Vernichtung durch unterlassene Hilfeleistungen – bisher – nicht gefunden wurde. Plato führt in seiner Einleitung aus, daß die „typisch" sowjetische Mischung aus Inkompetenz, Befehlswirrwarr, Gleichgültigkeit und ungeklärten Zuständigkeiten die hohe Sterblichkeit verursacht habe. Für die Betroffenen, ihre Familien, die oft bis in die neunziger Jahre hinein keine Hinweise hatten, ob ihre verhafteten Angehörigen noch lebten bzw. ob, wie und wann sie gestorben sind, läuft das Ergebnis auf das gleiche hinaus: Die hohe Todesrate ist der nationalsozialistischer Konzentrationslager vergleichbar. Eine weitere Annahme, der zufolge überproportional viele Jugendliche in den Lagern gewesen seien, wird durch die Beiträge des Bandes nicht bestätigt.

Ein Verdienst der Recherchearbeit der Autoren des ersten Bandes besteht darin, die Unterschiede zwischen den beiden grundlegenden Häftlingskategorien, die in den Lagern bis 1948 streng isoliert voneinander gefangen waren, herausgearbeitet zu haben. Der statistisch durchschnittliche und nicht verurteilte Häftling war männlich, Jahrgang 1900, im Laufe des Jahres 1945 wegen einer Funktion während der Zeit des Nationalsozialismus verhaftet und 1948 bzw. 1950 entlassen worden. Der laut sowjetischen Unterlagen am häufigsten aufgeführte Haftgrund in dieser Gruppe lautet, „Blockwart" gewesen zu sein oder eine Funktion in einer nationalsozialistischen Organisation innegehabt zu haben. Die in den sowjetischen Akten enthaltenen Angaben wurden bei Stichproben im Berlin Document Center im wesentlichen bestätigt.

Bei den durch sowjetische Militärtribunale verurteilten Häftlingen ergab sich ein anderes Bild. Hier gehörte der „durchschnittliche" Häftling dem Jahrgang 1924 an, wurde zwischen 1946 und 1948 verhaftet und verurteilt und 1950 den deutschen Behörden übergeben, die ihn in Waldheim ohne weitere Prüfung der Haftgründe nochmals zu hohen Haftstrafen „nachverurteilten". Der Bezug zum nationalsozialistischen Regime trat bei ihm hinter ein Engagement gegen die Besatzungsmacht zurück. Die Schlußfolgerung von Platos, der NS-Hintergrund der Verurteilten sei geringer gewesen als der der nicht verurteilten Häftlinge, muß in dieser Pauschalität jedoch hinterfragt werden. Da die Quellen hierfür vor allem sowjetische Haftunterlagen sind, geben die zu beiden Gruppen in den Unterlagen vorgefundenen Informationen vor allem Aufschluß über das Informationsinteresse der sowjetischen Untersuchungsorgane, das im ersten Nachkriegsjahr unmittelbar nach der Kapitulation Deutschlands noch auf andere Fragen gerichtet war als zu

Zeiten ihres Interesses vorrangiger Machtsicherung nach Ausbruch des Kalten Krieges.

Ralf Possekel wählte für die Präsentation seiner im zweiten Band zusammengetragenen 123 russischen Grundsatzdokumente und Befehle das Bild von der „black box", die inzwischen grau geworden sei, um den aktuellen Wissensstand zu beschreiben. Die vorgestellten und kommentierten Befehle und Dokumente sollen helfen, die Hintergründe der Internierungs- und Inhaftierungspraxis zu erhellen. Es handelt sich dabei um Dokumente unterschiedlicher Provenienz, die von der Regierungsebene über das Politbüro bis hin zu Selbstverständigungsschreiben des „Apparats" reichen. Sie veranschaulichen in einzelnen Situationen das Zustandekommen situativer Entscheidungen, geben Auskunft über das Abwägen konkreter Umstände, zeugen von pragmatischen Überlegungen und Zweckmäßigkeitskritierien, nach denen die lokalen Militärverwaltungen im konkreten Fall entschieden. Sie zeigen vor allem aber auch, daß Entscheidungen, die im Kompetenzwirrwarr der sowjetischen Stellen zwischen Berlin und Moskau auf der Strecke blieben, in den Lagern tödliche Folgen hatten, wie beispielsweise die Nichtentlassung von 30000 Inhaftierten im November 1946. Die folgende Absenkung der Lebensmittelrationen in der gesamten SBZ nach dem ersten harten Nachkriegswinter und der Dürre, die im Sommer die Ernte vernichtete, hatte in den von der Außenwelt völlig isolierten Lagern ein Massensterben infolge Unterernährung zur Folge.

Die Dokumente zeichnen sich durch das Fehlen moralischer Erwägungen hinsichtlich der Behandlung der Gefangenen oder das Ignorieren von Fragen des Völkerrechts aus; solche Überlegungen schienen für die sowjetische Seite schlichtweg nicht zu existieren. Possekel ordnet die Dokumente kommentierend in den historischen Kontext ein. Hilfreich wären Hinweise auf alliierte Richtlinien und beispielsweise das als akzeptiert geltende amerikanische Vorgehen in ähnlichen Fällen, um so Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten und damit für den Leser die Besonderheiten des sowjetischen Vorgehens nachvollziehbarer zu machen.

„Ohne Hitlers Einmarsch in die Sowjetunion hätte es keine stalinistischen Lager in der SBZ gegeben", lautet die Einschätzung eines ehemaligen Speziallagerhäftlings. Sie zeigt die ganze Tragik derjenigen auf, die stellvertretend für die deutsche Bevölkerung und ihre Duldung des nationalsozialistischen Regimes sowie für die Bilanz des Zweiten Weltkriegs mit seinen 21 Millionen getöteten Soldaten, 35 Millionen Ziviltoten und neun Millionen in KZs Umgekommenen zur Verantwortung gezogen wurden.

Deutlich wird in diesen beiden Bänden, daß es gerade für die sowjetischen Speziallager darauf ankommt, die Entnazifizierung und die juristische Verfolgung von Nazi- und Kriegsverbrechen voneinander zu unterscheiden. Sie dokumentieren einen vorläufigen Kenntnisstand, der bereits heute eineinhalb Jahre nach Erscheinen der Bände in vielen Detailfragen ergänzt wurde. Die Diskussion wird sich nun vor allem den ungeklärten Fragen zuwenden müssen. So wies Elke Scherstjanoi vom Institut für Zeitgeschichte München anläßlich einer Tagung darauf hin, daß vor einer abschließenden Bewertung des sowjetischen Vorgehens anhand der zusammengetragenen und ausgewerteten Dokumente weitere Unterlagen aus den Gebieten Völkerrecht, Außenpolitik und Kriegsrecht hinzugezogen werden sollten. Bisher sind lediglich 15 Prozent der in russischen Archiven zu diesem Thema lagernden Akten freigegeben, wie Stefan Karner vom Institut für Kriegsfolgenforschung in Graz, der als einer der besten Kenner russischer Archive und Dokumente gilt, zu bedenken gibt.

Trotz aller Kritik an Details wie z. B. der innerhalb des ersten Bandes und seiner Einzelbeiträge nicht einheitlichen Transkription russischer Namen, die bei allzu großer Abweichung in der Schreibweise für einige Verwirrung sorgt, und der Vorläufigkeit der Erkenntnisse bleibt diese Arbeit angesichts der russischen Archivpraxis auf längere Sicht doch das „Standardwerk" zur Frage der sowjetischen Lager.

Annette Kaminsky

MARQUARDT, Regine: **Das JA zur Politik. Frauen im Deutschen Bundestag (1949–1961). Ausgewählte Biographien.** – Opladen: Verlag Leske und Budrich 1999. 340 S.

Mit den Vorgängerinnen heutiger Politikerinnen, die in den Anfangsjahren der Bundesrepublik in den ersten drei Legislaturperioden von 1949 bis 1961 im Bundestag wirkten, befaßt sich Regine Marquardt in diesem aus dem Forschungsprojekt „Frauen in politischen Führungspositionen in der bundesdeutschen Nachkriegsgeschichte 1949 bis 1961" hervorgegangenen Buch. Die Verfasserin zeichnet in ihm den politischen Werdegang und

das Selbstverständnis von Politikerinnen in den Anfangsjahren der Demokratieentwicklung in der Bundesrepublik nach und setzt sich mit der Bedeutung und Wirkung dieser Frauen in Politik und Gesellschaft auseinander.

Anhand von sieben Biographien, die durch einen Einleitungsteil über die Formierungsphase der bundesdeutschen Demokratie und die politische Geschichte des 20. Jahrhunderts einen Rahmen erhalten, geht die Autorin der Frage nach, ob Frauen in der Umbruchs- und Aufbruchszeit nach dem Sieg der Alliierten über den deutschen Nationalsozialismus „die Zeit zu ihren Gunsten nutzen konnten" (S. 13).

Eingebettet wird die Untersuchung in die äußeren Bedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit, als weniger das Interesse an politischen Fragen als der Kampf um Nahrungsmittel und das Überleben den Alltag und das Streben der meisten Menschen in Deutschland bestimmte. „Genug zu essen und in Frieden leben können" kennzeichnete die auf das Lebensnotwendige beschränkten Zukunftshoffnungen vieler Frauen. Um so mehr stechen aus dem Nachkriegselend jene Frauen hervor, die sich für einen demokratischen Neubeginn engagierten und im Parlamentarischen Rat an der Ausarbeitung des Grundgesetzes mitwirkten, wie Louise Schroeder, die als erste Bürgermeisterin Berlins in Erscheinung trat, oder wie Helene Wessel, die als erste Frau einer Fraktion im Bundestag vorsaß und zu den zu diesem Zeitpunkt 29 (= 7,1 Prozent) weiblichen Bundestagsmitgliedern gehörte.

Trotz des numerischen Übergewichts der Frauen in der Bevölkerung nach den kriegsbedingten Verwerfungen der Geschlechterstruktur – so kamen 1949 auf 100 männliche Wähler 170 weibliche – waren im ersten deutschen Bundestag nur 38 Frauen neben 378 Männern vertreten, und es sollte bis 1961 dauern, ehe sich eine Frau einen Ministerposten erkämpfen konnte. Das Verdienst dieser wenigen Frauen in der Entstehungsphase der Bundesrepublik liegt nach Auffassung der Autorin darin, erstmals frauenpolitische Akzente gesetzt und die im Nationalsozialismus betriebene weitgehende politische Rechtlosigkeit von Frauen und ihren Ausschluß aus dem politischen Leben wieder aufgehoben zu haben, ohne daß es ihnen zu ihren Wirkungszeiten gelungen wäre, an den Stand politischer Mitwirkung und Anerkennung anzuschließen, den sie bis zu Hitlers Machtantritt bereits erobert hatten.

„Wir wußten nichts über Demokratie [...]", erinnert sich Hildegard Hamm-Brücher an den Beginn ihres politischen Engagements nach 1945. Wie Marquardt sorgfältig herausarbeitet, waren alle politischen Akteurinnen bereits vor 1945 bzw. 1933 politisch aktiv: sie hatten in der Weimarer Republik, teilweise auch im Dritten Reich, vielfältige Erfahrungen in Institutionen, Parteien und Verbänden gesammelt und kannten von *Demokratie* entweder nur deren Niedergang in der Weimarer Republik oder das, was „Hitlers Haßgesänge" auf die Demokratie ihnen darüber in den zwölf Jahren seiner Herrschaft vermittelt hatte. Bundestagsangehörige stellten somit Vertreter politischer Erfahrungen beider Extreme dar. Ein Teil von ihnen war während des „Dritten Reichs" im Widerstand aktiv, ein anderer arbeitete aktiv im nationalsozialistischen System und seinen Organisationen mit. Es wird geschätzt, daß ca. 12 Prozent der Bundestagsabgeordneten NS-belastet waren. Die Autorin geht von einem ähnlichen Prozentsatz für die Frauen aus.

Von den vorgestellten sieben Politikerinnen konnten nur zwei in einem lebensgeschichtlichen Interview selbst zu Wort kommen. Die anderen fünf verstarben zwischen 1957 und 1987. In diesen Fällen griff die Verfasserin auf archivalisches Material, Veröffentlichungen und Fremdaussagen von Hinterbliebenen zur Darstellung der Lebenswege zurück. Die beiden Biographien, in denen die Politikerinnen selbst zu Wort kommen, sind somit für den Leser anschaulicher und lebendiger, da hier die Frauen in ihren eigenen Worten, Erklärungen und Schilderungen der Absichten ihr Wirken und ihre politischen Ziele wiedergeben. Aus den ausgewählten Zitaten und deren Einbindung in die Arbeit sowie der Interpretation der Textbeispiele erhält der Leser den Eindruck einer behutsamen und den Aussagen und Intentionen der Interviewten sehr nahe kommenden Darstellung ihrer Motivationen. Zu bedauern ist, daß die geführten Interviews im Anhang nicht abgedruckt sind.

Auf diese Weise sind sieben überzeugende Porträts von Frauen entstanden, die ihren beruflichen und politischen Werdegang wie selbstverständliche Berufskarrieren erlebten und ohne falsches Pathos oder Eitelkeit beschreiben. So bemerkenswert ihre Karrieren und Lebensverläufe heute erscheinen mögen, für die Porträtierten ergibt sich das Bild beeindruckender Normalität – nur daß ihr berufliches und politisches Engagement sie an die Spitze der deutschen Politik nach 1945 stellte. Ebenso natürlich erscheinen in den Interviews auch persönliche Motivationen und das persönliche Erleben nicht ausgespart, was dem

politischen Wirken eine weitere Dimension verleiht. Gerade an diesen Stellen hat der Leser den Eindruck, daß die von Frauen selbstverständlich angesprochenen privaten Themen wie der Verlust des geliebten Mannes als „Nichtarier" im Nationalsozialismus und die daraus folgende Ehe- und Kinderlosigkeit in dem einen Fall oder aber das Dilemma der alleinerziehenden Mutter, die bis zu ihrem Ende mit dem latent schlechten Gewissen ihren Kindern gegenüber zu tun hat, oder die Politikerin, deren Mann seit dem Krieg verschollen war und die bis zu ihrem Tod auf eine Nachricht über sein Schicksal hoffte, die Dargestellten aus ihrer politischen und historischen Distanz lösten und sie zu Zeitgenossinnen mit den normalen Nöten und Sorgen und einem normalen Beruf machten.

Den stellvertretend in diesem lesenswerten und flüssig geschriebenen Band porträtierten Politikerinnen der ersten Nachkriegsjahre ist es mit zu verdanken, daß der durch Nationalsozialismus und Krieg bedingte Rückschlag in der Gleichberechtigung von Frauen und ihrer Teilhabe an politischen Funktionen und Mandaten allmählich überwunden werden konnte – in der Weimarer Nationalversammlung waren bereits 9,6 Prozent Frauen vertreten, ein Anteil, der erst 1983 im Bundestag wieder erreicht wurde: in der derzeitigen 14. Legislaturperiode sind nunmehr bereits 30 Prozent der Volksvertreter im Bundestag weiblich.

Annette Kaminsky

SPRINGER, Philipp: **„Da konnt' ich mich dann so' n bißchen entfalten". Die „Volkssolidarität" in der SBZ/DDR 1945–1969** (= Europäische Hochschulschriften; Reihe 3: Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 836). – Frankfurt a. M., Berlin, Bern, New York, Paris und Wien: Peter Lang Verlag 1999. 222 S.

Eingangs seiner sorgfältig recherchierten Studie zum Wirken der „Volkssolidarität" in der SBZ/DDR konstatiert der Autor, daß der „Bedarf an konkretem historischem Wissen, an Aufklärung der einst durch Propaganda verdrängten Wirklichkeiten, aber auch an Destruktion zählebiger Stereotypen weiterhin immens" ist. Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist das Stereotyp von „den Massenorganisationen der DDR als Transmissionsriemen des Parteistaats", das mit den widersprüchlichen Erfahrungen der Bevölkerung in der DDR in den vierzig Jahren ihrer Existenz nicht in jedem Fall übereinstimmt.

In Einzelaussagen schafft Springer gleich zu Beginn seines Buches einen sehr persönlichen Zugang zu einer Organisation, die 1945 als einziger Wohlfahrtsverband in der SBZ gegründet, noch heute in Stadt und Land tätig ist und mit über 470000 Mitgliedern zu den größten Wohlfahrtsverbänden Europas gehört. Damit stellt sich Springer gleich zu Anfang quer zu einer von der Enquetekommission des Deutschen Bundestages „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland" veröffentlichten Expertise zur Rolle der Massenorganisationen in der DDR, die diesen bescheinigt, sie hätten bei ihrem Zusammenbruch kaum Folgen hinterlassen und seien bedeutungslos geworden. Nach der Lektüre der Studie scheint diese pauschale Einschätzung eher politischem Wunschdenken als fundierter Recherche zu entspringen.

Springers Ansatz geht von einer „pragmatischen Gesellschaftsgeschichte" aus, die das Herrschaftssystem nicht außer acht läßt, aber auch den „Erfahrungen mit und in den Organisationen" einen historischen und theoretischen Rahmen gibt. Damit gelingt es ihm, einerseits die Funktion von Organisationen in der DDR als „Transmissionsriemen" zwischen SED und Gesellschaft am konkreten Beispiel einer nicht vordergründig politisierten Organisation zu beleuchten und andererseits die „Rolle der Sozialpolitik als Legitimationselement der SED-Herrschaft" zu berücksichtigen.

Der Autor beschreibt die Entwicklung der „Volkssolidarität" von ihrer Gründung am 24. Oktober 1945 in Dresden als sächsische Organisation an, die angesichts des drohenden harten ersten Nachkriegswinters und der fehlenden sozialen Netzwerke die Betreuung und Versorgung von bedürftigen, alten und kranken Menschen sicherstellen sollte. Die Gründung von „Volkssolidaritäten" in anderen Ländern folgte. Die „Volkssolidarität" arbeitete mit ehrenamtlichen Mitgliedern, die einen regelmäßigen Beitrag zur Unterstützung alter Menschen zu leisten hatten, und stützte sich auf die sporadische Hilfe von „Freunden und Helfern". Diese waren auf Ortsbasis organisiert und wurden über Landes- (später Bezirks-), Kreis- und Ortssausschüsse zusammengefaßt. Bis Anfang der sechziger Jahre kann – so die Analyse Springers – kaum von einer im Alltagsleben der Menschen in der DDR verwurzelten Massenorganisation die Rede sein. Abgesehen von einigen sehr regen Ortsgruppen hatten sich

organisatorische Strukturen – wie beispielsweise regelmäßige Mitgliederversammlungen – noch kaum herausgebildet.

Angesichts der besonderen Zeitumstände kümmerte sich die „Volkssolidarität" zuerst um die am stärksten von den Kriegsfolgen betroffenen Flüchtlinge und Vertriebenen, zu denen heimatlose Kriegsheimkehrer hinzukamen. Bis Anfang der fünfziger Jahre erweiterte die nunmehr zentralisierte „Volkssolidarität" ihren Aktionsradius auf die „humanitäre Idee nationaler und internationaler Freundschaft und Solidarität [...] zu allen Menschen, die helfen wollen und die der Hilfe bedürfen ohne Unterschied von Weltanschauung, Religion, Rasse und Nationalität". Trotz der allgemein anerkannten sozialen Funktion versuchte die KPD/SED von Beginn an, ihren Einfluß in der Organisation zu sichern und auch deren Erfolge und soziales Engagement für ihre eigene Machtlegitimation zu nutzen. „Ich glaube, daß wir damit wirklich als Partei, ohne daß wir das in Worten ausdrücken, im Neuaufbau die Führung haben, ohne das immer zu betonen. Unsere Führung muß zum Ausdruck kommen in der praktischen Arbeit auf allen Gebieten [...]", faßte Hermann Matern die Funktion der „Volkssolidarität" für die Etablierung der SED zusammen. Springer vermutet, daß die SED einer Konkurrenz durch die SPD-nahen „Arbeiterwohlfahrten" mit der Gründung der „Volkssolidarität" zuvorkommen wollte. Sie nahm nicht nur Einfluß auf die Besetzung der Führungspositionen – „säuberte" 1953 z. B. den Geschäftsführer wegen angeblicher Wirtschaftsverbrechen aus seiner Funktion –, sondern sicherte sich auch die erfolgreichen und prestigeträchtigen Unternehmungen, indem Kindererholungsstätten, Mütter-, Schwerbehinderten- und Feierabendheime, Tbc-Tagesstätten und Blindeneinrichtungen sowie die Bahnhofsdienste bis 1956 sämtlich anderen Organisationen wie beispielsweise dem FDGB übergeben werden mußten.

Nach der Etablierung anderer, parteinäherer Organisationen im Alltag der Bürger verlor die SED zunehmend das Interesse an der „Volkssolidarität". Diese wurde auf die Betreuung alter Menschen verwiesen, einen Bereich, der bis bis zum Ende der DDR als problematisch und unterversorgt („die am unwichtigsten angesehene Bevölkerungsgruppe") galt und aus dem die SED offensichtlich wenig Prestigegewinn erwartete. Die Reduzierung der Aufgaben für die „Volkssolidarität" und das nachlassende öffentliche und parteiliche Interesse für sie führte zu einer Legitimationskrise unter den Mitarbeitern und Mitgliedern. Erst Ende der fünfziger Jahre nahm das Interesse an dieser Organisation im Zusammenhang mit der Frage des Alters wieder zu. Springer verweist in diesem Zusammenhang auf den durch die massenhafte Flucht vor allem junger Menschen aus der DDR bedingten akzelerierten gesellschaftlichen Alterungsprozeß, der von 13 Prozent alten Menschen 1946 auf über 19 Prozent bis Anfang der sechziger Jahre stieg. Hinzu kam die offenbar gewordene Unzufriedenheit alter Menschen mit ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation. Allerdings wurde nicht die „Volkssolidarität" zum Motor dieser Bewegung, sondern die vielen mündlich und schriftlich vorgebrachten Beschwerden betroffener Bürger bewirkten staatlicherseits eine verstärkte Beachtung dieses Problems, zu dessen Lösung dann die „Volkssolidarität" wieder eingebunden wurde. Springer führt das anfängliche Desinteresse und die Fehleinschätzung der in der „Volkssolidarität" tätigen Funktionäre auf deren geringeres und vom Rentnerdasein noch weit entferntes Alter zurück, das es diesen verwehrte, die Probleme der Alten wahrzunehmen und zu ihrer Aufgabe zu machen.

Mit der zunehmenden Bedeutung der Berufstätigkeit von Frauen für die Wirtschaft in der DDR erhielt die „Volkssolidarität" in den fünfziger Jahren ein weiteres Wirkungsfeld zugewiesen. Sie sollte nun Frauen bei der Arbeitsaufnahme dadurch unterstützen, daß sie für die Kinderbetreuung, die Erledigung von Hausarbeiten etc. sorgte. Ein Kapitel zu den Traditionslinien der „Volkssolidarität" sowie zu ihrer Konkurrenz zu den Kirchen vervollständigt die historische Einbettung. Das Buch wird durch einen statistischen Anhang und ein Literaturverzeichnis ergänzt.

Mit Bedauern ist anzumerken, daß der Verfasser die von vielen Autoren bisher bezeugten mißtrauischen und distanzierten Verhaltensweisen des überwiegenden Teils der Bevölkerung gegenüber jeglicher Art von parteipolitisch, konfessionell oder organisationsgebundenem Engagement nach dem Krieg nicht thematisiert. Auch mögliche Auswirkungen und Folgen dieser Distanzierung auf die Gründung und Ausgestaltung der „Volkssolidarität" bleiben so unberücksichtigt. Es entsteht deshalb der Eindruck einer zwar von der SED wahrgenommenen, aber im übrigen für private Vorstellungen offenen Nische. Interessant wäre auch zu erfahren, welche Querverbindungen es zu und welche Arbeitsteilung es mit anderen Organisationen wie beispielsweise dem FDGB oder dem DFD im Falle der Frauenpolitik

gab. Auch ein Hinweis auf die Stellung zu Organisationen in den westlichen Besatzungszonen und später in der Bundesrepublik wäre wünschenswert gewesen. Bei der Darstellung der Traditionen, in denen sich die „Volkssolidarität" in der SBZ/DDR befand, vermißt der Leser die Einbeziehung der „Arbeiterwohlfahrt". Hier scheint der Autor zu ausschließlich auf die Traditionslinie zur „Roten Arbeiterhilfe" und nationalsozialistischen Vorläufern zurückzugreifen.

Springer kommt am Ende seines Buches zum Fazit, daß „entscheidend für die Geschichte der ‚Volkssolidarität' in den 1950er Jahren und vor allem ab den 1960er Jahren [...] der wachsende Bedarf der SED an sozialpolitischer Legitimation" war, wobei das relativ geringe Interesse der SED an den von der „Volkssolidarität" betreuten Gruppen zu einem relativ ideologiefernen Freiraum mit eigenen Gestaltungsmöglichkeiten geführt habe.

Annette Kaminsky

Spurensicherung. Zeitzeugen zum 17. Juni 1953. Hrsg. von der Unabhängigen Autorengemeinschaft „So habe ich das erlebt". – Schkeuditz: GNN Gesellschaft für Nachrichtenerfassung und Nachrichtenverbreitung Verlagsgesellschaft in Sachsen/Berlin 1999. 364 S.

Der 17. Juni 1953, die Ereignisse im Juni und Juli 1953 sowie der Prozeß zwischen der 2. SED-Parteikonferenz im Sommer 1952 und dem IV. SED-Parteitag im Frühjahr 1954 sind mittlerweile relativ gut erforscht. Es gab vor 1989 eine Reihe von Untersuchungen, die diese Ereignisse dicht darstellten und überzeugend analysierten. Nach der Öffnung der Archive 1990 ist eine Vielzahl von Studien hinzugekommen, die manches korrigierten, anderes bestätigten und schließlich auch gänzlich neue Aspekte hinzufügten. Einig waren und sind sich alle Forscher und Forscherinnen darüber, daß der 17. Juni 1953 zu einem der zentralen deutschen Ereignisse in den vergangenen zweihundert Jahren zählt. Das ist nach 1989 auch von den meisten ehemaligen SED-Historikern bzw. heute der PDS nahestehenden Historikern so gesehen worden.[1]

In der wissenschaftlichen Debatte gibt es zwar immer noch einen produktiven Streit darüber, wie diese Ereignisse benannt werden sollen – „Volksaufstand" versus „Arbeiteraufstand" versus „gescheiterte Revolution" usw. –, aber es herrschte längst Einigkeit darüber, daß diese Erhebung eine Revolte für demokratische Verhältnisse darstellte. Ebenso hatte sich in den jüngsten Jahren herauskristallisiert, daß der Einfluß des Westens, insbesondere des RIAS, beinahe jahrzehntelang überschätzt worden ist.[2] Selbstverständlich war der Aufstand auch kein faschistischer Putsch, wie die SED-Propaganda seit dem 19. Juni 1953 (bis 1989) behauptet hatte.

Aber natürlich hatten sich – wie konnte es auch anders sein – auf beiden Seiten der Barrikade ehemalige Nationalsozialisten an den Auseinandersetzungen aktiv beteiligt. Schließlich herrscht heute weitgehend Übereinkunft darin, daß nur acht Jahre nach Kriegsende die deutsche Teilung im Bewußtsein der Menschen natürlich noch nicht so tief verankert gewesen war, als daß nicht die Mehrheit der Aufständischen auf eine schnelle Wiedervereinigung Deutschlands unter demokratischen Vorzeichen gehofft hätte. Mit anderen Worten: der Ruf nach freien Wahlen stellte – unabhängig davon, ob das allen auch bewußt war – zugleich die Forderung dar, über die Herstellung der deutschen Einheit durch eine indirekte Volksbefragung – eben durch demokratische Wahlen – abstimmen zu lassen. – Dies sind alles Allgemeinplätze, die so oder ähnlich (hoffentlich) in jedem Schullehrbuch zu finden sind.

Das vorliegende Buch nun konterkariert die gesamte bisherige Forschung. Mehr noch: es stellt eine Propagandaschrift dar, wie sie im Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED nicht hätte besser erstellt werden können. Man fragt sich sogar, warum dieses Buch nicht vor 1989 in der DDR erschienen ist. In der DDR hätte es als Beleg für den „vom Westen gesteuerten imperialistischen und faschistischen Putsch" dienen können, und im Westen hätten sich gewiß genügend Leute gefunden, die anhand der empirischen Belege eine „differenziertere Sicht" über den 17. Juni eingefordert und zugleich den Einfluß des Westens kritisch analysiert hätten. Nun aber, fast zehn Jahre nach der Wiedervereinigung, mutet diese Zusammenstellung nur noch anachronistisch, stellenweise absurd, insgesamt aber lächerlich an.

Die „Unabhängige Autorengemeinschaft ‚So habe ich das erlebt'" ist sich dabei bewußt, daß ihr Band wohl nur in einem bestimmten Milieu zustimmend zur Kenntnis genommen werden wird: „Mit dem zu erwartenden Vorwurf der Einseitigkeit können wir also leben" (S. 13). Diese nicht näher erläuterte „Autorengemeinschaft" behauptet auch nicht, „daß unsere Berichte in jedem Fall

repräsentativ für den jeweiligen Ort bzw. die DDR sein müssen" (ebd.). Aber ihr erklärtes Anliegen ist es, der „konservativen Deutung der DDR-Geschichte" etwas entgegenzusetzen. Dies geschieht, indem sich achtzig Zeitzeugen, die inzwischen sechzig bis achtzig Jahre alt sind, an den 17. Juni 1953 erinnern. Wie wenig repräsentativ die Berichte sind, zeigt sich allein an der damaligen Tätigkeit, die die Zeitzeugen ausübten: vierzehn dienten bei der Kasernierten Volkspolizei (KVP), der Grenzpolizei oder dem polizeilichen Betriebschutz; vierzehn andere waren hauptamtliche Funktionäre, zumeist der FDJ oder der SED; zehn waren Studenten; siebzehn waren Angestellte, darunter u. a. bei der Staatsanwaltschaft, an der Universität, beim Rat der Stadt oder in Redaktionen von Tageszeitungen; je vier waren Schüler oder Lehrlinge bzw. Arbeiter; drei waren Hausfrauen; vier geben Erlebnisse von nahen Familienangehörigen wieder; eine Zeitzeugin berichtet über den Lynchmord an einem MfS-Mitarbeiter in Rathenow, wobei nicht deutlich wird, inwiefern die Zeitzeugin auch tatächlich die Tat persönlich erlebte; neun Zeitzeugen schließlich lassen sich nicht eindeutig zuordnen. Bis auf wenige Ausnahmen waren alle Zeitzeugen Mitglieder der SED und haben dort bzw. in anderen Organisationen Funktionen ausgeübt. Insofern haben wird es hier mit einem bestimmten Ausschnitt aus der DDR-Gesellschaft zu tun, der nicht ausgeblendet bleiben darf, der aber in der Tat alles andere als repräsentativ ist. Unter den Zeitzeugen befinden sich wenige Prominente. Dazu können zählen: der Dramatiker Armin Stolper, Nadja Bunke, die Mutter von Tamara Bunke, der Journalist und Parteifunktionär Walter Florath, der westdeutsche KPD-Funktionär Robert Steigerwald, die Ehefrau des Architekten Hermann Henselmann, Irene, und der Regisseur Manfred Wekwerth. Auf dem Buchcover schließlich gibt noch – bei den achtzig Zeitzeugen nicht mitgerechnet – der Schriftsteller Eberhard Panitz sein Votum ab.

Bei achtzig Zeitzeugenberichten fällt die Bandbreite zu einem einzigen Tag normalerweise relativ breit aus. Dies ist im vorliegenden Buch nicht der Fall. Es existieren im Prinzip drei Erinnerungsmuster: 1. Ich habe nichts mitbekommen (S. 26). 2. Die Masse der Werktätigen hatte mit den Vorgängen nichts zu tun. „So war der ‚Spuk' schnell beendet" (S. 71). 3. Schließlich die Variante, die der SED selbst am liebsten war und die in diesem Buch klar dominiert: „Danach vermuteten wir – und ich bin nach wie vor davon überzeugt –, daß von den Drahtziehern des 17. Juni die noch verfügbaren alten NS-Seilschaften mobilisiert worden waren. In dieser Meinung wurden wir nach unserer Rückkehr an die Universität bestätigt" (S. 28).

Darin sind sich die meisten der hier versammelten Zeitzeugen einig: Es handelte sich vornehmlich um alte Nazis, um Personen aus dem „Rotlicht- und Ganovenmilieu" (S. 50) und natürlich um Leute aus dem Westen („Auf diesem Platz [...] lagen und standen zig Westfahrräder [...] [S. 128]), die das alles ohnehin inszeniert hatten: „Für mich war und ist der 17. Juni 1953 einer der vielen Versuche des Imperialismus, die verhaßte sozialistische Ordnung zu erwürgen – so wie er es heute am liebsten mit Kuba tun möchte" (S. 61 f.). Nur wenige geben zu bedenken, daß nicht nur „äußere Einflüsse am Werke" (S. 123) waren. Fast alle sind den Rotarmisten dankbar für ihr Eingreifen: „Nachdem in Ostberlin rasch wieder Ruhe eingekehrt war und sowjetische Panzer mit Ziehharmonika spielenden Rotarmisten durch die Straßen fuhren, spürte man ein allgemeines Aufatmen, daß der Spuk ein Ende hatte" (S. 151).

Schließlich sind sich fast alle einig darin, daß die DDR der bessere deutsche Staat gewesen und es am 17. Juni 1953 zum Glück nicht gelungen sei, die DDR zu beseitigen. Ein ehemaliger KVP-Angehöriger getraut sich auszusprechen, was die meisten anderen entweder unterdrücken oder aber nur verklausuliert artikulieren: „Ähnlich sah es übrigens 1989 aus. Die Sadisten, die ‚keine Gewalt' skandierten und den NVA-Angehörigen brennende Kerzen und Zigaretten unter die Nasen hielten, wurden offensichtlich in beiden Fällen von der gleichen Seite ‚inspiriert'" (S. 30).

Wenn es stimmt, daß der Zeitzeuge der natürliche Feind des Historikers ist, dann ist wohl in diesem Fall diese Zeitzeugensammlung die Feindin historischer Tatsachen. Es ist fraglos legitim, daß Zeitgenossen ihre Erinnerung entgegen bzw. geradezu entgegengesetzt zur historischen Erkenntnis behaupten. Es grenzt aber an Geschichtsfälschung und ideologische Verbrämung, wenn „unabhängige Autorengemeinschaften" nicht nur einseitige, sondern zudem auch tendenziöse und in einigen Fällen einer Nachprüfung nicht standhaltene „Erinnerungen" zu einem Buch schnürren, um zu behaupten: „So war es."

Geschichte ist in der Tat vielfarbig. Spannend sind in aller Regel die Grautöne. Hier aber begegnet uns eine Schwarzweißmalerei, von der man nur hoffen kann, daß sie keinem unbedarften Lehrbuchautoren je in die Hände fällt.

1 *Vgl. Ilko-Sascha Kowalczuk, „Faschistischer Putsch", „Konterrevolution", „Arbeitererhebung". Der 17. Juni 1953 im Urteil von SED und PDS, in: Halbherziger Revisionismus. Zum postkommunistischen Geschichtsbild. Hrsg. von Rainer Eckert und Bernd Faulenbach, München und Landsberg am Lech 1996, S. 69–82.*

2 *Freilich gibt es in der wissenschaftlichen Forschung darüber durchaus einen Streit. So behauptete Diedrich 1994, viele „der politischen Forderungen waren der ostdeutschen Massenbewegung implantiert" (Torsten Diedrich, Zwischen Arbeitererhebung und gescheiterter Revolution in der DDR. Retrospektive zum Stand der zeitgeschichtlichen Aufarbeitung des 17. Juni 1953, in: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung, Berlin 1994, S. 299; vgl. kritisch dazu: Ilko-Sascha Kowalczuk, Die Ereignisse von 1953 in DDR. Anmerkungen zu einer „Retrospektive zum Stand der zeitgeschichtlichen Aufarbeitung des 17. Juni 1953", in: a. a. O., Berlin 1996, S. 181–186).*

Ilko-Sascha Kowalczuk

Australian Labour History Reconsidered. Ed. by David PALMER, Ross SHANAHAN and Martin SHANAHAN. – Adelaide: Australian Humanities Press 1999. XII, 244 S.

Im Februar 1999 verstarb nach langer Krankheit Don Dunstan, langjähriger Premier und „Labor-Party"-Reformer Südaustraliens. Seine Politik und sein Engagement trugen entscheidend dazu bei, „to widen the scope of labourism from a narrow and exclusive political agenda to an inclusive social project that encompassed all the interests and aspirations of working people". Seinem Gedenken und der Zielrichtung seines Engagements ist der vorliegende Sammelband mit seinen achtzehn Beiträgen gewidmet. In sechs Kapiteln bieten Wissenschaftler verschiedener Fachrichtungen distinktive australische Interpretationen von Arbeitergeschichte. Die daraus hervorgegangenen Fallstudien unterscheiden sich wesentlich hinsichtlich ihres zeitlichen und räumlichen Horizonts. Die im Titel zum Ausdruck gebrachte *„reconsideration"* wird dabei in den durchweg kritischen Herangehensweisen der Autoren deutlich, die es sich zum Ziel setzen, mit Mythen und eingefahrenen Ansichten zu brechen und einen Blick hinter das scheinbar Offensichtliche zu werfen.

In der Einführung setzen David Palmer, Martin Shanahan und Ross Shanahan den Rahmen des Sammelbandes. Auswirkungen des zunehmend global agierenden Kapitals hätten zu verstärktem Druck auf die Arbeitnehmer geführt. Widerstand gegen diese Entwicklung gebe es weltweit, die australischen Arbeiter jedoch seien in einer besonderen Situation, denn der australische Staat habe in seinen Institutionen, Gesetzen und seinem Ethos *„labourist* values" internalisiert. In einer informativen Darstellung zeichnen sie die Entwicklung und die Hauptzüge dieses australischen „labourism" nach. – Sie weisen mit Recht darauf hin, daß aus der Vergangenheit für die Zukunft gelernt werden sollte. Die einzelnen Beiträge sollen dafür Anregungen bieten.

Das erste Kapitel ist dem Aspekt „Culture, Gender and Australian Workers" gewidmet. Mark Hearn wirft einen soziologischen und philosophischen Blick auf die Lebensumstände und „belief systems" von Schafscherern *(shearers)* im späten 19. Jahrhundert und den Ausdruck, den diese in der „Australian Workers Union" gefunden haben. Am Beispiel der „Australian Nurses Federation" untersucht Glenda Strachan in einer überzeugenden Art und Weise die Außenseiterrolle, die Arbeitergeschichte beruflich qualifizierten und/oder überwiegend von Frauen ausgeübten Tätigkeiten im Gegensatz zu militant organisierten Arbeitern häufig zugewiesen hat.

Der Zusammenhang von „Organized Labour and Political Culture" ist Thema des zweiten Kapitels. In einer kenntnisreichen Arbeit betrachtet David Palmer die Auswirkungen zweier unterschiedlich organisierter Gewerkschaften in der Zwischenkriegszeit. Er kommt zu dem Schluß, daß die beiden kontrastierenden Modelle, Partizipation in Broken Hill („Workers Industrial Union of Australia") und autoritärer Paternalismus in Mount Isa („Australian Workers Union"), zwei verschiedene Sichtweisen von australischem „labourism" darstellen. Eine vergleichende Studie von „Waterfront Unionism" in den Häfen von Buenos Aires, Melbourne und San Francisco offenbart Ansätze einer internationalen Arbeiterkultur und -solidarität, deren Erforschung gerade angesichts der Globalisierung bedeutsam sein könnte (Chris McConville).

Das dritte Kapitel behandelt „Working-Class Communities and Political Identity" in Ipswich (Queensland) und Wagga Wagga (New South Wales). Bradley Bowden stellt für Ipswich im Betrachtungszeitraum 1861–1912 fest, daß die Herausbildung von Arbeitersolidarität ein langsamer

und unregelmäßiger Prozeß war, beeinträchtigt durch die politische, soziale und ökonomische Kontrolle lokaler Eliten. In Wagga Wagga hingegen standen den Gewerkschaften nicht nur der scharfe Antikommunismus der 1950er Jahre, sondern auch fehlende Massenunterstützung durch die ländliche Isolation der Stadt massiv im Weg (Warwick Eather).

„Australian Egalitarianism: Reality or Myth?" lautet die zentrale Frage des vierten Kapitels. Ob nun aus einer juristischen Perspektive – der Verrechtlichung der Arbeitsbeziehungen in den vergangenen hundert Jahren – (Ross Shanahan), einer ökonomischen Analyse des persönlichen Reichtums von Arbeitern vor dem Ersten Weltkrieg (Martin Shanahan) oder in Hinblick auf die Arbeitsplatzreformen in den 1980er Jahren (Glenn Giles): „egalitarianism" scheint eher Mythos als realer Fakt der australischen Geschichte und Gegenwart zu sein.

Weiter ab vom Mainstream australischer Arbeitergeschichte bewegt sich die Suche nach alternativen Identitäten im fünften Kapitel. Christine Nicholls und Ross Shanahan bieten eine „oral history", die einen persönlich berührenden und aufschlußreichen Einblick in die Erfahrungen von Aborigenes mit ihrer – selten freiwilligen – Integration in den „weißen" Arbeitsmarkt und den daraus folgenden Konsequenzen gewährt. Desmond O'Connor lenkt den Blick auf eine andere in Zeiten wirtschaftlicher Depression von Rassismus und Intoleranz betroffene Gruppe: „Declared Black: Confrontation between Italian and Anglo-Celtic Workers in Port Adelaide, 1928–1932". Die von den britischen Inseln stammenden Immigranten aus der kolonialen Zeit Australiens sind Betrachtungsgegenstand von Robin Haines. Sie würden häufig als aus Armenhäusern kommende Analphabeten dargestellt, im Gegensatz zu motivierten und hart arbeitenden Auswanderen nach Nordamerika. Anhand von Briefen der frühen Einwanderer illustriert er ihren sozialen Hintergrund und ihre alltagsgeschichtlichen Erfahrungen. Durch eine umsichtige und hinsichtlich der Generalisierung selbstkritische Arbeit ist Haines damit in der Lage, die gängige Darstellung begründet anzuzweifeln. Murray Couch widmet sich in seinem Beitrag dem Konzept des „mateship". Mann-zu-Mann-Beziehungen (nicht Homosexualität) scheinen demnach in Broken Hill die Basis einer Form der sozialen Kontrolle zu sein, die definiert, wie „labourist values" verstanden und organisiert werden.

Im abschließenden sechsten Kapitel wird die Beziehung zwischen Intellektuellen und Arbeiterklasse debattiert, und verschiedene Autoren sind darum bemüht, die Zukunft von „labour history" aufzuzeigen. So weist Ray Markey in seiner Geschichte des „Labor Council of New South Wales" darauf hin, daß Gewerkschaften – um effektiv und lebensfähig zu sein – eine ausgewogene Mischung aus Organisation und Bewegung bewahren müßten. Letztere sei jedoch durch „labourism" ins Hintertreffen geraten. Während sich Robin Gollan auf die Anfänge des Begriffs „labour history" vor vierzig Jahren konzentriert, plädieren Terry Irving und Sean Scalmer für ein tieferes Selbstverständnis von Historikern der Arbeitergeschichte. Sie zeichnen die Entwicklung von „Labour Historians as Labour Intellectuals" im Spannungsverhältnis zwischen Wissenschaftsbetrieb und sozialer Bewegung für die vergangenen neun Jahrzehnte nach.

Die Krise und die Wiederbelebung von Arbeitergeschichte thematisiert Verity Burgmann in einem abschließenden Beitrag, der sicherlich nicht nur Zustimmung hervorrufen wird. Das verstärkte Interesse an den neuen sozialen Bewegungen und die Instrumentalisierung derselben für die Klasseninteressen einer radikalen Intelligentsia hätten die Verdrängung von „labour history" aus dem Wissenschaftsbetrieb gefördert. Die Zukunft werde jedoch zeigen, daß die Kategorie der Klasse eine zentralere und ergiebigere Kategorie für die Analyse von sozialen Beziehungen sei.

Nicht jeder der vorgestellten Beiträge ist in sprachlicher wie thematischer Hinsicht mit der gleichen Freude zu lesen. Auch wird keines der angesprochenen Themen erschöpfend behandelt. Dennoch, für an australischer (Arbeiter-)Geschichte abseits eines engen Mainstreams und einer kritischen Bewertung des australischen „labourism" Interessierte sei dieser Sammelband mit seinen Anregungen zu weiterer Forschung empfohlen.

Frank Paschen

FITZPATRICK, Sheila: **Everyday Stalinism. Ordinary life in extraordinary times: Soviet Russia in the 1930s.** – New York und Oxford: Oxford University Press 1999. X, 288 S.

Die renommierte, an der Universität Chicago lehrende Historikerin Sheila Fitzpatrick hat ihrer langen Liste von Publikationen über den sowjetischen Stalinismus eine weitere hinzugefügt – ihre letzte zu diesem Thema.[1] Auch mit dieser Arbeit

gelingt es ihr, wichtige Akzente zu setzen. Das gilt sowohl hinsichtlich der Darstellung des bisherigen Forschungsstandes über das Alltagsleben in der Sowjetunion der dreißiger Jahre, den sie wesentlich mitbestimmt hat, als auch hinsichtlich der Skizzierung der Themen, die die Forschung in diesem Bereich zukünftig bestimmen werden: Alltagsgeschichte, Regionalgeschichte, Herausarbeitung des sozialen und kulturellen Unterbaus des Stalinismus.

Durch die Öffnung der Archive ist es möglich geworden, sich ein zunehmend genaueres Bild zu machen, nicht nur von den Verhältnissen in Moskau, sondern auch von denen in den Regionen. Sich vorwiegend auf das Leben in den Städten konzentrierend, führt die Autorin dem Leser in nahezu enzyklopädischer Breite das Alltagsleben sowjetischer Bürger vor Augen.

Mit der Durchführung der Kollektivierung und des ersten Fünfjahrplanes setzte ein enormer Veränderungsdruck auf das überkommene alltägliche Leben ein. Mangel an allem und jedem wurde das vorherrschende Charakteristikum der „Heimat aller Werktätigen", was sich insbesondere durch das überall vorkommende Schlangestehen ausdrückte. Mit den letzten Überresten der privaten Wirtschaft verschwanden auch Lebensmittel, Kleidung und andere (lebens)wichtige Konsumartikel aus den Geschäften. Die durch die Kollektivierung verursachte Landflucht verschärfte die Wohnungsknappheit erheblich. Hinzu kam die überall das Leben zur Hölle machende Bürokratie.

Eindringlich schildert die Verfasserin die Verhältnisse in den berüchtigten Gemeinschaftswohnungen, den „Kommunalkas". Ganze Familien mußten ihr Leben in einem einzigen Zimmer einer solchen Gemeinschaftswohnung fristen. Küche und sanitäre Einrichtungen mußten von allen Mietern gemeinsam genutzt werden. Das Leben in diesen entwürdigenden, überfüllten Wohnungen führte zu einer enormen Verrohung und Aggressivität, die sich alltäglich – oft verstärkt durch den allgegenwärtigen Alkohol – entlud. Und schließlich verbreitete der allmächtige Repressionsapparat – nicht zuletzt durch regelmäßige Verhaftungswellen – noch ein alle Lebensbereiche durchdringendes Klima der Angst. Wollte man in dieser Hölle irgendeine kleine Verbesserung erreichen, mußten persönliche Beziehungen zu Bürokraten, die für das eigene Leben wichtig waren, aufgebaut und durch Bestechungen gepflegt werden. Das war für den neuen sozialistischen Menschen praktisch der einzige Weg, seine Lage zu erleichtern.

Fitzpatrick schildet nicht nur dieses ganze Elend, sondern arbeitet auch heraus, auf welche Art die Bevölkerung mit diesen Problemen umging, sie zu bewältigen versuchte. Auf einem für die Autorin charakteristischen hohen Niveau vermittelt sie tiefe Einsichten in die wirklichen Lebensverhältnisse sowjetischer Stadtbewohner der dreißiger Jahre und in die Wege, auf denen sie versuchten, angesichts außergewöhnlicher Umstände ein einigermaßen „normales" Leben zu führen. Für alle an der Geschichte der UdSSR Interessierten ist diese brillante Arbeit, der durch eine möglichst bald erscheinende deutsche Ausgabe eine weite Verbreitung zu wünschen ist, ein absolutes „Muß".

1 Vgl. „Mit Stalinismus bin ich fertig"; in: Der Tagesspiegel vom 23. 2. 1999, S. 28.

Ralf Zwengel

KUN, Miklós: **Prague Spring – Prague Fall. Blank Spots of 1968.** – Budapest: Akadémiai Kiadó 1999. XIII, 252 S.

Der reformkommunistische „Prager Frühling" – benannt nach einem alljährlich stattfindenden Musikfestival in der Moldaustadt – hatte monatelang in Ost wie West die Illusion erzeugt, es könne einen lebensfähigen Sozialismus in freiheitlicher Grundordnung – basierend auf den Idealen der Französischen Revolution – geben. Als in der Nacht vom 20. zum 21. August 1968 fünf Warschauer-Pakt-Staaten in die ČSSR einmarschierten und dem Reformkommunismus ein Ende bereiteten, war nicht nur der „Traum vom Sozialismus mit menschlichem Antlitz" endgültig zerstört. Zugleich zeigte die Invasion erneut, daß die Sowjetkommunisten und ihre Satrapen jederzeit gewillt waren, ihre Macht mit allen erdenklichen politischen, militärischen und propagandistischen Mitteln zu verteidigen und zu festigen.

Die Geschichte des „Prager Frühlings" war niemals wirklich ein „weißer Fleck" in der Geschichte. In der ČSSR selbst blieb die Erinnerung an die Ereignisse im kollektiven historischen Gedächtnis tief verwurzelt, auch wenn nach 1990 das Interesse sichtbar verschwand. Da Tausende tschechische und slowakische Intellektuelle nach der Okkupation ihr Land verlassen und in zumeist westeuropäische Staaten emigrieren mußten, erschienen zudem in westlichen Ländern seit

1969 unzählige Studien und Dokumentationen zu den Vorgängen in der ČSSR. Aber nicht nur Emigranten, sondern auch westliche Historiker und Politikwissenschaftler haben eine Fülle von Materialien und Untersuchungen publiziert, so daß 1989, als es auch in der ČSSR zur Revolution und zum Sturz der kommunistischen Herrschaft kam, der Wissensstand über die Vorgänge um das Jahr 1968 als relativ gut anzusehen war. Dafür haben nicht zuletzt die Unterzeichner der Charta '77 gesorgt, die – wie Václav Havel oder Pavel Kohout – mit breitenwirksamen Publikationen zur Aufklärung über den „Prager Frühling" und seine Austreibung beigetragen haben.

Schließlich ist im Februar 1990 in der ČSSR die „Kommission der föderalen Regierung für die Analyse der Ereignisse der Jahre 1967/1970" ins Leben gerufen worden, die bis Ende 1992 arbeitete, ehe ihre Materialien und ihre Arbeit von einem Forschungsinstitut und einer Stiftung aufgenommen und fortgeführt wurden. Allein in Tschechien sind in den vergangenen Jahren Dutzende Studien und Dokumentationen publiziert worden. Aber auch in anderen Ländern, etwa in Deutschland, sind in den vergangenen Jahren Monographien und kaum mehr zählbare Artikel veröffentlicht worden, die auf den nun zugänglichen Unterlagen aus den Archiven der ehemals führenden kommunistischen Parteien und der Staatssicherheitsdienste basieren. Insofern kann der allgemeine Forschungsstand über den „Prager Frühling" als außerordentlich gut bezeichnet werden, wobei viele historische und politikwissenschaftliche Detailfragen, insbesondere das Zusammenspiel der Warschauer-Pakt-Staaten betreffend, als beantwortet angesehen werden können. Dagegen ist die sozial-, alltags- und mentalitätsgeschichtliche Dimension des „Prager Frühlings", seiner Voraussetzungen und Folgen bislang weniger in den Blick genommen worden. So stellen zum Beispiel Untersuchungen über die Einstellungen zum Prager Reformkommunismus innerhalb der verschiedenen Schichten der Gesellschaft bislang Ausnahmen dar. Es überwiegen politikhistorische Deutungen und Ansätze.

Das hier vorzustellende Buch stellt dabei keine Ausnahme dar. Auch in dieser Darstellung steht die Akteursperspektive jener im Mittelpunkt, die damals im Warschauer Pakt zu den nationalen Parteigrößen zählten und die in der ČSSR die Szenerie maßgeblich bestimmten. Miklós Kun, Osteuropahistoriker in Budapest, der u. a. Bücher über Michail Bakunin und Nikolai Bucharin publiziert hat, stellt auf der Grundlage von ungarischen, tschechischen und russischen Dokumenten sowie aufbauend auf der vorhandenen Forschungs- und Erinnerungsliteratur insbesondere dar, wie es zur Invasion am 21. August 1968 kam. Dabei gilt sein besonderes Interesse der Politik der „fünf" Staaten (UdSSR, Polen, Ungarn, Bulgarien, DDR) gegenüber der ČSSR. Bei dem ungarischen Autor steht dabei vor allem die ambivalente Politik János Kádárs im Zentrum des Interesses. Kádár war einerseits mit der tschechischen Führung besonders vertraut, andererseits fühlte er sich wiederum durch die Vorgänge auch besonders bedroht.

Insgesamt aber bietet diese Darstellung kaum Neues. Denn daß zum Beispiel Kádár in der Machtpolitik zwischen der KPČ und der KPdSU eine besondere Rolle einnahm, war bekannt, wenn Kun dies nun auch anhand der Akten detailliert darzustellen vermag.

Kun macht deutlich, daß die Invasion angesichts der Ereignisse 1956 in Ungarn – der 17. Juni 1953 in der DDR findet keine Erwähnung – machtpolitisch nicht überraschend kam und letztlich systemlogisch erfolgte. Er zeigt zugleich, daß der Okkupation kein über Nacht gefällter Beschluß zugrunde lag: "The soviet general staff had been working on the draft plans for the invasion since the end of February 1968" (S. 226).

Neben der knappen Darstellung beinhaltet das Buch zehn ausführliche Interviews mit damaligen Akteuren, zu denen neben tschechischen Reformkommunisten und dem Schriftsteller Ludvík Vaculík (Autor der *2000 Worte*) u. a. auch der sowjetische Botschafter in Prag, Stepan W. Červonenko, der Oberkommandierende der sowjetischen Streitkräfte in der ČSSR, Generalmajor Aleksandr Majorov (*The man who occupied Czechoslovakia* – so die Interviewüberschrift), und der spätere Wegbereiter von Perestroika und Glasnost in der UdSSR, Aleksandr Jakovlev, nach dem 21. August 1968 in der ČSSR mitverantwortlich für die Propaganda- und Medienpolitik, gehören. Diese Interviews bieten vor allem Aufschlüsse über die inneren Handlungsabläufe. Sie zeichnen zudem Handlungsperspektiven verschiedener Akteursgruppen nach. Insgesamt aber bieten auch sie über die individuellen Erinnerungsaspekte hinaus nur wenig neue Aufschlüsse.

Der vorliegende Band ist zwar kaum mit neuen Erkenntnissen und überhaupt nicht mit neuen Interpretationen oder Ansätzen ausgestattet, aber er versetzt wiederum die Leserinnen und Leser in die Lage, aus verschiedenen Perspektiven die

damaligen Handlungsabläufe zu verstehen und kennenzulernen. Insofern ist der Band vor allem jenen empfohlen, die sich mit dem „Prager Frühling" und seiner Niederschlagung zunächst vertraut machen möchten. Der Autor wendet sich wahrscheinlich ohnehin an ein breiteres Publikum. Darauf verweisen zumindest indizienhaft seine eingefügten Bemerkungen in den Interviews, die die Leserinnen und Leser immer wieder wissen lassen, mit welcher Physiognomie, mit welchen Reaktionen die Interviewten auf Fragen bzw. eigene Antworten reagierten. Diese journalistische Methode wirkt zwar zuweilen störend, ist aber durchaus breitenwirksam.

Als Fazit bleibt: ein Band, der anschaulich, empirisch breit und aus verschiedenen Akteursperspektiven die Vorgänge von 1967/69 in der ČSSR skizziert und darstellt. Nur der im Untertitel erhobene Anspruch, „weiße Flecken" *(blank spots)* zu tilgen, bleibt unerfüllt.

Ilko-Sascha Kowalczuk

Kurzanzeigen und Literaturhinweise

Communism, National and International. Hrsg. von Tauno SAARELA und Kimmo RENTOLA (= Societas Historica Finlandiae, Studia Historica, Bd. 58). – Helsinki: Suomen Historiallinen Seura (SHS) 1998. 348 S.

Im März 1997 tagte in Helsinki eine internationale Konferenz zum Thema „Verhältnis von Nationalem zu Internationalem in der Geschichte der kommunistischen Bewegung". Die Ergebnisse liegen inzwischen in einem Sammelband in englischer Sprache vor.

Das Maß der Uniformität in der internationalen kommunistischen Bewegung wird hauptsächlich für die Zeit der Komintern (1919–1943) und vor allem aus Sicht der nationalen Parteien bzw. ihrer Repräsentanten diskutiert. Im Mittelpunkt stehen dabei weniger organisatorische und tagespolitische als ideologische, kulturelle und soziale Aspekte. Eine Hauptthese ist, daß der Kommunismus als Bewegung, hier am Beispiel Finnlands gezeigt, eben auch nationale Ursprünge gehabt hat und dies für die Beziehungen zu bzw. Abhängigkeiten von Moskau von nicht geringer Bedeutung gewesen sei. Die differenzierten Untersuchungen zu Finnland, die auch den Schwerpunkt des Buches bilden, verdanken wir einem Projekt zur Geschichte des Finnischen Kommunismus am Institut für Politische Geschichte der Universität Helsinki.

Der erste Teil des Bandes umfaßt generelle Überlegungen zum Thema, die mit europäischem Ausblick besonders am Beispiel Finnlands, Frankreichs und Kareliens diskutiert werden. Es folgen biographische Studien zu Palmiro Togliatti, O. W. Kuusinen, Harry Pollit, Zeth Höglund und Peder Furubotn. Deutlich wird, wie sich trotz ähnlicher Voraussetzungen Entscheidungen und Karrieren unterscheiden konnten. So wurde Höglund bereits 1924 aus der Schwedischen Kommunistischen Partei ausgeschlossen; er ging den Weg zurück zur Sozialdemokratie. Der Finne Kuusinen machte dagegen Karriere in der Komintern. Er kehrte nicht in seine Heimat zurück, sondern stieg im Apparat der KPdSU auf. Anders Togliatti, ebenfalls ein Spitzenfunktionär der KI, aber nationaler eingestellt. Er wurde als Führer der kommunistischen Bewegung Italiens schließlich zum Kritiker des Moskauer Zentralismus.

Im dritten Abschnitt des Sammelbandes werden die einfachen Parteimitglieder behandelt. So zeigen Untersuchungen zur Sprache und Festkultur, wie die kommunistische Bewegung ihre Identität erfolgreich konstruierte. Die Diskussionen, die Anfang der zwanziger Jahre in Finnland um das neue Frauenbild geführt wurden, werden in einer Auswertung von Frauenzeitschriften nachgezeichnet. Schließlich verdient die finnische Untersuchung von in den sechziger Jahren gesammelten Erinnerungen kommunistischer Akteure an die dreißiger Jahre hinsichtlich einer allgemeinen Einschätzung des Wertes dieser Quellengruppe und des Umgangs mit ihr für weitere Forschungen Aufmerksamkeit.

Etwas außerhalb steht eine auf Interviews basierende Untersuchung über finnische Kommunisten an der Moskauer Parteischule von 1954 bis in die siebziger Jahre. Dem Band sind einige Fotos und ein Register beigegeben.

Michael F. Scholz

Lager, Zwangsarbeit, Vertreibung und Deportation. Dimensionen der Massenverbrechen in der Sowjetunion und in Deutschland 1933 bis 1945. Hrsg. von Dittmar DAHLMANN und Gerhard HIRSCHFELD (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte, N. F., Bd. 10). – Essen: Klartext Verlag 1999. 600 S.

Anfang 1995 veranstaltete die Forschungsstelle für Geschichte und Kultur der Deutschen in Rußland der Universität Freiburg mit dem Institut für Geographie der Russischen Akademie der Wissenschaften eine wissenschaftliche Konferenz in Mülheim/Ruhr, „die sich Nationalsozialismus und Stalinismus in vergleichender Perspektive näherte". Bis auf drei Texte haben die Herausgeber alle auf der Tagung gehaltenen Vorträge der Wissenschaftler aus Rußland, den Vereinigten Staaten, Polen, Frankreich, Österreich, Australien und Deutschland zusammengetragen. Hinzugefügt wurde noch eine Arbeit des englischen Historikers Ian Kershaw über das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus. Insgesamt enthält der Tagungsband 32 Beiträge, die fünf Themenkomplexen zugeordnet sind: „Zum Problem des Vergleichs", „Die Herrschaftssysteme", „Lager, Zwangsarbeit und Vernichtung in der Sowjetunion", „Lager, Zwangsarbeit und Vernichtung in Deutschland" sowie „Vertreibung und Deportation".

Das Ziel der Konferenz, darauf weisen die Herausgeber in ihrem Vorwort nachdrücklich hin, bestand nicht in einer gegenseitigen Aufrechnung der Gewalttaten und Opferzahlen von Nationalsozialismus und Stalinismus. Vielmehr ging es darum, „sich der ‚inneren Logik' der beiden Systeme anzunähern", also ihren jeweiligen Strukturen und Funktionsweisen. Das erst durch jüngere Forschungsarbeiten hinterfragte Axiom der „Unbegreifbarkeit" des Holocaust hat die Auseinandersetzung mit „den zugrundeliegenden Bedingungen der Massenverbrechen" lange Zeit unterdrückt.

Im Vordergrund der Tagung, die „zum ersten Mal in internationalem Maßstab [...] Wissenschaftler zusammen[führte], die sich mit der Unterdrückungs- und Vernichtungspolitik des Stalinismus und Nationalsozialismus beschäftigen", stand – soweit es möglich war – der Aspekt des Vergleichs. Dabei habe sich gezeigt, daß „beide Systeme ihrer Struktur nach in einer eigenartigen Mischung aus Chaos und Zielgerichtetheit durchaus Ähnlichkeiten auf[weisen], doch scheinen insgesamt die Unterschiede zu überwiegen". Ein zentrales Problem des Vergleichs besteht darin – das hat die Mülheimer Konferenz ebenfalls gezeigt –, daß es weder im Osten noch im Westen Wissenschaftler und Forschungseinrichtungen gibt, die hinsichtlich *beider* Systeme über die notwendige Sachkenntnis verfügen.

Trotz des großen Zeitraums, der seit der Konferenz vergangen ist, kann der vorliegende Band – von einigen kleineren Ausnahmen abgesehen – als hervorragende Dokumentation des erreichten Forschungsstandes angesehen werden, der „zugleich Perspektiven für die weitere Beschäftigung mit den Verbrechen beider Regime aufzeigt".

Ralf Zwengel

IWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-52368, Telefax: 030/838-55057

MITTEILUNG über ein Projekt | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angabe für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,– bzw. DM 20,– pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Ihnestraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/838-55056, -52368 Telefax: 030/838-55057
E-mail: iwk@hth-berlin.de

Postvertriebsstück
Imprimé à taxe réduite
Entgelt bezahlt

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin